

Die Flucht nach Amerika

Eine amüsante Hofgeschichte

von

Ossip Schubin



Felix Lehmann Verlag Berlin W.







Die Flucht nach Amerika

Wie flog unsere Sehnsucht so wild und so weit!
Wie schienen die Sterne so nah!



Die Flucht nach Amerika

Roman

von

Ossip Schubin

Vierte Auflage.

Felix Lehmann Verlag
Berlin W.

Ihrer Exzellenz
Gräfin Günther von der Groeben
in Freundschaft und Verehrung
zugeeignet.

Gräfin Tenzin an Frau von Barchow auf Schloß Buchau.

19. Januar.

Liebe Tante Armgard!

Nun ja . . . auf Deine besorgte Anfrage kann ich Dir nur antworten: Ja — ja! es ist wahr! Ich bin in Ungnade gefallen. Ja, ich, ausgerechnet ich, Marie Ernestine Armgard Henriette Adelgunde Gräfin Tenzin, geb. Gräfin Wladinski, genannt Titi — bin in Ungnade gefallen. Ich kann Dir nicht helfen, liebe Tante — es ist so, und unter uns gesagt, bin ich stolz darauf. Ich komme mir so wichtig vor, so wichtig, wie der Autor eines von der Zensur verbotenen Stücks. Denn siehst Du: eigentlich ist es zum Totlachen, Tante Armgard. — Die kleine Titi, die immer so beliebt war, ist in Ungnade gefallen, die kleine Titi, die immer so brav war, obzwar sie einen Mann gehabt hat, der um dreiunddreißig, sage dreiunddreißig Jahre älter war als sie, ist in Ungnade gefallen. —

Wenn Du mich nun händeringend fragst: warum — warum? da kann ich nur sagen, weil die kleine Titi ein amüsantes Buch geschrieben und es einge-

standen hat. Ich kann mich in die Brust werfen! — Wenn das Buch keinen Erfolg gehabt hätte, da hätte es mir nichts geschadet und meinem Verleger sehr wenig, denn die Druckkosten für die erste Auflage hatte ich übernommen, und er hatte nur dreihundert Mark zu zahlen nach Verkauf der ganzen sechshundert Exemplare, — eine Auflage von tausend Exemplaren zu veranstalten, hatten wir nicht gewagt. Ich hatte anfangs Lust dazu, aber mein Verleger hatte mir dringend abgeraten. Später wollte er das nicht zugeben; denn die sechshundert Exemplare waren in einer Woche ausverkauft.

Schon der Titel meines Büchleins machte Furore: „Die Naivitäten der Prinzessin von Uruska."

Der Inhalt in Tagebuchform schildert die verschiedenen Verwunderungen und Überraschungen einer sehr exotischen Prinzessin an einem großen europäischen Hof. Sie befindet sich dort mit ihrem Papa, einem etwas häuptlinghaften Monarchen, der gleich ihr erst kürzlich zum Christentum bekehrt, dasselbe zu wörtlich auffaßt, wobei beide aus einer Verlegenheit in die andere geraten. Sie wissen beide nichts von mildernden Umständen. Am allerwenigsten wissen sie die mildernden Umstände zu unterscheiden, die man gelten läßt, von jenen, die gerade verpönt sind. Mildernde Umstände sind nämlich immer Modesache . . . Nun, ich will Dir ein Exemplar schicken, sobald die neue Ausgabe (die dreiundfünfzigste) erschienen ist. Da wirst Du sehen, daß ich meine Sache wirklich ganz leidlich gemacht habe. Nur habe

ich an manchen Stellen die Wahrheit gesagt. Das war unstatthaft — war schlechter Ton. — Ich glaube, es war das einzig Unverzeihliche an meinem Buch.

Lena Retz, die mich immer interessiert hat, weil ihr Mann sogar um fünfunddreißig Jahre älter war als sie, und weil man ihr auch nie das geringste hat nachsagen können, die behauptete immer, der größte Luxus einer Frau sei die Liebe, man müsse lernen, sich ohne sie zu behelfen; sie irrte sich, der größte Luxus ist, die Wahrheit zu sagen. —

Hm! — Freilich! In der Kinderstube werden wir gelehrt, die drei absolut notwendigen Dinge für einen im Werden begriffenen Menschen sind: alle Tage ein Bad zu nehmen, unter gar keinen Umständen das Messer in den Mund zu stecken, und immer die Wahrheit zu sagen. Sogar das strenge Verbot, unter irgendwelchen Umständen Kritik an seinen Eltern zu üben oder am lieben Gott, tritt gegen diese drei Fundamentalsätze der Kindererziehung zurück.

In der Kinderstube . . . wohl gemerkt! Aber später . . . In bezug auf Bad und Messer behalten die Satzungen ihre ursprüngliche Geltung. Was jedoch die Wahrheit anbelangt, du lieber Himmel! — Das Urprodukt, der unverfälschte Artikel, mit einem Wort „die reine Wahrheit", die ist in der Gesellschaft verboten, wie ungekochtes Wasser zur Cholerazeit. Man hat nicht das Recht, *diese* Wahrheit zu sagen, weil dies, noch das Recht, *jene* zu sagen, weil das, dem nicht, weil es unklug, jenem nicht, weil es unzart wäre. Schließlich kommt man

zu der entmutigenden Überzeugung, daß man überhaupt nicht das Recht hat, irgend jemand die Wahrheit zu sagen als sich selbst und dem lieben Gott. —

Et encore!

Und einmal ist mir die Geduld gerissen, ich habe die Wahrheit sagen wollen, und hab' sie gesagt, hinter der Maske eines Pseudonyms. —

Wie amüsant das war, gerade so wie damals, als ich, von meinem Vetter Mutz Wesersloh, dem bei den Gardes du Corps, beschützt und in einen Domino vermummt, auf den Maskenball ging (den aus unserer Welt sonst nur Männer besuchen), und nun allen meinen Bekannten (mit verstellter Stimme) kleine Wahrheiten sagte. Aber als ich mein Buch veröffentlichte, war's doch noch schöner. Ganz Wehrland war meine Redoute, und ich sagte ganz Wehrland die Wahrheit en gros und en detail und freute mich riesig, wenn ich ins Schwarze getroffen hatte und die Menschen sich ein wenig darüber ärgerten. — Sie ärgerten sich immer nur ein wenig und schmerzlos; eigentlich lachten sie. Es kam alles so harmlos und originell heraus bei der unverdorbenen kleinen Prinzeß Uruska. Jeder las die Naivitäten. Die allerhöchsten Herrschaften lasen sie, und fanden sie höllisch boshaft — aber verteufelt klug und amüsant.

Sie fragten mich, ob ich mir wohl denken könnte, wer denn diese „himmlischen Indiskretionen" begangen habe.

Ich lächelte — und äußerte mich ablehnend über das Buch, nur damit ich (für den Fall einer Ent-

deckung) keiner Eigenlobduselei geziehen werden möge. — Der Erfolg entwickelte sich immer mächtiger — es war wirklich so, liebe Tante! Die International-Zeitung widmete den Naivitäten ein Feuilleton. Darin stand unter anderem: Wer auch der Autor dieses Buches sein mag, jedenfalls kennt er die Kreise, die er schildert, genau — kennt sie wie ein Höfling und schildert sie wie ein Schriftsteller. Er schildert sie, wie Heinrich Heine sie hätte schildern können, wenn er im Kammerherrnrock geboren worden wäre. —

Armer Heine und arme Mama Heine, um die wäre mir nämlich in diesem Falle ganz besonders leid gewesen. —

Ich lachte natürlich über diesen Artikel, und besonders über die Stilblüte! Aber ich war auch sehr stolz darauf . . . und schwieg. —

Zwei Tage darauf stand in der Abendpost — das ist nämlich ein sehr kluges, aber fürchterlich demokratisches Blatt, von dem Du wahrscheinlich nichts weißt: „Wir haben nichts gegen diese prickelnden Momentphotographien als ihre Anonymität. Ein anonymer Schriftsteller, der an lebendigen Persönlichkeiten sein Mütchen kühlt, macht uns den Eindruck von einem Meuchelmörder, der aus einem Versteck heraus . . ." — Diese Bemerkung freute mich weniger — aber eilig schüttelte ich den unangenehmen Eindruck von mir ab — „Demokraten sind immer unausstehlich," sagte ich mir, „sie nehmen alles so ernst!"

Die Auflagen häuften sich noch weiter — aber der Neid regte sich. —

Von einem Tag zum andern schlug die Stimmung um. Das Buch wurde in den Kot gezerrt — jeder literarische Wert ihm abgesprochen.

Die Naivitäten waren nichts mehr als ein Pasquill voll verfälschtem Klatsch. Sie mußten von einer weggejagten Kammerjungfer stammen, die in Beziehungen zu einem Journalisten stand, einem ganz untergeordneten natürlich.

Dann kam das Ärgste. —

Ein Feuilleton mit Enthüllungen!

Die Klavierlehrerin einer der Prinzessinnen wurde verdächtigt. Man bewies es haarklein, daß sie und nur sie imstande gewesen sein konnte usw. usw. — und daraufhin wurde die Klavierlehrerin, Fräulein Isolde Walter, von einem Tag zum andern ihres Unterrichts bei der Prinzessin enthoben.

Als ich das erfuhr, verbrachte ich eine schlaflose Nacht, und den Tag darauf verfügte ich mich zur Oberhofmeisterin und gestand ihr alles. —

Sie küßte mich auf die Stirn und erklärte mir, „ich sei eine schneidige kleine Frau". Ich ging mit ruhigem Gewissen und erleichtertem Herzen nach Hause. —

Nur . . . zwei Tage später wurde Fräulein Walter neuerdings in ihr Klavierlehrerinnenamt eingesetzt — und ich wurde vom Hofe verwiesen. —

Jetzt hast Du die ganze Geschichte, liebe Tante. — Schlimmeres war nicht dabei. — Im übrigen machst Du Dir, glaube ich, in bezug auf die Sache viel zu viel Sorgen. Die Ungnade kann ja nicht

dauern; wenn Seine Majestät von der Inspektion seiner neuen Provinzen in Afrikanien zurückkommt, lacht er sich schief über die Wichtigkeit, die man meinen schlechten Witzen beigelegt hat. Er ist der erste, der mich an den Hof zurückruft. Wir amüsieren uns zu gut, er und ich. Er ist der einzige Mensch in Wehrland, dem man manchmal die reine Wahrheit sagen darf. —

Inzwischen ist meine Lage keineswegs beneidenswert. — Es ist und bleibt eklig, wenn ein alter Bekannter, der mich plötzlich auf der Straße erblickt, in ein Nebengäßchen einbiegt oder hinter einer Litfaßsäule verschwindet, um einer Begegnung mit mir vorzubeugen. —

Da richte ich denn eine große Bitte an Dich, liebe Tante; dürfte ich, solange diese dumme Ungnade dauert, zu Dir nach Buchau? Es wäre mir recht sehr darum zu tun, mich unter Deinem Schutz zu fühlen — auch würde Deine soziale Autorität viel dazu tun, meine Stellung zu stützen.

Ihr seid beide, Du und Onkel Hans, so durch und durch loyale, königstreue Menschen, daß die Welt sich sofort sagen müßte, die nehmen keine Nichte bei sich auf, wenn sie wirklich Schläge verdient hätte.

Bitte, liebe Tante, telegraphiere mir, wann ich meine Koffer packen darf.

In treuer Verehrung

Deine Titi.

Grüße an Onkel Hans. —

22. Januar.

Das wäre deutlich! —

So benimmt man sich gegen seine Lieblingsnichte, wenn sie in Ungnade gefallen ist. O ja, man ist königstreu. —

Auf meinen Wunsch, den Rest meiner provisorischen Ungnade friedlich abwartend in Buchau zu verbringen, fordert mich Tante Armgard auf, mich doch mit einer passenden Begleitung versehen nach Italien zu begeben. Meine Lage sei viel ernster als ich es selber ahne. Sie bat mich ausdrücklich, momentan nicht nach Buchau zu kommen. — Es sei begründete Hoffnung vorhanden, daß Onkel Hans zum Zeremonienmeister bei Seiner Majestät vorgeschlagen werden sollte, und da — „Du begreifst, wie fatal es unter den Umständen wäre . . .“

. . . Ich habe gelacht beim Lesen dieses Briefes, aber mir ist's doch kalt über den Rücken gelaufen.

Hm! . . .

Tante Armgard hat recht.

Es ist ein viel ernsterer Zustand, in Ungnade zu stehen, als ich dachte.

Nun, sobald S. M. aus Afrikanien zurückkehrt . . . ach . . . Der Diener meldet Besuch. —

Eine Stunde später. —

Ich dachte, es wäre die Oberhofmeisterin und sie sei gekommen, mir einen günstigen Umschwung in meinen Verhältnissen zu melden. —

Nein! Es war Fräulein Isolde Walter, die fälschlich verdächtigte Klavierlehrerin.

Also so sah sie aus, die Ärmste! Klein, breit, mit kurzgeschnittenem Haar unter einem ganz schmucklosen braunen Filzhut, einem Männerhut! Den Mantel hatte sie höflichst draußen abgelegt und erschien vor mir in einem Normalkleid aus braun und grau kariertem Tuch. Ihr kurzes, derbes Gesicht war von Wind, Wetter und Sonne braunrot verbrannt; unter der kurzen Nase zog sich die Oberlippe lang und flach über dem großen Mund. — Sie dauerte mich. —

„Ich werde Sie nicht lange stören," erklärte sie mir, „nur in aller Kürze möchte ich Ihnen sagen, wie edel ich Ihr Vorgehen mir gegenüber finde — und daß ich Ihnen von ganzem Herzen dankbar dafür bin!" —

Ihr tiefes, rauhes, aber warmes Organ tat mir wohl. Der Blick ihrer kleinen, dunklen Augen war überraschend klug und ihr Mund zeigte beim Sprechen angenehme, wohlwollende Kurven. Ich forderte sie auf, sich niederzusetzen.

„Was ich getan habe," wehrte ich ihrer Dankbarkeit, „war selbstverständlich — war einfach anständig."

„Es war überraschend anständig!" entgegnete sie mir. —

„So!", lachend, „überrascht es Sie, wenn Sie unter uns anderen einem anständigen Menschen begegnen!"

„Es überrascht mich überhaupt!" entgegnete sie mir, „was das anbelangt, gibt's für mich keinen Standesunterschied."

Sie fing an, mich zu amüsieren; ich forderte sie

auf, eine Tasse Tee mit mir zu trinken. Als wir eine halbe Stunde später schieden, hatten wir ein Wiedersehen verabredet.

23. Januar.

Den Tag, nach dem ich von den Hoflisten gestrichen worden bin, hab' ich meinen Visitenkartenbehälter im Flur ausgeleert, weil ich feststellen wollte, wie rasch sich der Vorrat erneuern würde.

Man sieht heute noch die blauen Drachen am Boden der chinesischen Salatschüssel.

Nicht, daß meine Freunde ganz aufgehört hätten, mich zu besuchen. Sie kommen noch immer, aber Visitenkarten geben sie nicht mehr bei mir ab. Sie kommen inkognito.

Sie wollen nicht mehr eingeladen werden, und laden nicht mehr ein. —

Meine leeren Abende mehren sich erschreckend.

Um so besser. Ich habe endlich Zeit, Theater und Konzerte zu besuchen. —

Fräulein Walter begleitet mich meistens dabei.

Als ich sie zum erstenmal dazu aufforderte, fragte ich etwas beklommen, ob sie sich dadurch, daß sie mit mir gesehen würde, nicht am Ende in ihrer Karriere schaden könnte. Sie zuckte nur die Achseln. Bei der Prinzessin habe sie's gemeldet, daß sie, um mir für meine „edle Aufrichtigkeit" zu danken, in Beziehungen zu mir getreten sei. Die Prinzessin habe traurig ausgesehen und — mich grüßen lassen. „Die andern können mir alle gestohlen werden!" versicherte sie.

Wir haben dicke Freundschaft geschlossen und nennen uns bei unseren Vornamen — Titi und Olde. Das „Isolde“ hat sie sich verbeten, es paßt zu schlecht zu ihr, behauptet sie.

25. Januar.

Gestern abend haben wir Verdis Requiem in der König Michael = Gedächtniskirche gehört, Verdis Meisterwerk. Ein kolossaler, dramatischer Zug durchweht diese Schöpfung — etwas, das an das „letzte Gericht“ von Michel Angelo in der Sixtinischen Kapelle erinnert, das letzte Gericht mit dem olympischen Donnergott in der Mitte. Wie genial und unwillkürlich zutreffend (wie alle echte Genialität) war es doch von Michel Angelo, die maßgebende Persönlichkeit im Mittelpunkt des letzten Gerichts als einen herrlichen jungen Heidengott darzustellen. Die unsern christlichen Vorstellungen entsprungene Gottheit wäre der verächtlichen Geste nie fähig gewesen, mit der der allerhöchste Richter das Menschengeschmeiß in die Hölle stößt; und Michel Angelo hatte noch nicht einmal Nietzsche gelesen! — — —

Wir waren beide tief ergriffen. — Als wir die Kirche verließen, sagte Olde zu mir:

„Seltsame Auffassung für ein Requiem — Verdi hofft auf den Himmel, aber er glaubt an die Hölle.“

Die Musik klingt nämlich an vielen Stellen atemraubend grausam. Dort, wo die weiche Stimmung einsetzt, nimmt sie immer die Form einer Klage an —

oder eines in eine Todesfeier hineinverirrten Liebes-lieds. —

Ein schauerlich dringender Lebenswunsch durchklingt das ganze Werk; umsonst sucht man darin die beruhigende Milde einer himmlischen Tröstung. —

Man tritt aus der Kirche mit Wunden in der Seele — mit einem gereizten Zorn gegen eine Schöpfung, die den Tod notwendig macht. — Nicht ein Takt lang Resignation ist in diesem Requiem, nur am Schluß das Zusammenbrechen in einer trostlosen, nach Ruhe flehenden Müdigkeit.

Heute mittag in der Generalprobe eines Nikischkonzerts hörten wir das deutsche Requiem von Brahms. —

Welcher Gegensatz! — Aus dem herben Schmerz der ersten Gesänge ringt sich eine befreiende Verklärung.

Es ist, als nähmen milde Herbstsonnenstrahlen uns in die warmen, goldenen Arme und trügen uns über alle irdischen Hindernisse hinweg, aus allen beklemmenden Kleinlichkeiten und Ängsten heraus, sachte zu höheren Sphären empor.

Dazwischen ziehen sich lange Strecken von musikalischer Unfruchtbarkeit, die bei dem Werk des üppigen Italieners fehlen. — In dem pulsiert ein geradezu unverwüstlicher musikalischer Überfluß. —

Als ich Isolde auf diese Umstände aufmerksam machte, erwiderte sie:

„Musikalisch steht das Requiem von Verdi höher, ethisch das von Brahms."

Ich lachte ihr ins Gesicht und fragte, was sie meine. —

Sie erwiderte mir ärgerlich:

„Das ist doch klar. — Was Verdi ausgedrückt hat, ist von einer schönen und reichen musikalischen Sinnlichkeit, die Brahms fehlt; was Brahms auszudrücken versucht hat, steht auf einer ethischen Höhe, die Verdi nicht einmal ahnt."

Wenn sie so etwas sagt, so erinnert mich der Ausdruck ihres Gesichts immer an den jener großen alten Affen, in deren Augen die Weisheit von Jahrtausenden aufgespeichert und lebendig begraben zu liegen scheint. Ich war mutwillig genug, ihr das mitzuteilen.

Sie saß gerade mit untergeschlagenen Beinen vor meinem Kamin und schürte das Feuer. —

„Sie haben ganz recht, aber ich hab' nicht nur die Augen, ich sehe überhaupt aus wie ein Affe . . . Betrachten Sie einmal mein Gesicht, keine Nase und nur zwei Nasenlöcher — der Mund ein halbrunder Strich, die Oberlippe länger als das Kinn. — Es ist nur ein Wunder, daß ich mich nicht mit dem Fuß hinter dem Ohr kratze — nächstens will ich's versuchen!"

Ich habe gelacht, bis zu Tränen! —

„Wie Sie übertreiben!" habe ich ausgerufen.

„Etwas, aber nicht viel!" gab sie mir gelassen zur Antwort, und schüttelte phlegmatisch ihren häßlichen, interessanten Kopf.

„Das Komische ist, daß ich im Grunde das Temperament einer grande amoureuse habe!" beichtete

sie. „Aber es fehlt mir an Äußerungsfähigkeit. — Ich könnte mich nur lächerlich machen. — Da mir das widersteht, habe ich mich hineingefunden, einfach zuzuschauen, was die andern, die besser zur Liebe ausgerüsteten Menschen, mit ihrem Leben anfangen und mich halb tot zu ärgern, wenn sie's nutzlos verzetteln. — Ach, Titichen, wenn ich Ihre Erscheinung gehabt hätte!" —

„Nun, was hätten Sie getan?"

„Anstatt ein Buch zu schreiben, hätte ich einen herrlichen Menschen glücklich gemacht!" —

„Welchen?"

„Wie soll ich das wissen? — Bin ich jede Woche im Herbst von einem Schlosse zum andern geflitzt, und hab' ich vielleicht im Winter jeden Abend auf einer andern Botschaft getanzt wie Sie?"

Nachdem ich sie darüber aufgeklärt hatte, daß man in Helmopolis nicht gerade Gelegenheit hat, jeden Abend auf einer andern Botschaft zu tanzen, bemerkte ich:

„Ich habe schon sehr viele nette und einige sehr nette Menschen kennen gelernt, — einen h e r r l i c h e n Menschen habe ich noch nicht entdeckt."

„Das ist nur, weil es Ihnen an der nötigen Hellseherei des Herzens gefehlt hat!" erklärte sie. Nach einer Weile: „Sagen Sie aufrichtig: Waren Sie je verliebt?"

„Nein," erwiderte ich mit Humor, „aber ich war verheiratet!"

Sie zuckte ablehnend die Achseln.

„Waren Sie's wirklich?"

„Standesamtlich und kirchlich!"

„Na ja, na ja . . . aber . . . und verliebt waren Sie gar nicht?"

Ich schwieg.

„Hm! wirklich der Mühe wert, eine der hübschesten Frauen der Welt zu sein!" — Isolde gähnte und rieb sich die Augen. —

„Und Sie?" fragte ich. —

„O rühret, rühret nicht daran", erwiderte sie mit Galgenhumor. — Im Hinausgehen stolperte sie über eine jener mit grobem, pelzartigem weißem Zeug überzogenen Puppen, die junge Bären darstellen und die diesen Winter Mode geworden sind. Junge Frauen und erwachsene Mädchen spielen damit, wie die Kinder, und lagern auf die Untiere alle Liebkosungen ab, für die sie anderweitig keine Verwendung haben. —

„Von wem haben Sie denn das Ungeheuer?" fragte sie, indem sie sich nach dem Bären bückte und ihn auf ihren Arm hob. Sie berührte ihn so zärtlich, als ob er ein kleines Kind gewesen wäre. —

„Abschiedsgeschenk von meinem Vetter Botho! Er behauptete, das sei der Anbeter, den ich brauche — einer, der sich absolut alles von mir gefallen lassen würde, ohne zu mucksen!"

„Hm! Ganz so weit hat es Ihr Vetter nicht gebracht! Hm! Hm! Ist ein schöner Mensch, Ihr Vetter, obzwar er kahl ist!"

„Ein romantischer Lockenkopf würde ihn nicht kleiden," replizierte ich fast empfindlich für Botho.

„Ist auch meine Ansicht! — Und wo befindet er sich momentan?"

„Irgendwo in Indien, er jagt Tiger."

„Ah, um sich zu zerstreuen!"

„Wahrscheinlich", etwas kurz.

„Sie haben ihm einen Korb mitgegeben auf die Reise."

„Was geht Sie das an!" fast weinerlich.

„Nichts! — Nur, ich habe immer Sympathien gehabt für Ihren Vetter Botho."

„Ist er vielleicht der herrliche Mensch, den ich durchaus hätte glücklich machen sollen?"

„Er ist ein ungewöhnlich anständiger Mensch!" erwiderte sie bedächtig, „und wenn Sie ihn gemocht hätten, so wäre er für Sie der herrliche Mensch gewesen! Das Beiwort herrlich, von einer Frau auf einen Mann angewandt, ist nie bezeichnend für seine Eigenschaften, sondern immer nur für ihr Gefühl!" —

Ich schwieg eine Weile, sie auch, wobei sie Jumbo, so heißt mein Bär, zärtlich die Wangen streichelte. —

„Nun gute Nacht; wenn Sie sich endlich einmal entschlossen haben werden, Ihren Vetter zu heiraten, dann schenken Sie mir Jumbo!" —

„Oh, wenn Sie so lange warten wollen!"

„Ja, so lange," damit nahm sie Jumbo bei den Oberarmen — oder Vorderbeinen — und setzte ihn mir energisch auf den Schoß. Dann blieb sie ein Weilchen vor einem großen Spiegel stehen, betrachtete sich aufmerksam, bemerkte trocken: „Ja, und so etwas heißt Isolde!" worauf sie verschwand. —

Als sie fort war, machte ich allerlei Unsinn. — Ich kraute Jumbo hinter den Ohren, ich drückte seinen Kopf an meine Brust, dann nahm ich ihn beim Kragen und warf ihn irgendwo hin. Er fiel glücklicherweise in eine sehr weiche Sofaecke.

Ich aber fing an, nachzudenken.

Es läßt sich nicht leugnen, daß mein Vetter Botho (ein recht weitschichtiger Vetter übrigens) in seiner Art ein famoser Mensch ist. Aus ursprünglich holsteinischer Familie, ist er jetzt der Typus des wehrländischen Junkers. Breitschultrig, mächtig gebaut und sechs Schuh lang, gehört er zu den Persönlichkeiten, die es für ihr angeborenes Vorrecht halten, den Durchschnitt der Menschheit zu verachten, und für ihre angeborene Verpflichtung, ihn zu beschützen.

Er ist blond, kahl, glatt rasiert, mit markigen, regelmäßigen Zügen. — Um den Mund zuckt ihm oft ein etwas schief geratenes Lächeln, das zugleich Wohlwollen ausdrückt und Sinn für Humor. Dieser selbe Sinn für Humor verrät sich auch durch die häufig zuckenden Fältchen um seine Augen.

Er ist sehr intelligent, aber alle seine Interessen drehen sich um Wehrland. Er hat Französisch vergessen und Englisch nie gekonnt! Wie er sich in Indien zurechtfindet, weiß Gott. Die deutschen Klassiker kennt er ausgezeichnet und beweist ihnen die gebührende Achtung. Auch in der romantischen Lyrik ist er bewandert und schwärmt für Eichendorff. Zu Heine hat er sich nie in ein erquickliches Verhältnis stellen können. Er gehört zu den Menschen, die es nicht vermögen,

die billige Heinische Grimasse von dem edlen und traurigen Heineschen Urgesicht zu unterscheiden. — Er tut immer das Rechte — mechanisch — es ist fast eine Reflexbewegung, begeht nie eine Taktlosigkeit und ist keiner Gemeinheit fähig. An übermäßiger Nächstenliebe leidet er nicht; aber seine Verachtung des Nächsten überschreitet selten die Grenze eines nachsichtigen Mitleids. Er hält nicht besonders viel von sich — hingegen sehr viel von der Kaste, der er angehört.

Natürlich hat er in Bonn studiert und war bei den Borussen aktiv, wovon sehr viele schöne, wappengeschmückte Teller in seinem Besitz und zwei Schmisse auf seiner Wange zeugen. Sein Freiwilligenjahr hat er bei den Gardekürassieren abgedient. Er besitzt in der Mark ein Schloß im friderizianischen Stil, jenem strengen und überlegenen Stil, den mit vereinfachter und verstärkter Feierlichkeit Messel nachahmt bei den Palästen, die er für reiche Kommerzienräte im Tiergartenviertel baut. Nur ist der Messelstil ganz einheitlich, während sich in den friderizianischen doch eine Menge zeitgenössische Unarten allerliebst eingeschlichen haben. Von dem langgestreckten Giebel ragen abwechselnd Graburnen und nackte Statuen auf, was komisch wirkt, aber sicherlich nicht einer symbolischen Bedeutung entbehrt. Herrlich ist der Park — diese Linden und Eschen — die samtigen Wiesen! Der große, eingemauerte Teich, auf dem die Schwäne dahingleiten — o ja, das ist alles wundervoll — aber das gibt es in andern Parks auch. Was es nicht gibt, das ist ein Plätzchen darin, das ich erst bei meinem

letzten Besuch in Böckow entdeckte, so geschickt versteckt ist es; ein Zwinger für ausgemusterte Pferde. Botho kann sich nicht entschließen, seine Pferde erschießen zu lassen, solange ihnen noch irgendeine Fähigkeit bleibt, das Leben zu genießen. Da stolzieren denn seine alten, vierfüßigen Freunde gemütlich nebeneinander, sie haben Schatten und Sonne bis in den Abend hinein und können sich abwechselnd wärmen und kühlen, wie's ihnen beliebt. Ich kam gerade dazu, wie Botho mitten zwischen ihnen stand, sie abklopfte und mit Leckerbissen fütterte. Er wurde dunkelrot, als er mich sah. Ich aber muß gestehen, daß ich mich schwach werden fühlte. Ich glaube, wenn damals nicht ein drabfarbener Stallbursche mit einem Korb voll gelber Rüben, Melonenschalen, Brot und Zucker hinter Botho gestanden hätte, so wäre mein Schicksal besiegelt gewesen . . . Aber . . . Der Stallbursche war eben da. —

1. Februar.

Bin heute der Oberhofmeisterin begegnet. Zum ersten Male habe ich sie „gesehen", — früher hatte ich sie noch nie mit Bewußtsein gesehen und bewundert. — Sie ist ganz eingesponnen und verwickelt in Vornehmheit. Sie kann gar nicht heraus aus der Vornehmheit. — Manchesmal macht sie das dem gewöhnlichen Leben gegenüber unbeholfen — n'importe, es ist ein großes Prestige in dieser Unbeholfenheit, in diesem sich nicht mehr auskennen über gewisse Grenzen hinüber. Eine derartige Unbeholfenheit hat Stil. Hm!

Ich fang schon an, mich dem Hof gegenüber der Ausdrucksweise eines Outsiders zu bedienen.

Aber die Gräfin X. hat es mir wirklich angetan. — Seltsam ist's, wenn sich unter ihrer Unbeholfenheit das Mitleid regt, — und das ist oft — denn sie ist sehr warmherzig. —

Dann wird sie eine tragische Figur. Deutlich kann man an ihr die Zuckungen eines Menschen mit gebundenen Armen wahrnehmen, der einem Ertrinkenden das Leben retten möchte. — Traurig sieht sie dem Ertrinkenden aus ihren wunderschönen Augen zu — und sagt: „Wenden Sie sich doch an dieses oder an jenes Amt, das ist der korrekte Weg — ich kann wirklich nichts für Sie tun . . . mir ist so leid!"

Indessen ertrinkt er.

Das wußte ich alles schon längst, aber als sie bei Mulde, dem Kunsthändler, meinen Gruß mit einem so freundlichen Augenzwinkern beantwortete, da vergaß ich's und beging eine ungeheure Taktlosigkeit. Ich kam auf sie zu — ich war immer ein besonderer Verzug und Liebling von ihr gewesen — und sagte:

„Ist das eine Freude, Sie wieder einmal zu sehen, Gräfin!"

„Ganz gegenseitig — aber was sagen Sie zu diesen spanischen Klexereien, die Augen brennen einem davon. Nicht wahr! . . ."

„Darf ich Sie einmal besuchen, Gräfin?" — bittend, wie ein gescholtenes Kind, das zu Kreuze kriecht. —

„Ich werde mich ja so freuen — das heißt . . .

ich bin wirklich nie zu treffen . . . aber wenn Sie erlauben, besuch' ich Sie . . . wann?"

Beim Haar hätte ich geantwortet, ich bin auch nie zu treffen, da sah ich wieder den tragischen Zwiespalt der großen Güte mit der vornehmen Unbeholfenheit, das heimliche Zucken der gebundenen Arme. —

„O, ich bin jetzt fast immmer zu Hause" murmelte ich.

„Gut, nächstens will ich's versuchen." — Und sie reichte mir die Hand, was unter den Umständen unerhört schneidig war. Gleich darauf verschwand sie, ohne die weiteren Säle auch nur betreten zu haben — und sie kann doch nur wegen der Laszlo-Ausstellung gekommen sein. Ich habe mich mein ganzes Leben lang nicht so geschämt.

5. Februar.

Fräulein Walter kommt alle Tage. Wir spielen vierhändig miteinander und trachten uns in ein Verständnis für Richard Strauß hineinzuspielen. Bis jetzt ist es uns noch nicht gelungen. —

„Das ist schön bei uns Deutschen, keiner ist so verrückt, daß er nicht einen noch verrückteren fände, der sich einbildet, ihn zu verstehen!" sagte Olde und ich fiel ein:

„Sie toben wie vom bösen Geist getrieben, und nennen's Freude und nennen's Gesang!"

So schimpften wir eine Weile genußreich und einträchtig. — Heute aber lese ich in einer Samm-

lung zeitgenössischer Urteile über die Musik verschiedener Epochen folgendes:

„Dem jungen Komponisten ist Talent nicht abzusprechen, wenn er sich auch gerade in den Geist dieser Dichtung nicht einleben konnte. Die krassen Häufungen von Dissonanzen, sowie der Mangel an Melodie wirken verstimmmend. —“

Der „junge Komponist“ war — Franz Schubert, die Komposition — der Erlkönig! —

Daraufhin strich meine kritische Dreistigkeit die Segel. Als Isolde mich besuchte, las ich ihr die Schubert bezüglichen Zeilen vor.

„Offenbar hat jede Generation andere Ohren“, setzte ich etwas traurig hinzu. Ich hatte meine musikalische Selbständigkeit verloren. —

Olde aber fährt fort, gegen die jetzige Musik zu zetern. — Kürzlich hat sie dafür ein neues Wort geprägt: „musikalischen Sadismus“. Es ist nicht unrichtig. — Aber nicht nur die musikalische, auch die literarische Dichtung unserer Zeit scheint im Zeichen des Sadismus zu stehen; d. h. im Zeichen der interessanten Peinlichkeiten.

8. Februar.

Heute war die Oberhofmeisterin bei mir. Sie kam zu Fuß ohne Diener, als Privatperson, so wie eine große Dame ausgeht, um Wohltätigkeit zu üben. —

Sie umarmte mich beim Kommen und nannte mich „liebes Kind“. Man merkte es ihr an, daß

ich ihr leid tue, und daß sie meine Verurteilung für ungerecht ansieht. — Wir tranken Tee mit einander. Sie war reizend und demütigend. Von all dem, was mich interessiert hätte, erzählte sie mir nichts — alle amüsanten Mitteilungen in bezug auf gemeinschaftliche Bekannte unterdrückte sie. Es waren nicht mehr „unsere" — es waren nur mehr ihre Bekannten, die mich ganz und gar nichts angingen. Hingegen lobte sie mit Begeisterung mein Teegebäck und einen hübschen alten Schrank, den sie für eine neue Anschaffung hielt, der aber schon, seit ich meine Witwenwohnung bezogen, da gestanden hat.

Kurzum, sie behandelte mich wie einen Menschen in einer inferioren Lage, dem man weiß zu machen trachtet, daß seine Lebensbedingungen wirklich ganz annehmbar sind, obzwar man sich nicht einen Augenblick selbst darin glücklich fühlen könnte. — Schließlich wurde ich ungeduldig.

„Gräfin," rief ich, „Sie tun, als ob ich eine durchgegangene Frau wäre, und ich versichere Sie, daß ich immer sehr brav gewesen bin!"

„Aber mein liebes Kind, ich kenne Sie ja!"

„Nun also!"

Wir saßen beide am Kamin — die Tee-Etagere zwischen uns. Das Feuer flackerte und warf hübsche rötliche Reflexe über das weiße Berliner Porzellan. Die Oberhofmeisterin war nachdenklich geworden. Sie hielt ein Biskuit in der einen, ihre Teetasse in der anderen Hand und hatte beides vergessen. — Wie

hübsch sie aussah in ihrem einfachen schwarzen Tuchkleid und ihrem kleinen schwarzen Kapotehut. — Offenbar war wieder einmal eine Hoftrauer im Absterben (sie trug keinen Krepe mehr), und ich hatte nicht einmal davon erfahren. —

„Titi!", begann sie. Sie hatte mich sonst nie Titi genannt, obzwar der Altersunterschied zwischen uns, im Verein mit unserer schon lange bestehenden Freundschaft, sie dazu berechtigt hätte. „Titi! mir ist sehr leid um Sie — aber ganz freisprechen kann ich Sie nicht — Sie haben doch eine Dummheit gemacht!"

Ich warf den Kopf zurück.

„Eine Dummheit!" wehrte ich mich fast empfindlich.

„Ja, mein liebes Kind — Sie sind nämlich an unrechter Stelle geistreich gewesen — das rächt sich immer. — Ich habe Ihr Buch noch einmal genau durchgelesen, es enthält keine Zeile, die ein großzügiger Mensch, wie S. M. verurteilt hätte, zum wenigstens keine, die er nicht mit einem Lächeln verzeihen könnte, vielleicht würde er Ihnen dabei mit dem Zeigefinger drohen, ich weiß es nicht. Ernst nehmen würde er Ihr Verbrechen auf keinen Fall. — Aber S. M. ist weit — und mit jedem Tag werden Sie Ihren maßgebenden Beziehungen mehr entfremdet. Hierdurch webt sich ein Sagenkreis um Ihr unschuldiges Haupt. — Es wimmelt momentan von boshaften anonymen Briefen — und Sie werden als Urheberin derselben bezeichnet. Ihr Salon gilt als

die heimtückische Ränkeschmiede von Wehrland. Man mißt Ihnen eine Bedeutung bei, die Sie nicht haben, und eine Perfidie, deren Sie unfähig sind. — Alles, weil Ihnen niemand zur Seite steht, der Sie höheren Orts verteidigen könnte. — Haben Sie denn niemand, der Ihre Angelegenheit in die Hand nehmen könnte?"

„Ich hoffte auf Sie, liebe Gräfin!" fiel's mir von den Lippen.

Sie schüttelte den Kopf.

„Ich bin machtlos! Es müßte eine ganz unabhängige Persönlichkeit sein. Ein Mann, aber ein Mann, bei dem jeder Verdacht . . . ausgeschlossen wäre . . . ach, Sie verstehen mich . . ."

Die Uhr auf dem Kamin schlug sechs. —

„Wie ich mich bei Ihnen verplaudert habe, liebe Titi —"

Sie küßte mich auf die Stirn und war verschwunden. —

Ich habe meine beiden Ellenbogen auf die Knie gestützt und ins Feuer gestarrt. —

Einen Mann, von dem man nicht vermuten könnte, daß er sich meiner um süßen Lohn annimmt — einen feuerfesten Ehrenmann. —

11. Februar.

Einen feuerfesten Ehrenmann! Ich weiß nur einen — und der ist in Indien. Er schießt Tiger, um sich zu zerstreuen — um mich zu vergessen. —

Ja, wenn der da wäre! — Aber, er ist eben nicht da, er ist fort, weil ich ihm einen Korb gegeben habe.

— Da kann ich ihn doch nicht zurückrufen, und kann's auch nicht in die Welt hinaussingen, „er soll mein Streiter sein!" —

Denn das Lied hat eine Fortsetzung:

Will er Gemahl mich heißen,
Geb ich ihm, was ich bin!

und dazu habe ich noch immer keine Lust. —

Nun, ich muß eben tragen, was ich mir aufgeladen habe. Aber ich trage es schwer — alle Tage schwerer. —

Als die Oberhofmeisterin sich zurückgezogen hatte, weinte ich bitterlich. Ich war noch in diese unfruchtbare Beschäftigung vertieft, als Olde eintrat. Sie kommt jetzt schon unangemeldet. Sie ist meine intimste Freundin. Sie benahm sich dementsprechend. Vor allem zankte sie mich aus. Das ist in solchem Falle das Beste, um einem Courage zu machen.

„Schämen Sie sich doch," herrschte sie mich an, „Tränen zu vergießen, zu jammern wie ein Baby, das man in den Winkel gestellt hat, weil es unartig war! Man wird Sie schon wieder herausholen, never fear — Sie werden mit allen Ehren und Würden in Ihr Heimatselement zurückkehren. Indessen halten Sie den Kopf hoch. Schreien Sie's der Hofgesellschaft ins Gesicht — ich habe nichts getan, wofür ich mich schämen müßte. Ihr solltet euch dafür schämen, daß ihr mein geistreiches Buch falsch aufgefaßt habt!"

Darauf erwiderte ich schluchzend, es handelt sich ja gar nicht um das Buch — es — die Leute, es, ach — und dann erzählte ich ihr von den anonymen

Briefen usw. usw. . . . von den verschiedenen Infamien, die alle mir in die Schuhe geschoben werden. Sie runzelte die Stirn.

„Erbärmliches Pack!“ grollte sie — und ich fast heulend:

„Wenn man einmal von oben fallen gelassen worden ist, so ist man den Hunden auf der Straße preisgegeben. — Ein jeder hat das Recht, einen anzubellen, nach einem zu schnappen und einem die Kleider vom Leib herunter zu reißen!“

Ich hatte beinahe einen hysterischen Anfall. Sie zankte und tröstete abwechselnd, klopfte mich auf den Rücken und rieb mir die Schläfe mit Eau de Cologne, bis ich mich endlich beruhigt hatte, dann sagte sie:

„Das sind alles sehr unangenehme, aber vorübergehende Dinge. Ich glaube nicht an die Permanenz Ihrer Hofverwiesenheit. — Nur . . . nur der Welt gegenüber würde ich an Ihrer Stelle tun, als ob ich daran glaubte . . . und mich auch ganz danach einrichten. Die Rolle des Prometheus würde ich übernehmen, der den Göttern den Fehdehandschuh hinwirft. — Hm . . . hm . . . Sehen Sie, ich gehöre ja, was den Scheffel-Kultus anbelangt, zu den Ketzern. — Den Trompeter richtet die Musik, die er inspiriert hat, und Summa Summarum ist die ganze Scheffelei Literatur für besoffene Studenten und blutleere Backfische, aber ein wundervolles Wort steht doch im Eckehardt, und für das verzeih ich dem guten Scheffel viel!“

„Und das Wort heißt?“

„Laß stürzen, Herz, was du nicht halten kannst, und bau dir eine neue Welt da droben!"

Ich neigte den Kopf, wie unter einem Faustschlag. — Werde ich es je über mich gewinnen, stürzen zu lassen, was ich nicht halten kann und mir eine neue Welt zu bauen, da droben . . . Ich fürchte, nein. Ich würde mich einfach unter den Trümmern begraben lassen. —

Ich lud sie ein, zum Essen zu bleiben. Sie lehnte aber ab, sie müßte noch eine Stunde geben. Als sie fort war, legte ich Patiencen. Mitten in dieser Beschäftigung fing ich an zu lachen. — — Ich lachte so heftig, ruckweise, wie man sich über einen Schmerz hinüberlacht. — Ich lachte darüber, daß mir die gute Olde zugemutet hatte, die Rolle des Prometheus zu spielen!

14. Februar.

Der Absatz meines Buches stockt. — Seitdem die Menschen wissen, wer es geschrieben hat, interessiert es sie nicht mehr. — Darauf war ich nicht gefaßt. Als mein Buch die fünfzigste Auflage erreicht hatte, fing ich an, auf die hundertste zu rechnen. Und bald rechnete ich mit solcher Bestimmtheit darauf, daß ich, anstatt meine alten Rechnungen zu zahlen, neue Schulden machte. — Ich ließ mir von meinem Pelzlieferanten eine breite Schärpe aus Hermelin anfertigen und einen Muff dazu, so groß wie ein Bettkissen. Es klingt sehr lächerlich, aber zu einem schwarzen Sammetkleid macht sich der große Her-

melinmuff gut, — nur . . . Ich habe mich heute aus Mangel an anderen Zerstreuungen einer genauen Prüfung meiner unbezahlten Rechnungen ergeben. Es ist erschreckend, was ich alles schuldig bin. —

Ich sollte entschieden ins Ausland, um meine Finanzen zu sanieren. — Du lieber Gott, wo gibt es denn einen zweckentsprechenden Kurort für schwindsüchtige Börsen? —

16. Februar.

Ich halt's nicht mehr aus in Helmopolis, heute hat mir meine Kammerjungfer gekündigt. — Als ich sie fragte, womit sie unzufrieden sei, erwiderte sie, das könne sie nicht so genau sagen. Es sei mehr Empfindungssache — sie sei mir sehr ergeben — aber wie die Sachen jetzt stünden, käme sie außer Verkehr mit ihren alten Beziehungen. Ich wurde so wütend, daß ich sie aufforderte, sich sofort zu packen. Sie schien sich zu freuen, besonders da ich ihr ein gutes Zeugnis nicht verweigern konnte, noch wollte. Beim Abschied hat sie Tränen vergossen. Sie hatte die Unverschämtheit zu sagen: „Mir ist ja so leid um die Frau Gräfin!" — Frechsack! Als sich die Tür hinter ihr geschlossen hatte, atmete ich auf. Jetzt bangt mir nach ihr. — Sie war sehr geschickt — war eine so eingewurzelte schlechte Gewohnheit. —

19. Februar.

Meine Sachen stehen miserabel. Ich weiß es aus sicherer Quelle. — Durch eine kleine Notiz

in der Zeitung erfuhr ich, daß meine liebe alte Freundin Elsbeth Maksenz, die früher Hofdame bei der verstorbenen Prinzeß Franz=Kurt=Erich war, aus Meran zurückgekehrt ist. — Sie ist die edelste, die stolzeste Seele von der Welt, und der verläßlichste Mensch. — Bei der werde ich auf jeden Fall gut aufgenommen, sagte ich mir, und ohne zu denken, daß Elsbeth, trotzdem sie seit dem Tod ihrer angebeteten Prinzessin in Pension gegangen ist, doch noch immer zum Hof gehört, stürze ich mich in die Zugbrückenstraße, wo sie in einem der ebenfalls in den Ruhestand versetzten königlichen Paläste wohnt. —

Der Palast ist ein einfaches Haus mit einer Rampe und einer goldenen Königskrone, als einzigem Zierat auf seiner vornehmen, kahlen Fassade. Vorn sieht besagter Palast aus langen, schmalen Fenstern auf eine verträumte, stille Straße, der man es sofort anmerkt, daß hier nur auf Gummirädern gefahren wird, — hinten auf einen entzückenden, altväterischen Garten mit einer Einfassung aus Sandsteinsäulchen und einem Labyrinth von Buchsbaum. Dazwischen viele schöne alte Bäume und eine Fontäne, in der vom Stadtruß verdunkelte Najaden sich pechschwarz um ein Rohr herum krümmen, aus dem im Sommer ein dünner Wasserstrahl strebt. —

Ich liebe diesen Garten, in dem es nach pietätvoll gehaltenen Gräbern riecht und in dem das Moos immer bei der Hand ist, wenn es heißt, einen Riß im Mörtel der Mauern zu verstecken oder

die Geschmacklosigkeit einer Barockstatue zu beschönigen und zu verhüllen.

Und ich liebe die ebenerdige Wohnung meiner verehrten Freundin, in die das Licht nie verletzend scharf hineindringt und in der zwischen dem entzückendsten altväterischen Gerät so viel Blumen stehen, die teils aus den königlichen Gärten und Glashäusern herrühren und teils von den zahllosen Freunden und Verehrern meiner Freundin.

So rasch eilte ich die Rampe empor, daß ich auf mein Kleid trat und fast auf die Knie fiel. — Der Portier öffnete. In dem großen, mit geschnitzten altdeutschen Schränken verstellten Vorzimmer saß der mir wohlbekannte Hoflakai in seidenen Strümpfen und roten Plüschhosen und las die Kreuzzeitung. Es war genau wie sonst. Neu war nur, daß ich mir dessen bewußt wurde, daß er rote Kniehosen trug. Ehemals waren mir die so selbstverständlich gewesen, daß ich sie nie bemerkt hatte. —

Als ich ihn freundlich, wie einen alten Bekannten fragte, ob Exzellenz zu Hause sei, da betrachtete er mich erst aufmerksam, zum Schluß unruhig, dann mitleidig. —

„Er wisse nicht", brummte er. — Ich starrte ihn groß an. Seitdem ich in Ungnade gefallen bin, habe ich einen so peinlichen Moment nicht erlebt. Wie konnte er nicht wissen, da die Wohnung, abgesehen von der Dienertreppe, nur einen Ausgang hatte, und zwar durch dieses selbige Vorzimmer, das er nie verließ. —

„Wollen Sie sehen, ob Exzellenz empfängt?" fragte ich, indem ich ihm meine Karte reichte. Der Hals war mir wie zugeschnürt, der Boden schwankte unter meinen Füßen. Sollte die treue alte Freundin sich auch von mir wenden wollen? — Konnte sie am Ende etwas von den über mich verstreuten Verleumdungen geglaubt haben? Jetzt war schon alles möglich, auch daß der Lakai mich nicht einmal in den Salon führte, sondern mich im Vorzimmer warten ließ. Am liebsten wär' ich sofort auf die Straße hinaus gelaufen und hätte dabei alle Türen hinter mir zugeschlagen. Leider fühlte ich, daß es mit dem Türenzuschlagen nichts mehr für mich war, weder tatsächlich, noch symbolisch. —

In meiner Lage muß man Geduld lernen. —

Aber ehe er noch mit meiner Karte verschwunden war, stürzte Else heraus und zog mich in ihren Salon.

„Titichen! ich hab' Ihre Stimme erkannt — ich muß Sie sehen. Sie tun mir ja so leid, Ihr Buch ist entzückend und ich glaube kein Wort von allem, was man Häßliches über Sie spricht. Ein witziges Buch, mit dem Sie sich selber geschadet haben, das konnten Sie schreiben — aber den Leuten durch anonyme Briefe die Ehre abschneiden, nie!"

Wir saßen jetzt nebeneinander auf einem Biedermeiersofa und weinten beide.

„Wem kann denn darum zu tun sein, mich also anzuschwärzen und zu verleumden," schluchzte ich . . .

„Allen Leuten, die Sie um Ihre ehemalige Popularität beneiden!" rief Else. „Die werden auch

keine Rast und Ruhe finden, bis sie Ihre Landesverwiesenheit durchgesetzt haben —!"

„Meine Landesverwiesenheit??" Ich starrte sie groß an.

„Ja, Ihre Landesverwiesenheit. Ich weiß es sicher, daß die höheren Orts in Erwägung gezogen wird. Sie sollen mindestens in die Provinz verbannt werden. Kommen Sie Ihrer Verbannung zuvor — begeben Sie sich ins Ausland — es ist das Klügste, was Sie tun können! —"

„Ich will nicht fliehen, wie ein Feigling," entgegnete ich eigensinnig. „Es hieße eingestehen, daß ich mich im Unrecht fühle — und ich fühle mich nicht im Unrecht. In einer Woche kommt S. M. aus Afrikanien zurück, und dann!"

„S. M. kommt nicht," entgegnete mir die Hofdame. „Die Heirat des Prinzen Bill ist auf den Herbst verschoben worden. — S. M. liegt von einem schweren Typhus befallen in Wilhelmstadt!" —

„Ah!" . . .

22. Februar.

Ich verbrachte eine schlaflose Nacht. —

Mir ist eine solche Angst in die Glieder gefahren, daß ich Wanda, das brave Hausmädchen, das mir die Kammerjungfer ersetzt, aufgefordert habe, meine Wäsche und meine Kleider aus den Kästen zu räumen und auf mein Bett, meine Chaiselongue und im Speisezimmer auf die große Tafel zu legen. — Es sieht bei mir aus, als ob ich den Gerichtsdiener erwartete . . .

Du lieber Gott, das habe ich ganz vergessen, daß heute nämlich Oldes Geburtstag ist, und daß ich sie zum Lunch geladen habe. — Ich will ihr doch eine kleine Freude machen. — Hab' noch gar nichts besorgt . . . muß mich beeilen. —

— — — — — —

Abend desselben Tages.

Wir waren sehr vergnügt. Für ein paar Stunden hab' ich meine Sorgen landesverwiesen. Olde habe ich ihr eigenes Porträt geschenkt, nämlich eine kleine Statuette von Beethoven, wild vorwärtsschreitend mit geballten Fäusten. — Bis darauf, daß die Erscheinung Beethovens in Hosen ausläuft und die Oldes in Röcken, ist die Ähnlichkeit schlagend. Besonders in der Geste. Olde hat nämlich im selben Maß wie Beethoven das, was Ste. Beuve „le don de l'indignation" nennt — die Gabe der Entrüstung. Olde war entzückt, und sie versprach, sich für mich im Beethovenkostüm photographieren zu lassen. — Ich ließ eine Flasche Cliquot aufmarschieren. — Wir wurden beide sehr redselig. Olde erzählte mir alle ihre Kompositionspläne, die sie nie ausführen wird, und ich beichtete ihr alle unglücklichen Leidenschaften, die ich nie gehabt habe. —

Jetzt habe ich Katzenjammer.

27. Februar.

Endlich ein neuer Entschluß — ein neues Interesse — ein neues Ziel.

Olde war soeben bei mir.

Sie ist von einer großen Klavierfabrik engagiert, bei der Weltausstellung in St. Napoleon ein Musikzimmer zu organisieren. — Die Sache war schon lange im Gang; gestern ist sie zum Klappen gekommen. — Sie hat nichts zu tun, als sehr stimmungsvolle Möbel und Dekorationen für den Musiksalon auszusuchen, dann in St. Napoleon die Aufstellung der Möbel zu überwachen, und hier und da, wie zufällig, als Dame und nicht als „Professional" auf einem sehr schönen Flügel zu spielen. Sie ist selig. —

Sie hat mich aufgefordert, mit ihr nach Amerika zu reisen, und ich habe zugesagt, obzwar ich so schrecklich an der Seekrankheit leide und mich noch schrecklicher vor dem Ertrinken fürchte — gefürchtet habe, muß ich eher sagen. Jetzt fürcht' ich mich vor nichts mehr. —

Wie muß mir zumute sein, wenn ich den Tag der Abfahrt gar nicht erwarten kann und mich geradezu auf die Überfahrt freue. Mag geschehen, was geschehen will. —

2. März.

Es ist alles ausgezeichnet gegangen. —

Meinen Diener habe ich entlassen, die Köchin und das Hausmädchen gehen für den Sommer nach Haus.

Meine Wohnung hat eine Amerikanerin mit einer sehr hübschen Tochter gemietet. Sie hielten auf eine Wohnung, deren Adresse in Hofkreisen bekannt ist. Natürlich sind die Möbel mit dabei. Meine Nippessachen werde ich verwahren. Als schon alles

abgeschlossen war, rückte die Amerikanerin-Tochter noch mit einer Bitte heraus: möchte ich nicht so freundlich sein, die Photographien meiner Freunde herumstehen zu lassen, und wollte ich ihnen die Namen der Abkonterfeiten verraten. Dafür würde sie gern dreihundert Mark per Monat zulegen. —

Das war mir zu bunt, obzwar mir die dreihundert Mark gepaßt hätten. Ich schlug ihnen ihre Bitte, oder besser gesagt, ihre Zumutung, rundweg ab. Das Geschäft wäre fast daran gescheitert. Ich bekam einen großen Schrecken. Woher das Geld nehmen, um nach Amerika zu reisen?

Der Atem verging mir, das Blut stieg mir zu Kopf. Aber nachgeben durfte ich nicht.

Ich hatte einen glänzenden Einfall. Meine Freunde für dreihundert Mark pro Monat ausstellen — nie. Aber mit meinen Besitztümern schalten und walten, war meine Sache. Ich setzte meine hochmütigste Miene auf.

Die Photographien könne ich ihnen nicht dalassen, erklärte ich, aber wenn ihnen mit meinem Tafelsilber und Tischzeug gedient sei, so wär' ich's zufrieden; natürlich müßten sie Kaution erlegen bei meinem Bankier. Ich ließ das Silber aufmarschieren. Sie verfielen in Ekstase beim Anblick der Krone und des Wappens. Sie haben die Kaution erlegt und sich um vierhundert Mark monatlich steigern lassen.

Ich habe mir zwei Kabinenkoffer gekauft, und dann habe ich angefangen zu packen, selbst — aber das war kläglich. Die Köchin hat's für mich besorgt

mit dem Hausmädchen. In Neuyork nehme ich irgend-eine gut empfohlene Jungfer auf, die gerade nicht vergeben ist. So etwas muß sich finden. Eventuell eine kleine Nähterin oder Putzmacherin. —

9. März.

Die Lebenslust hat sich neuerdings in mich hineingeschlichen. Ich habe wieder eine schreckliche Angst vor dem Ertrinken. Olde will mir zuliebe von Genua abfahren anstatt von Bremen. — Die südlichere Fahrt ist mir weniger unheimlich. Es gibt weniger Eisberge im Süden. —

Gestern haben wir zum letztenmal in meiner Wohnung gegessen. Olde und ich! Im Vertrauen fragte ich Olde beim Dessert:

„Sind alle sogenannten gebildeten Amerikanerinnen so töricht wie meine Mieter? Sie waren ja drüben! — Sie müssen's wissen!"

„Gott bewahre," rief Olde, „so dumm werden sie erst in Europa. Nicht mit vier Lokomotiven brächten Sie mich nach Amerika, wenn sie alle so wären, die Amerikanerinnen, von Amerikanern gar nicht zu reden!" —

Genua, 18. März.

Es ist merkwürdig, wie man sich mit der See anfreundet, wenn man sie so lieblich und einschmeichelnd um die Füße dieser altehrwürdigen Stadt herumspielen sieht. —

Die Leute, die öfter drüben waren, behandeln die Reise en bagatelle. —

Heute, als wir das Bureau des Bremer Lloyd aufsuchten, um unsere Karten bestätigen und unsere Kabinen belegen zu lassen, wünschte uns der Angestellte, der die Scheine für uns ausfertigte, einen „glücklichen Rutsch", als ob es sich darum handelte, von Helmopolis nach Degenstatt zu fahren — und als ich ihn groß ansah, lachte er mich gutmütig an und sagte: „Glücklichen Rutsch — ins Land der unbegrenzten Möglichkeiten". —

Das gefiel mir. Ich lachte ihn auch an — und das gefiel ihm. — Er war ein ganz alter Herr mit einem breiten Ehering. Das Frühstück im Hotel du Park schmeckte mir nach dieser kleinen Episode ausgezeichnet, obzwar gar nichts besonderes dran war — Sardinen, Boeuf aux tomates, Fritturi und Erdbeeren. —

Am Nachmittag besuchten wir das Palazzo Brignoli Sale und einige andere im Baedeker verzeichnete Merkwürdigkeiten. Dann fuhren wir, an einer nicht endenwollenden Reihe von Häusern vorbei, die alle an weit vorgeschrittener Lepra zu leiden schienen, nach Pegli.

In der Nacht schlief ich gut. Nur wachte ich auf mit Herzklopfen. — Ich hatte von Botho geträumt.

Es kam mir ganz plötzlich so kurios vor, daß er die lange Zeit nichts von sich hat hören lassen. Er muß doch von der unangenehmen Lage, in die ich gekommen bin, erfahren haben. Sollte er auch zu königstreu sein, um sich weiterhin meiner anzunehmen, oder sollte der Korb, den ich ihm gegeben habe, ihn zu sehr ver-

drießen. Weder das eine noch das andre sieht ihm ähnlich. Freilich . . . ich habe an den mir verläßlichst dünkenden „Freunden" (?) sonderbare Überraschungen erlebt!

Ganz heimlich hatte ich gehofft, Botho würde mitten aus Indien heraus mir seine Bundesgenossenschaft anbieten. Angehen durfte ich ihn darum nicht. —

Wir können erst übermorgen abfahren, oder abstoßen, oder in See stechen. Ich weiß nicht recht, was in diesem Fall der richtige Ausdruck ist. Indessen vertrödeln wir die Zeit, wie es eben geht.

Olde beklagt sich darüber, daß Genua viel zu modern ist, fast so modern wie Mailand — oder Helmopolis — das findet sie stillos, und auch, daß man gar zu viel von Christoph Columbus zu hören bekommt, ärgert sie. — Mich auch, aber noch viel mehr verdrießt es mich, daß man mir immer wieder den Namen Rossi zuschreit. Ich nehme an, daß man weiß, wer Christofero Colombo war. Er repräsentiert die Vergangenheit von Genua — Rossi repräsentiert die Gegenwart. Er ist der Marquis de Carabas von Genua — dem, wenn man dem Fremdenführer Glauben schenken darf, ganz Genua samt den umliegenden Ortschaften gehört.

Ich bewohne im Hotel du Parc ein hübsches großes Zimmer, das auf den Garten hinaussieht. Draußen wühlt der Frühling mit feuchten Händen in dem sehr wilden Gras und zaust die Rosenbüsche, über denen ein himmelblauer Duft wie ein durchsichtiges Rauchwölkchen schwebt. Jeder Baum trägt einen

goldnen Heiligenschein. Die Meeresnähe durchfeuchtet und verschönt die Atmosphäre.

Die Bienen surren und die Glocken schwirren. Sie schwirren immer in Italien — quer durch alle Nüchternheiten des Tags schwirren sie und verbreiten ihre liebe, verträumte katholische Stimmung und Musik. Wie eine nie rastende Teilnahme schwebt ihr Schall über die Welt, man hört sie gar nicht mehr, diese immer läutenden Glocken, wenn man sich länger in Italien aufgehalten hat. Nur wenn sie plötzlich verstummen würden, da gäb's uns einen Ruck. Wir hätten das Gefühl, als ob im Weltgetrieb irgendeine unangenehme Veränderung eingetreten — als ob der Himmel mit einem Mal sehr leer geworden wäre. —

Morgen um zehn geht's los. —

21. März.

An Bord der „Sirene" Bremer Lloyd.

So! da wären wir auf hoher See! —

Gab das eine Aufregung, ehe man die Koffer zusammengezählt — eh' man sich überzeugt hatte, daß alle da waren. — Und niemand hatte Zeit, uns Auskunft zu geben. Die Stewards zuckten mit den Achseln und versicherten: „es ist ja gewiß all right, Madame," und liefen, andere Damen zu beruhigen, die ebenso große Angst um ihre Koffer hatten, wie wir.

Das Schiff reckte sich träge und schaukelte überlegen seinen Riesenkörper. Ringsherum drängten sich kleine Kähne, braune Arme streckten sich aus zerlumpten Hemdenärmeln und winkten mit roten

Taschentüchern den achtzehnhundert Auswanderern zu, die wir nach Amerika mitschleppen. Vornehme Begleitung zeigte sich fast nicht. Außer den achtzehnhundert Auswanderern bestand der Kargo des Schiffes hauptsächlich aus Cooks-Touristen, und denen gibt niemand das Geleit. Im allerletzten Moment näherte sich uns doch noch was Vornehmes, eine große Barke, die mit Bändern und Kränzen geschmückt und sonst noch mit allerhand Feierlichkeiten ausstaffiert war. —

Zu meinem großen Schrecken entstieg der Barke die Prinzessin Amélie von Sonnenberg mit Gefolge. —

Eh' ich mich's versah, stand sie neben mir, breitspurig im grauen Lodenkostüm und mit einer Automobilmütze, über die sie rittlings einen grünen Schleier gebunden hatte, um ihre Ohren vor dem Wind und die Mütze vor dem Davonfliegen zu sichern. Vor den Augen hielt sie ein Opernglas, das sie momentan hauptsächlich dazu benutzte, ihrer Umgebung über die Köpfe zu schauen. —

Ihre Hände und Füße waren groß, ihr Gesicht rot, ihre schwedischen Handschuhe waren nicht ganz sauber und dennoch, darüber konnte man nicht einen Augenblick im Zweifel sein — sie war jemand!

Ein solches Selbstbewußtsein, ein solches sicheres persönliches Gleichgewicht herzustellen, dazu sind mindestens zwanzig Generationen nötig.

Alles gaffte sie an. Die Gaffer waren in zwei Gruppen geteilt. Die eine Gruppe hatte einen gekrümmten Rücken, drängte sich aber servil und zudringlich zugleich so nah an die Prinzessin als möglich.

Das waren die Europäer. Die andere Gruppe stand kerzengrad — starrte unverschämt — aber hielt Distanz — das waren die Amerikaner. —

Ich hatte die größte Eile, mich zu verstecken. Wir waren nämlich ehemals fast befreundet gewesen, so befreundet, als man es mit den hohen Herrschaften überhaupt sein kann.

Eine barbarische Blechmusik spielte die Wacht am Rhein. Die Auswanderer schrien ein zeterndes „Addio Italia". Taschentücher winkten! — Ein Ruck — eine kaum merkliche Veränderung der Bewegung und wir waren unterwegs.

Eine Stunde später. —

Bin plötzlich in meinem Bericht unterbrochen worden — merkwürdiger Weise durch etwas, das mir Freude gemacht hat. Während ich auf meinem Deckchair, einen Reisesack unter den Füßen, mein Tagebuch auf den Knien, mit einer Füllfeder diese Notizen aufzeichnete, klopfte mich jemand auf die Schulter. Ich sah empor. Es war die Prinzessin von Sonnenberg.

„Na, wie geht's, Titichen" rief sie mit ihrer tiefen, jovialen Männerstimme.

Ich sprang auf, Tagebuch und Füllfeder rollten über das schwankende Deck. Ein Steward holte sie ein. Er schien auf derartige Jagden geaicht, nahm einfach einen Polster von einem der leerstehenden Stühle und warf ihn den beiden Flüchtlingen über den Kopf; vor diesem Hindernis blieben sie stehen.

Die Prinzessin setzte sich und forderte mich auf, neben ihr Platz zu nehmen. Dann begann sie.

„Hm, Titichen, sind Sie wirklich unter die Jakobiner gegangen?"

„Wie kommen Hoheit auf den Gedanken?" rief ich nicht ohne Erregung.

„Weil Sie es versäumten, mich zu begrüßen!" sagte sie.

„Ich durfte doch nicht, ich bin ja in Ungnade!"

„Das ist doch nur offiziell" erwiderte sie, mit den breiten Schultern zuckend — Schultern, die viel Verantwortlichkeit zu tragen gewohnt waren. — „Hinter der Grenze dürfen wir Menschen sein und unsere Sympathien äußern!"

„Hoheit, ich danke für das gütige Wort!" murmelte ich, und dann etwas schüchtern setzte ich hinzu: — „Haben Hoheit mein Buch gelesen?"

„Versteht sich!" Ihr Zigarettentäschchen ziehend, offerierte sie es mir. Ich nahm eine Zigarette aus Höflichkeit. Mir ist das Rauchen weder ein Bedürfnis noch ein Plaisier. Es gehört für mich einfach zur gesellschaftlichen Bildung. Man muß es ohne Übelkeiten fertig bringen können, um mitzutun, gerade so wie man imstande sein muß, einen Rubber zu spielen, ohne zu gähnen, wenn's von einem verlangt wird.

Die Prinzessin paffte mit großem Genuß, ich respektvoll hinterdrein.

„Ja, Titichen, ich habe Ihr Buch gelesen — mit Vergnügen hab' ich's gelesen und viel darüber gelacht.

— Die Porträts sind immer treffend und die Indiskretionen bleiben immer anständig. — Ein sehr nettes kleines Buch — aber das Aufheben, das man damit gemacht hat, war unnötig. Das Buch hat weder die fünfzig Auflagen, noch die Ungnade verdient . . . Als ich von der Ungnade hörte, war ich wütend. Sobald ich nach Helmopolis zurückkomme, werde ich mich Ihrer Sache annehmen und ordentlich. — Ich wittere hinter den Miseren, die man Ihnen gemacht hat, eine Intrige und errate die Intrigantin. — Es war anständig von Ihnen, sich zu dem Buch zu bekennen. Das hat mir Respekt eingeflößt. — Shake hands!"

Die Tränen traten mir in die Augen, ich beugte mich über die mir entgegengestreckte Hand der Prinzessin und küßte sie. — Während ich noch mit meiner Rührung beschäftigt war, stand plötzlich, wie aus einer Versenkung hervorgezaubert, ein Trompeter vor uns und schmetterte uns sein ohrenzerreißendes Trara gerade ins Gesicht hinein. —

„Was will dieser odiose Mensch!" rief empört die Prinzessin. — Es zeigte sich sehr bald, was er wollte. Uns auf das Gabelfrühstück aufmerksam zu machen. Hinter ihm gingen zwei Stewards, der eine präsentierte Brötchen, der andere Bouillon; — die Tassen waren aus sehr starkem Porzellan — „offenbar fürs Herumrollen auf dem Schiff berechnet", bemerkte die Prinzessin. — Aber die Bouillon war warm und schmackhaft und die Brötchen ausgezeichnet. Alles in allem hat mir selten ein Gabelfrühstück besser geschmeckt. —

9. März.

Heute hielten wir in Neapel.

Ganz früh eilten wir auf Deck, Olde und ich. Eine leichte Schärfe war in der Luft, das Licht ohne Glanz, der Himmel nur schwach getönt, zur Hälfte blaßgrün, das Wasser verschlafen unter einem dünnen, weißen Nebel, der Vesuv massig, schwarzblau, wie aus zusammengestauten Gewitterwolken aufgebaut, leicht qualmend . . . Ihm gegenüber stufte sich Neapel an verschiedenen Abhängen empor — ein ziemlich konfuses Durcheinander von grauen und weißen Häusern, die einander gegenseitig auf den Schultern zu stehen schienen. Aus der Entfernung sieht es aus wie ein an einem Felsen klebendes, großmächtiges und halb abgebröckeltes Wespennest.

Wegwerfend summte ich vor mich hin: „Veder Napoli e poj morir!“ — Napoli machte mir gar keinen Eindruck. Freilich, was macht einem Eindruck, auf nüchternen Magen und um vier Uhr früh. —

Ein recht entmutigtes Menschenhäuflein standen wir da, meistens in Regenmänteln, obzwar kein Wölkchen zu sehen war, und rieben uns gähnend den Schlaf und die Enttäuschungen aus den Augen. —

Wir hatten alle eine größere Lust zu schlafen, als Neapel zu bewundern — aber der galante und überaus vorsorgliche Kapitän ließ sofort heißen Kaffee bringen für die Damen! —

Zugleich mit dem Kaffee kam die Sonne. — Ich weiß nicht, wer das Wunder fertig brachte, der Kaffee

oder die Sonne — aber ich glaube doch, es war die Sonne — Neapel wurde mit einem Male wunderschön.

Der Himmel leuchtete — das Meer leuchtete. In ganz kleinen blauen Wellen bewegte es sich unter den sich lang hindehnenden Morgensonnenstrahlen. Es sah aus, als breite sich ein goldenes Netz über geschmolzene Saphire. — Der Vesuv nahm eine weniger morose Physiognomie an — und aus Neapel blickten allerhand malerische Details, die einem vorher entgangen waren.

Langsam bewegten wir uns vorwärts in die Bai. — Ein zweistimmig gesungener Choral schwebte uns entgegen — die Kirchenglocken schwirrten. — Dann kam ein kleiner eigensinniger Ruck und das Schiff lag vor Anker.

Allerhand große und kleine Fahrzeuge drängten sich nun an uns heran. Es sah aus, als ob eine Piratenhorde das Schiff stürmen wolle. —

Allen andern voran die Barke, aus der der Choral schwebte. Ein paar Nonnen befanden sich darin, zwei junge, mit süßheiligen, fromm unwissenden Gesichtern, und eine ältere mit viel verschwiegener Weisheit in ihrem schmalen bleichen Antlitz, dem Antlitz einer Leiche, die fast verächtlich auf das überwundene Leben zurückblickt. Leichen haben öfters diesen Ausdruck. Mein seliger Mann hatte ihn. Die alte Nonne ruderte, die jungen sangen. — Ihre Stimmen klangen süß. Sie hielten Rosensträuße im Schoß. Es war ein reizendes Bild. —

Dann mit einem Male veränderte sich die Poesie

in Prosa. Als sie ganz nahe an unser Schiff gerückt waren, übergab die ältere Nonne die Ruder einer der jüngeren — dann richtete sie sich auf, riesengroß (sie sah plötzlich wie ein weiblicher Don Basilio aus) und streckte einen umgekehrten Regenschirm wie einen Trichter zum Schiff hinauf. — „Eine barmherzige Unterstützung für die Armen und Kranken" bat sie. — Wir gaben ihr alle — obzwar die meisten Protestanten waren, aber das kam hier nicht in Betracht. —

Sie dankte mit königlichem Anstand und versprach für uns zu beten. Dann reichten uns die jungen Nonnen mit den fromm-unwissenden Gesichtern die Rosensträuße, die sie indessen an lange Stangen befestigt hatten, worauf die Barke umkehrte. In goldenen Sonnendunst eingehüllt, schwebte sie nach der Richtung hin, aus der die Glocken schwirrten. —

Nun zeigte sich eine andere Staffage, braune, nackte Unholde waren's, in kleinen Schiffchen um ein Öfchen kauernd. Für die warf man Münzen ins Meer und sie tauchten unter und brachten sie zwischen den Zähnen zurück; — Barken mit Musikanten kamen — die krächzten alle die typischen weltbekannten neapolitanischen Gassenhauer Santa Lucia, Funiculi und Margherita und zwickten Gitarre dazu. — Endlich stürmten die Schildkrot- und Korallenverkäufer das Deck. —

Ich aber flüchtete mich vor den neapolitanischen Handelsgenies, um zu baden und mich anzukleiden. — Das Bad befindet sich leider nicht neben meiner Kabine. — Ich mußte einen sehr langen Korridor ent-

langgehen und eine Treppe hinabsteigen, um es zu erreichen. Dann aber war es köstlich. Sehr erfrischt hatte ich mein Privatlogis neuerdings erreicht und war im Begriff, meine Haare, möglichst einfach zusammenzustecken, als die Kammerfrau der Prinzessin an meine Tür klopfte. Ihre Hoheit ließe fragen, ob ich nicht eine kleine Partie ans Land machen wolle.

Natürlich wollte ich.

Wir bestiegen den bereitliegenden Kutter und fuhren ans Land. Sehr begeistert war ich von Neapel nicht. Nur die Lage ist sehr schön, die Architektur recht minderwertig. — In Prag oder selbst Preßburg sind zehnmal schönere Paläste als in der Toledostraße. Amüsant sind die Nebengassen, die sich meist hinaufstufen, und in denen Blumenverkäuferinnen halb begraben zwischen bunten Blüten hocken. — Die Kunstschätze sind reich und sehr interessant, nur verrät sich häufig in ihnen ein Zug von pervers ausgeklügelter Laszivität, der in den großartigen römischen Sammlungen fehlt. Sollte da trotz all der heidnischen Mäcenposen vieler hervorragender Päpste und Kardinäle das katholische Anstandsgefühl doch eine Sichtung vorgenommen haben? —

Wir fuhren auch in die Armenviertel am Hafen. Alle Armenviertel interessieren mich sehr, das war von jeher so. — Diesmal wurde ich für meine Neugierde nicht bestraft, sondern belohnt, denn diese Straßen sind das Malerischste, was Neapel aufzuweisen hat. Jedes Haus ein degradierter Palast — jeder Bettler ein entthronter König. —

Der Eindruck ist unverwischbar. — Die hohen, feierlichen, traurigen Häuser, hohläugig, im Verfall begriffen, hier und da mit einem rot oder weiß blühenden Oleanderbaum auf einem Balkon und mit dem üblichen Flaggenschmuck von bunten Lappen, die trocknend aus allen Fenstern und an gespannten Stricken quer über den schmalen Straßen hängen, mächtige Torbogen, durch die man in versumpfte, aber architektonisch interessante Höfe blickt — schmale Haustüren, die halb offen stehen und allerhand einschüchternde Unheimlichkeiten andeuten — in Edelsteinfarben prangende Gemüseläden in Torbögen hineinpraktiziert — ein paar Wurstläden und kleine Schenken — sonst alles auf der Straße — Schuster, Schneider, Trödler, jeder an seinem Plätzchen hockend, nähend, Draht ziehend, Waren anpreisend — und sehr viele Öfchen, auf denen Fritturi und Makkaroni zubereitet wurden. — Dazwischen ein Kranker, der auf einem Sack ausgestreckt ächzte. — Ein Liebespaar, das sich küßte. —

Neapel lebt auf der Straße, und ich glaube, wenn es sehr heiß ist, stirbt es auch auf der Straße. —

Es ist merkwürdig, welcher Unterschied sich zeigt zwischen dem zerlumpten Volk des Hafenviertels und dem schön angezogenen, fett gemästeten Bürgertum in der Via di Toledo. — Offenbar wirkt nichts entstellender auf den menschlichen Körper als ein zu bequemes Leben, verbunden mit zu reichlicher Kost. — Der Hunger hingegen veredelt, wenigstens äußerlich! — Denn was den innerlichen Adel der Neapoli-

taner anbelangt, hab' ich auch im Hafenviertel nichts davon bemerkt, im Gegenteil ist mir etwas Frecheres und Roheres noch nirgends begegnet. —

Im Laufe unserer Spazierfahrt hatte sich um uns herum ein großer Reichtum von Blumensträußen oder einfachen Blumenbündeln angehäuft, die wir uns gegenseitig geschenkt, und als wir nicht mehr wußten, was damit anzufangen, in das zurückgeschlagene Wagendach gesteckt hatten. Während wir nun recht langsam, um das malerische Elend genau betrachten zu können, durch die Via San Antonio fuhren, bemerkten wir hinter uns eine eigentümliche Bewegung. Wir sahen uns um. Ein Dutzend zigeunerisch hübsche Gesichter guckten über das zurückgeschlagene Wagendach, und ebenso viele Hände streckten sich nach unsern Blumen aus. An die Unterwürfigkeit des Landvolkes gewöhnt, wollte ich ihnen mit meinem Sonnenschirm eins versetzen. — Der Kutscher warnte mich mit den Augen und fuhr, so rasch er zwischen dem Gewimmel konnte, aus der Straße heraus. — Als wir uns nun neuerdings umsahen, war das Wagendach leer, in der Ferne erblickten wir die Diebe, die sich schreiend und lachend mit unsern Blumensträußen bombardierten. — Die Prinzeß fand das reizend. Als sie aber später bemerkte, daß diese „entzückend frechen Neapolitaner" nicht nur die Blumen, sondern auch ihre Jacke aus dem Wagen herausgestohlen hatten, war sie weniger entzückt . . .

Wir fuhren den Posilip hinauf.

Die Villen und die sich an der Landstraße hinziehenden Gärten machten einen höchst alltäglichen Eindruck. — Überhaupt hat der Posilip mich enttäuscht. — Schön ist nur der Blick auf die Bai und den ruhig vor sich hinschmauchenden Vesuv, und interessant-unheimlich ist die mächtige Ruine des Schlosses der grausamen Königin Johanna, die, wie uns der Kutscher mitteilte, jeden Tag beim Morgengrauen einen andern Liebhaber zum Fenster hinauszuwerfen pflegte. —

Dann bekamen wir Angst, die Abfahrt des Schiffes zu versäumen, und fuhren zum Hafen zurück, der sich recht melancholisch, mit halb niedergerissenen, ihr ganzes innere Elend preisgebenden Häusern vor uns ausbreitete. —

Wir merkten, daß wir uns unnötig beeilt und eine gute halbe Stunde Zeit vor uns hatten, gingen in eine Kirche, die fast leer dastand, bis auf einen kleinen Abbé, der mit schwärmerisch erhobenen Augen — der heiligen Jungfrau (so verdolmetschte es die Prinzeß) seine Liebesgeheimnisse zu beichten und um ihre gütige Fürsprache zu bitten schien, während am Chor auf der Orgel irgend jemand Unsichtbarer einen Walzer in sehnsüchtiger Molltonart spielte. —

Auf dem Kutter angelangt, der uns an Bord der Sirene zurückbringen sollte, suchten wir vergebens nach der Hofdame der Prinzessin und nach Olde. Wir konnten nicht begreifen, wo die so lange blieben — schließlich bekamen wir Angst, sie könnten in der

Via Antonio ermordet worden sein. Aber sie kamen noch, sehr außer Atem, erhitzt vor Eile und Begeisterung, drei Minuten vor Abfahrt des Kutters an. — Sie waren gar nicht in der Via Antonio gewesen, und auf dem Posilip auch nicht — sie hatten sich die ganze Zeit Merkwürdigkeiten angesehen. —

Ich fragte Olde, ob ihr nicht der laszive Zug bei den in Neapel angesammelten Altertümern aufgefallen sei. Sie sah mich groß an. Sie begriff nicht, was ich meinte. An allen Unanständigkeiten, von denen ich mich sehend abgewendet hatte, war sie blind vorübergegangen; selbst die, weiß Gott, überlebensgroße Venus im Kython, die mir so großes Ärgernis verursacht, hatte sie gar nicht bemerkt. — Hingegen sprach sie mir von allerhand hinreißenden und idealen Kunstwerken, die ich nicht die Zeit gefunden, zu betrachten. — Sie war außer sich vor Entzücken. Ich starrte sie groß an. Sie sah zum Totlachen aus — wie ein etwas angeheiterter Beethoven in einem braun und grau karierten Normalkleid und mit einem Girardihut. — Aber in mir stieg eine Bewunderung für sie auf. —

Es muß doch schön sein, so eingekapselt in Idealismus durchs Leben zu gehen, daß Schmutz und Laster als ganz unwahrscheinliche und uninteressante Dinge an uns abprallen. —

Aufs Schiff zurückgekehrt, machten wir ein wenig Toilette und aßen mit der Prinzessin an einem kleinen separaten Tisch, wo wir sehr angestarrt wurden.

12. März.

Ich weiß gar nicht, was sie alle mit der Seekrankheit haben — so geschreckt haben sie mich immer mit der, daß ich mich vor ihr fast noch mehr als vor dem Ertrinken gefürchtet habe, und jetzt keine Spur! — Ich habe mich nie wohler gefühlt als an Bord der Sirene. —

Jeden Morgen um acht bin ich beim Frühstück. Dann sitz ich oben an der mittelsten Tafel neben dem Kapitän, und wir plaudern und lachen, und ich mache schlechte Witze nach Herzenslust, und wenn sie Beifall haben, übersetz' ich sie unsern meist nur englisch redenden Mitreisenden, und da lacht manchmal der ganze Tisch; ich bin sehr beliebt bei den „Cooks". — Wenn ich denke, wie ich über sie zu spotten pflegte! Nie konnte ich vergessen, wie ich einmal eine Herde von ihnen durchs Louvre hab' treiben sehen und wie der Herdenführer immer vor einem besonderen Meisterwerk stehenblieb und in die Hände klatschte, um seine Schützlinge zur Bewunderung zu versammeln, ehe er sie weitertrieb. Es läßt sich nicht leugnen, daß sie sich engros komisch machen, aber einzeln genommen sind viele von ihnen klug und rührend. Sie haben die Kunstschätze genauer betrachtet und besser genossen als ich, fast so gut wie Olde, und wenn sie sich dieser lächerlichen Art zu reisen und unsere Museen zu besuchen, fügen, so geschieht es, weil ihnen die Sprachkenntnisse und die Geldmittel fehlen, um ihnen eine andere Art des Reisens zu ermöglichen. —

Überhaupt finde ich die ganze Gesellschaft auf

dem Schiff angenehm, von dem ebenso gewissenhaften als ritterlichen Kapitän angefangen, der immer den Eindruck eines jovialen Hausherrn macht, dem es sehr darum zu tun ist, daß sich alle seine Gäste behaglich fühlen und gut amüsieren.

Nur eine Landplage haben wir an Bord und das ist leider ein Professor, und noch obendrein ein Deutscher, der in Christofers College in New York „Esperanto" vorträgt. Da er den lebhaften Wunsch hegte, die Verfasserin der „Naivetäten" kennen zu lernen, stellte der Kapitän mir ihn vor. Natürlich dachte ich, er wolle mir Komplimente über mein Buch sagen und bewaffnete mich mit ablehnender Bescheidenheit, — aber nein, er wollte mir von etwas viel Wichtigerem sprechen — von sich. Gleich in der ersten halben Stunde erfuhr ich von ihm, erstens, daß er in Wehrland acht Kinder hat, wovon fünf noch schulpflichtig — und eine Frau, die er ihnen unter diesen Umständen nicht entziehen kann. Ich erfuhr, daß er trotz der alljährlichen achtmonatigen Trennung, die ihm seine Stellung in New York auferlegt, dieser Frau vollständig treu bleibt, obzwar er eigentlich erotisch veranlagt ist, er ißt keine Kartoffeln, um seine Schlankheit zu behalten, trägt ausschließlich Jägerwäsche, hat infolgedessen alle Jahre nur einen Schnupfen, meistens im Februar — aber manchmal im April. — Seine Verdauung ist ausgezeichnet, er nimmt seit 10 Jahren täglich eine Kaskarapille, und seine Tochter ist an einen Artillerieleutnant verheiratet. —

Beim Diner, das wir zu vieren mit der Prinzessin

und ihrer Hofdame (sie reist inkognito ohne Kammerherrn) und Olde einnahmen — kramte ich diese Geständnisse des interessanten Esperantoprofessors vor den drei Damen aus, um sie zu unterhalten. —

Prinzessin und Hofdame lachten — Olde schien hingegen peinlich berührt. Die Hofdame fragte, ob eine derartige autobiographische Mitteilsamkeit typisch für wehrländische Professoren sei, worauf Olde empfindlich zur Antwort gab: „Nein, höchstens für solche, für die Wehrland keine Verwendung hat — und die infolgedessen darauf angewiesen sind, in Christofers College Esperanto vorzutragen.“ Dann stockte sie, machte ihre feierlichsten, nachdenklichsten alten Affenaugen und hub von neuem an: „Nein, für den wehrländischen Professor ist eine so geschmacklose Mitteilsamkeit nicht typisch, aber leider ist sie typisch für den kleinen, kleinstädtischen, deutschen Mittelstand. — Ich muß es wissen — denn ich stamme selbst von dort her!“ schloß sie.

„Nun, wenn der kleine, kleinstädtische, deutsche Mittelstand solche Früchte hervorbringt, wie Sie, Fräulein Walter, da wollen wir ihm alles andere verzeihen,“ rief die Prinzessin warm. Sie erhob ihr Glas, und wir tranken auf Oldes Gesundheit. — Dann wandte sich die Prinzessin zu mir und erteilte mir einen freundschaftlichen Verweis:

„Sie haben den guten Treiber (so heißt der Professor) nicht beim rechten Zipfel angepackt — Sie haben ihn nicht anzuregen verstanden. — Ich bin überzeugt, daß ich interessantere Mitteilungen aus

ihm herauslocken würde. Sie müssen ihn mir morgen vorstellen. — Esperanto interessiert mich sehr, und Professoren sind mein Schwarm. Ich bin noch nie einem dummen begegnet. Meine Cousine hat sogar einen geheiratet, und er ist mein bester Freund!"

Morgen stell' ich ihn ihr vor. — — —

14. März.

Ich hab' ihn der Prinzessin vorgestellt. — Ich mußte das ganze Deck absuchen, um ihn zu finden. — Endlich erspähte ich ihn zwischen zwei Damen aus Chicago, die seinen Mitteilungen über Europa andächtig lauschten. —

Als ich ihm sagte, daß die Prinzessin ihn kennen zu lernen wünsche, sprang er hocherfreut auf. Worauf er sich, mit einer wichtigen Geste von den Amerikanerinnen verabschiedend, mit mir auf die Prinzessin zuschritt. — Die Vorstellung erfolgte.

Erst ging's ganz gut — er sagte eigentlich nichts, als immer wieder „Euer Hoheit". — Als sie ihn aber aufforderte, Platz zu nehmen, löste sich seine Zunge. — Er erzählte ihr ganz dasselbe wie mir, nur in umgekehrter Reihenfolge . . . Er fing mit dem Artillerieleutnant an . . . als er bei den Kaskarapillen angelangt war, starrte ihm die Prinzessin gerade in die Augen — erhob sich und mit einem kurzen Kopfnicken schritt sie von dannen. —

— — — —

Abends beim Diner hatte ich einen Disput mit der Prinzessin. Ich behauptete, der amerikanische Mit-

telstand sei sympathischer als der unsere. Sie fand die Behauptung unpatriotisch und unrichtig. Ich meinte, die Amerikaner seien unbefangener. — Sie entgegnete mir, sie hätten nur schlechtere Manieren und seien frecher. —

Sie wollte überhaupt kein gutes Haar an ihnen lassen, vom Milliardär bis zum Cowboy. — Es gäbe nur einen Amerikaner, der sie interessiere, erklärte sie mir, und das sei Roy Harrison!

„Roy Harrison“ wiederholte ich befremdet — ich hatte den Namen nie gehört. Als ich ihr das eingestand, rief sie:

„Verstecken Sie sich, Titichen, für so ungebildet hätte ich Sie nicht gehalten, Sie, eine Schriftstellerin! Roy Harrison ist einer der genialsten Menschen seiner Zeit!“

„Hat er eine Brücke erfunden übers Meer — oder eine Leiter in den Mond?“

Sie drohte mir mit dem Finger:

„Hüten Sie sich, Titichen“ sagte sie, „das sind solche Naseweisheiten, für die man in Ungnade fällt!“

Ich fühlte mich rot werden und schlug die Augen nieder — sie aber fuhr, ohne meine Verlegenheit zu beachten, fort:

„Roy Harrison ist der berühmte amerikanische Zeichner, der in einer kleiner Wohnung im sechsten Stock in der Bowerie wohnt, obzwar er für jeden seiner Kartons 2000 Dollar erhält. Alles was er verdient, verwendet er drauf, den Armen von New York bessere Lebensbedingungen und die Möglichkeit

einer sittlicheren Entwicklung zu gönnen. — Es wäre der Mühe wert, die Reise nach Amerika zu machen, um den Menschen kennen zu lernen. — Sollten Sie ihm begegnen, so . . ."

Aber in dem Moment drang eine Welle durch ein schlecht verwahrtes Portholе und überschwemmte unsern Tisch und unsere Kleider. Wir mußten in unsere Kabinen fliehen, um uns umzukleiden. —

— — — —

Leider verläßt uns die Prinzessin in Gibraltar. Der Abschied wird mir sehr nahe gehen. — Wenn ich daran zurückdenke, wie sehr ich bei der Abfahrt in Genua vor ihr erschrocken bin. —

19. März.

Gibraltar und der Abschied von der Prinzessin liegen hinter uns. —

Ich bin sehr müde, und das Essen hat mir nicht so gut geschmeckt wie gewöhnlich.

Gibraltar erscheint wundervoll aus der Ferne, die ganze Festung aus weißlichen Felsen ausgehauen und sich in weißlichen Felsen verlaufend, dazu im Vordergrund das blaue Meer, im Hintergrund die immergrüne Vegetation des Südens — Bäume, die es bis zu einer architektonischen Formvollendung gebracht haben, und deren Kronen sich wie Kirchenkuppeln ausnehmen. Wenn man aber in die Stadt hineindringt, schwindet die Poesie, da macht Gibraltar einfach den Eindruck einer großen Kaserne

mit vielen Nebengebäuden, dazwischen stolziert Tommy Atkins — langbeinig, breitnackig, kurzgestirnt. —

Ich möchte nur wissen, weshalb die englischen Soldaten (nebstbei die schönsten Soldaten der Welt) immer so blödsinnig ausschauen. Ist's, weil ihnen durch die Disziplin der Verstand wegdressiert wird — oder weil sie das Mützensturmband zwischen den Zähnen halten? — Sie sehen aus, wie Pferde an der Kandare. Was der Prinzessin auffiel, war, daß die Bevölkerung streng in Schwarz und Blond, Spanisch und Englisch geteilt geblieben ist. — Im Laufe der Generationen hätte eine kleine Mischung immerhin stattfinden können. —

Das einzige Schöne und Poetische in Gibraltar sind die öffentlichen Gärten, die machen inmitten der allgemeinen nüchternen Ödigkeit den Eindruck eines Gedichts, das sich in einen Schematismus verirrt hätte.

Das Schiff, das die Prinzessin nach Tanger befördern sollte, fuhr etwas früher ab, als das unsere.

Die Hoheit umarmte mich zum Schluß und küßte mich mehrmals.

„Amüsiert haben Sie mich immer," versicherte sie mir, „aber diesmal hab' ich Sie liebgewonnen — und sobald ich nach Hause zurückkomme, will ich trachten, Ihre Sache in Ordnung zu bringen!"

Sehnsüchtig und gerührt blickte ich ihr nach. — Ich fange an, daran zu zweifeln, daß noch irgend etwas sich wesentlich an meinem Schicksal ändern wird. —

Am Uferdamm saßen mit untergeschlagenen

Beinen in ihren Burnus eingewickelt, den Fez auf dem Kopfe, ein paar Mauren, die das Meer von dem gegenüberliegenden Weltteil herübergespült hatte.

Sie hatten die Augen von Affen, die Augen meiner lieben alten Olde, feierliche, traurige, geduldige Augen. — Sie saßen da und schienen nichts zu tun zu haben, als zuzuschauen, wie die Zeit sich in Ewigkeit verwandelt. —

„Alles geht vorüber!" heißt ein berühmter türkischer Spruch. Alles geht vorbei. — Sollte einem der Gedanke wirklich Trost bieten? — Vielleicht, wenn man Zahnschmerzen hat! — oder . . . die Seekrankheit. Ich hatte schon aufgehört, sie zu fürchten, und als heute nach dem Diner der nette alte amerikanische Doktor uns beim Aufbruch sagte: „Jetzt, meine Damen, meine ich, gibt es eine lange Trennung — good bye — ich empfehle mich Ihrem gemeinschaftlichen Wohlwollen — und mache Sie gleich darauf aufmerksam, daß die Seekrankheit menschenfeindlich stimmt!", lachte ich, aber . . . o weh . . .

25. März.

Sie kam . . . für so widerwärtig hätte ich sie gar nicht gehalten. Heimtückisch kroch sie mir den Rücken herauf, klemmte meinen Kopf zwischen ihre Krallen — und bezeichnete mich triumphierend als ihre Beute. Bei dem allergeringsten Widerstand, bei der leisesten Bewegung löste sich meine Existenz in Übligkeiten auf. — Gerade oben auf dem Verdeck überfiel sie mich ganz plötzlich den Tag nach unserm Aufenthalt in

Gibraltar. Der galante und liebenswürdige Kapitän hatte alle Damen aufs Deck geladen, weil er ihnen zu Ehren das Schiff so nahe als möglich an den Azoren vorbeifahren ließ. —

Man sah die steilen Felsenufer — ein Gemisch von Weingärten, Palmen und weißen Häusern mit flachen, von rosa Ziegeln eingefaßten Dächern — alle in so hellen, leicht verwischten Farben, wie eine Stadt, die man um drei Uhr früh sieht. — Der Umstand, daß der Farbendreiklang von der Ferne weiß, rosa und blaugrün war, spricht dafür, daß zwischen der Vegetation viele Kakteen sich befinden müssen — gesehen habe ich sie nicht, nur Pinien und Palmen konnte ich unterscheiden zwischen den rosa Dächern.

Der Kapitän lieh mir sein Fernrohr, und da kam's — während ich meine Augen auf den Wipfel einer großästigen Palme zu konzentrieren trachtete, kam's!

An dem Arm eines Stewards wankte ich in meine Kabine. — Dort kleidete mich die Stewardeß aus! — Ich war hilflos geworden. — — Wunderbar, gegen jeden andern Schmerz können wir uns stemmen, gegen die Übelkeit nicht. — Die ist der einzige physische Zustand, der uns sofort moralisch vernichtet. — Ehre und Gewissen existieren nicht mehr — kaum, daß sich das Anstandsgefühl — bei vielen Frauen der unverwüstliche Instinkt, noch meldet. —

Am Nachmittag nach meiner Kapitulation erschien der Doktor, ein schlanker, brauner Deutschpole, und forderte mich auf, mich zusammenzunehmen, die

See sei ganz ruhig, behauptete er und stellte sich auf ein Bein, das Medizinglas in der Hand, um mir das zu beweisen. — Nun gibt's nichts, was einen Seekranken mehr aufregt, als das Wort: zusammennehmen, und einen Menschen auf einem Bein tanzen zu sehen, macht mich schon bei gesundem Zustand und solider Unterlage schwindlig. Ich wies ihm die Tür, samt seinem Medizinglas. —

Den nächsten Tag konnte er nicht mehr behaupten, daß das Meer ruhig sei. Es spielte geradezu Ball mit dem Schiff.

Ich fragte den Steward, der hereinkam, um mein Porthole fester zuzuschrauben, ob wir untergehen würden. Er schüttelte den Kopf — diesmal noch nicht, meinte er beruhigend. — Die Stewardeß, die anwesend war, versicherte mir, die letzte Nacht hätten ein paar Herren den Salon nicht mehr verlassen, um sich beim Schiffsuntergang zur rechten Zeit die besten Plätze zu sichern, und zwei von den amerikanischen Damen hätten sitzend mit den umgeschnallten Rettungsgürteln schlafen wollen. —

„Es ist ja alles Larifari," unterbrach sie der Steward. „Gar so leicht passiert das nicht — aber wenn's einmal losgeht, dann nützt auch der Schwimmgürtel nichts, ich habe ein Shipwreck durchgemacht — ich weiß, was das heißt! — Aber wegen dem bißchen Spektakel brauchen sich Frau Gräfin noch lange nicht zu fürchten." —

Als ob ich mich gefürchtet hätte! — Ich sehnte mich nach dem Untergang. Es erschien mir momentan

als die einzige mögliche Lösung meines verwickelten Lebensproblems. —

Olde hielt sich die ganze Zeit auf den Beinen. Der Steward, der mich manchmal ein wenig trösten kam, sagte mir, sie sei die Bewunderung des ganzen Schiffes; — eine so seefeste Dame habe er noch nicht gesehen. —

Heute früh, als der unermüdliche Trompeter sein Morgenständchen blies und ich die Augen öffnete, sah ich ein Stückchen leuchtenden blauen Himmels vor meinem Porthole und fühlte, daß sich die Bewegung des Meeres bedeutend beruhigt hatte. Ich konnte zum erstenmal wieder etwas genießen, ich verlangte erst grünen Salat; da der nicht zu haben war (der Koch hatte ihn noch nicht aus der Vorratskammer geholt) begnügte ich mich mit zwei Zitronen — dann bat ich noch um ein Kissen, damit ich mich in meiner Koje aufsetzen könne — und nahm Füllfeder und Tagebuch zur Hand. —

2. April.

Gestern und heute habe ich mich aufs Deck geschleppt. — Da ruhe ich nun auf einem bequemen Liegestuhl, den mir der Kapitän zu Gebote gestellt hat, und auf dem vor mir ein berühmter General seekrank gewesen sein soll. —

Meine Füllfeder und mein Tagebuch liegen neben mir — von Zeit zu Zeit kritzele ich ein paar Zeilen.

Wir sind mitten im Golfstrom — die Luft ist lau, weich und üppig, wie römischer Sirocco im Früh=

ling. — Das Meer bewegt sich träge, als hätte irgend-
eine unsichtbare Macht eine sehr große Quantität Öl
darüber ausgegossen. Eine versöhnliche Stimmung
herrscht. Alle Ehepaare gehen untergefaßt auf dem
Deck spazieren, auch die, die sich sonst am meisten
zanken. —

Neben mir liegt eine Amerikanerin ebenfalls den
ganzen Tag auf einem Ruhebett. — Wir sind die zwei
„Champions" der Seekrankheit — die einzigen, die
auf Deck bleiben, wenn die andern zum Essen gehen.
— Auf die Zeit freuen wir uns immer sehr, besonders
Abends. —

Da sieht man von dem Meere nichts, als hier und
da einen weißen Wellenkamm — im übrigen fühlt
man das Wasser nur um sich herum als eine dunkle,
mächtige, vorwärtstreibende Gewalt. Und darüber
wölbt sich ein schwarzblauer Himmel und blickt aus
goldenen Augen mild und ernst auf uns herab —
der ewige Friede, der auf die ewige Rastlosigkeit
herunterblickt.

Meine amerikanische Freundin heißt Miß Kendle-
ton und ist die Schwester des bekannten amerika-
nischen Diplomaten gleichen Namens. Die Kendletons
gehören zu den ältesten Colonial-Families, von den
ersten Einwanderern abstammend, (was mehrere der
mir befreundeten Cooks mir mitgeteilt haben).

Sie spricht nie davon. Sie ist zwischen fünfzig und
sechzig, könnte also reichlich meine Mutter sein, und
hat die Vornehmheit und Schlichtheit einer Me-
diatisierten; zugleich aber hat sie eine frische Genuß-

fähigkeit, eine fast kindliche Art, sich für jede Kleinigkeit zu interessieren, die in Europa Damen in ihren Jahren fast nie besitzen; weder die mediatisierten noch die andern. —

Auch in etwas unterscheidet sie sich gründlich von uns — in ihrer Bewertung des Geldes.

Als wir uns noch alle Abend beim Essen trafen — ehe uns nämlich die Seekrankheit überfallen hatte — trug sie immer ein wunderhübsches Crêpe-de-Chine-Kleid. — Als wir näher miteinander bekannt geworden waren, fragte ich sie, ob das Kleid aus Paris oder New York stamme. „Paris Worth", sagte sie.

„Also unerschwinglich," lachte ich.

Sie aber erwiderte: „O nein! Er schont meine Börse, weil ich eine alte Kundin bin, und obzwar ich fast nichts für meine Toilette auslege, arbeitet er für mich doch noch mit derselben Aufmerksamkeit; so ein kleines einfaches Kleid wie dieses, macht er mir für 400 Dollar." —

Ich schwieg; — soviel kosten meine Hofballkleider nicht; und sie sagte es mit Überzeugung, nicht mit der Prahlerei eines Parvenüs, der einem zuruft „billig — lächerlich billig", wenn er einen darauf aufmerksam machen will, mit welchem Schwung er sein Geld zum Fenster hinauswirft. —

Ihr schien das wirklich billig. — Man denke sich eine Europäerin, die sich ruhig aufs Altenteil zurückgezogen hat, und die — 1600 Mark für ein „einfaches kleines Kleidchen" zahlt. — Andererseits

reist sie ohne Kammerjungfer. Das würde auch keine Europäerin in ihren Verhältnissen tun. —

So lange wir uns still verhalten, fühlen wir das Behagen im Ausruhen, das ein Gefangener fühlen mag nach der Schlacht. Sein Schicksal ist ihm aus der Hand genommen — nur rühren darf er sich nicht. — Mit dem Essen sind wir bald fertig — das ihre besteht aus einer halben Tasse Bouillon — das meine aus ein paar Blättern Salat — dann hören wir dem Meere zu und betrachten die Sterne. Einmal bemerkte sie:

„Wie stark die Sterne heute leuchten. — Sie erinnern mich an zwei Bilder von Roy Harrison!"

Meines bedenklich schonungsbedürftigen Zustandes vergessend, fuhr ich auf, um gleich darauf halb ohnmächtig zurückzusinken:

„Welche Bilder?" fragte ich mit versagender Stimme.

„Das erste heißt ‚moderne Philantropie' und zeigt einen Clergyman neben einem sehr kleinen Jungen, den er mit den Worten anpredigt: Wer kann behaupten, daß Gott der Allmächtige seine Gaben ungleich verteilt — gönnt er nicht allen denselben Blick in den Himmel, den Blick zu den Sternen? — und auf dem zweiten Bild sieht man den halbverhungerten Kleinen in einer elenden Stube. Er beugt sich so weit aus dem Fenster, daß seine Mutter ihn am Zipfel packt. „Tommy, was machst du nur?", und Tommy antwortet: „O Mammy! ich bin so hungrig. Ich möchte am liebsten die Sterne auffressen."

„Die Worte sind nichts,“ setzte meine alte Freundin hinzu — „aber die Zeichnungen waren wundervoll — wenn ich noch einen Abdruck finden kann, will ich ihn Ihnen schicken.“

„O, danke, wie lieb von Ihnen — er muß ein großer Meister sein!“

„Ein großer Künstler und ein großes Herz!“

„Denken Sie nur, Miß Kendleton, ich habe hier auf dem Schiff zum ersten Mal von ihm gehört!“

„So, und durch wen?“

„Durch die Prinzessin von Sonnenburg, die sagte — o verzeihen Sie, diese Damen haben schreckliche Vorurteile — der einzige Mensch, der sie in Amerika interessiert, außer dem Präsidenten, sei Roy Harrison. Wenn sie Zeit hätte, würde sie die Reise nach New York unternehmen — nur um ihn kennen zu lernen.“

„Das würde ihr schwer gelingen — er weigert sich eigensinnig, die Neugierde großer Damen zu befriedigen — den Salonlöwen zu spielen.“

„Geht er nie in die Welt — trifft man ihn nirgends?“

„Nirgends. — Ich glaube, daß ihn teilweise die Erinnerung an seine Vergangenheit zurückhält — es heißt, daß er aus dem verrufensten Winkel der Bowerie stammt!“

„Das ist mir sehr interessant!“

In dem Moment kam die Gesellschaft aus dem Speisezimmer lachend und schnatternd — wir wurden unterbrochen . . .

New York.

Nach diesem langen Gespräch über Roy Harrison bin ich nicht mehr dazu gekommen, mich meinem lieben Tagebuch mitzuteilen. Es fing wieder an zu stürmen usw. — Den Tag vor New York beruhigte sich die See. — Da wurde mir zwar etwas besser aber doch nicht genügend, um dem captains dinner beizuwohnen.

Olde war freundlich genug, meine Sachen einzupacken. Nachdem sie sich zurückgezogen, drehte ich zwar das elektrische Licht ab, konnte aber nicht schlafen. — Endlich fing's an, weißlich durch mein Porthole zu schimmern — als es einen furchtbaren Ruck gab. Darauf wurde es ganz ruhig.

„Olde — Olde!"

„Was gibts?" rief sie mir verschlafen aus der nächsten Kabine zu. „Gehen wir unter?"

„Nein, nein! Olde, ich glaube — wir sind angekommen. Wir haben geankert!"

„Hm! War wirklich der Mühe wert, mich deswegen zu wecken," brummte Olde und wollte weiterschlafen. Aber sie konnte nicht. — Wir kleideten uns an und stiegen auf Deck. Der Pilot war angekommen, — die Sanitätspolizei an Bord. — Noch einmal setzten wir uns in Bewegung. —

Die Welt rieb sich den Schlaf aus den Augen. Über die mit braunem Gestrüpp bewachsenen Hügel längs des Hudson wälzten sich dichte graue Nebel. Das Wasser war gelbbraun. Es sah wie eine trübe Biersuppe aus. Vor unsern Blicken breitete sich etwas

Dunkles, Chaotisches, das sich nach und nach zu einer Wirrnis kümmerlicher vernachlässigter Häuser entwickelte, aus denen einzelne, zwanzig Stockwerke hohe Undinge ragten.

Das hohe Lied des Meeres war verstummt. — Plantsch, plantsch schlugen kleine gewöhnliche Wellen gegen das müde grunzende, knarrende Schiff. Mitten im Hafen stand etwas häßliches Kolossales — die Statue der Freiheit, die Frankreich den Vereinigten Staaten geschenkt hat. Ein Sumpfgeruch stieg aus den Wellen — der Rest der Welt roch nach Teer . . .

Zollbeamte und Reporter stürmten das Schiff. — Mit lauter Stimme schrie ein Briefträger die Namen der Menschen, für die Briefe eingegangen waren. Dazwischen hörte ich plötzlich jemand rufen.

„Die Autorin von Prinzeß Uruskas Naivetäten — ich suche die Autorin von Prinzeß Uruskas Naivetäten!"

Ich gab mich nicht zu erkennen, aber geschmeichelt fühlte ich mich sehr. Der Kapitän stand in der Nähe der Landungsbrücke — etwas betrübt, seine angenehmen Reisegefährten zu verlieren. Die Erinnerungen eines solchen armen Kapitäns, der alle vierzehn Tage von anderen Menschen gerührten Abschied nimmt, müßten ein recht buntes Bilderbuch abgeben. — Einer nach dem andern sagte: „Danke für eine angenehme Überfahrt, Kapitän!" oder "Thank you for a safe passage, captain!"

Dann stiegen wir den Landungssteg hinab — und eh wir's uns versahen, befanden wir uns in der

großen grauen schmutzigen Halle, in der das Gepäck revidiert wird. Für jeden Buchstaben eine andere Stelle — Olde konnte einen ihrer Koffer nicht finden und gerade den allerwichtigsten, denjenigen, der alle ihre Kompositionen enthielt. — Ich versprach, sie beim Buchstaben W zu erwarten.

Als ich sie aus den Augen verloren hatte, setzte ich mich auf einen meiner Koffer, und zwar denjenigen, mit dem ich mich indessen eng befreundet hatte, meinen Kabinengenossen, stützte die Ellenbogen auf die Knie und die Wangen zwischen die Hände. — „Nun, meine liebe Titi," sagte ich zu mir, „da wärst du nun eingerückt ins Land der unbegrenzten Möglichkeiten; so gut ich die Dinge vorläufig übersehen kann, scheint mir's eine recht überschätzte Lokalität."

Da hörte ich knapp neben mir die Stimme des Esperanto-Professors:

„Verlassen Sie sich auf mich — ich finde sie gewiß, sie ist eine gute Freundin von mir, wir haben zusammen die Überfahrt gemacht."

Ich wollte fliehen — aber ehe ich irgendeinen Entschluß gefaßt hatte, stand der Esperanto-Professor vor mir, und zwar mit dem Reporter, der mich bereits auf dem Schiff gesucht. —

„Frau Gräfin, gestatten Sie, daß ich Ihnen Mr. Snelby vorstelle, einen hervorragenden Journalisten."

Mr. Snelby winkte ihm zu schweigen, und sich mit Notizbuch und Füllfeder vor mich hinpflanzend, begann er:

„Madam, gestatten Sie mir als dem Vertreter

des New York Chronicle zu fragen, was Ihnen an meinen Landsleuten, von denen Sie eine große Anzahl während der Überfahrt beobachten konnten, am meisten aufgefallen ist — !"

„Das gerade Rückgrat," gab ich ihm sofort zur Antwort.

"Admirable", rief er und fing sofort an zu kritzeln.

Aber als er mich weiter ausforschen wollte, erschien Olde, die nicht nur ihren Koffer gefunden, sondern auch alle Zollformalitäten absolviert hatte. Da wir als Aussteller reisten, genossen wir die „Courteseys of the Custom house," d. h. wir konnten ohne Revision passieren. Der Journalist fragte, wo wir abzusteigen gedachten, ich sagte Plaza-Hotel und meinte, ich würde mich freuen, ihn den nächsten Tag gegen zwei Uhr zu sehen. Es schmeichelte mir, mich als Zelebrität zu fühlen.

„Morgen — gut — ich bringe meinen Photographen mit!" rief Mr. Snelby.

Der Esperanto-Professor erklärte mir, es sei ihm sehr angenehm zu erfahren, wo ich abzusteigen gedenke, und versprach mir, in der allernächsten Zeit seine Aufwartung zu machen. — Dann, ehe ich mich's versah, saßen wir in einem recht häßlichen Omnibus, rings um uns eine Armee von schwarzen Trägern, die unsere großen Koffer auf das Dach türmten, während sie uns zahllose kleinere Gepäckstücke auf die Knie legten oder unter die Füße schoben. —

Da ich noch nie ohne Kammerjungfer gereist war — also mich auch noch nie um etwas anderes als um die Reisetasche mit meinem Schmuck zu kümmern gehabt hatte, blieb ich in dem guten Glauben, daß sich alles von selbst mache, ruhig sitzen, während Olde beständig aus dem Omnibus heraussprang, um nachzuzählen, was bei dem großen Quantum Handgepäck, das die Neger indessen zu uns hineingestopft hatten, seine Schwierigkeiten hatte.

Der Kutscher auf dem Bock lächelte und sagte:

„Regen Sie sich nicht auf, es wird alles gehen!" — was mir bewies, daß der gelassene Optimismus des Zollbeamten, der Olde geholfen hatte, ihren Koffer zu suchen, keine persönliche, sondern eine allgemeine amerikanische Nationaleigenschaft ist. —

Klirrend und knatternd setzte sich das Gehäuse in Bewegung. Wir waren kaum fünfzig Schritte gefahren, als Olde „stop, stop" rief und noch einmal aus dem Omnibus herausspringen wollte. — Diesmal aber hatte der Kutscher kein Erbarmen. Er ließ sich nicht bewegen, zu stoppen, und so fuhren wir klirrend, schwankend, krachend durch elend gepflasterte Straßen, zwischen häßlichen, hie und da mit billigen Stuckverzierungen verunstalteten, meistens ganz verwahrlosten Häusern. Olde stöhnte — und ich lachte. „Don't worry, it'll all come right," zitierte ich. — Endlich erreichten wir das Plaza. Aber der Omnibus kostete 8 Dollar, das ist 32 Mark. — Olde handelte. Während sie sich noch recht lebhaft mit dem Kutscher unterhielt, machte mir der Sekre-

tär, ein glatt geschniegelter junger Mann mit einer Feder hinter dem Ohr, die Honneurs. —

Ein oder zwei Kaukasier waren hinter dem großen halbkreisförmigen Schreibtisch beschäftigt, der, von Büchern und Zeitungsauslagen flankiert, der Eingangstür gegenüber in der großen Halle stand. Im übrigen sah ich nur Neger, erwachsene Neger, kleine Neger und einen ganz alten Neger, der, wie ich später erfuhr, "cap", Abkürzung von Captain genannt wird und die andern Neger beaufsichtigt. Alle trugen dieselbe blaue Livree, die wie eine Soldatenuniform aussieht, mit verschiedenen Abzeichen. Was mir am meisten an ihnen auffiel, war die Länge ihrer Arme und ihr beständiges serviles Lächeln. Wer nie einen Neger hat grinsen sehen, der weiß nicht, was das Wort „Servilität" bedeutet. Dabei bückten sie sich so tief, daß sie mit den Händen den Boden streiften.

„Was für Zimmer wünschen Sie, Madame?" — Anbetrachts der Fahrtspesen wagte ich kaum, mich zu äüßern. — „Recht billige — vielleicht Hinterzimmer," stammelte ich. —

Ich fiel in der Achtung des Sekretärs. Er hatte sofort anderes zu tun, und befahl einem Neger, mir die Zimmer zu zeigen. — Ich machte ihn darauf aufmerksam, daß ich meine Reisegefährtin abwarten müsse, die draußen Meinungsverschiedenheiten mit dem Kutscher habe. Der Sekretär warf einen Blick hinaus und als er unser mannigfaches Gepäck — vielleicht die Kronen auf meinen alten Koffern bemerkte, stieg der Barometer seiner Achtung neuerdings ein wenig.

Er sandte irgend einen Weißen, Olde behilflich zu sein und ihr, da es anfing zu regnen, the ladies entrance zu zeigen. — Die Ladies entrance ist eine Tür, vor der ein weit in den Platz hinausreichendes Zelt steht, wie bei uns vor einem Haus, wenn drin ein Fest gefeiert wird. — Wir hatten das Zelt gleich bemerkt und gemeint, daß wohl eine Hochzeit in dem Hotel gefeiert werde. — Aber das Zelt ist permanent. In ihm gewahrten wir zum erstenmal eine jener vielen Auszeichnungen, durch die das weibliche Geschlecht in Amerika geehrt wird.

Gleich darauf kam Olde zurück — verzweifelt und besiegt. Es war wirklich nichts zu machen gewesen — die 8 Dollar waren Taxe.

Nun fuhren wir zehn Stock hoch, unsere „billigen Zimmer" zu betrachten. Sie waren eng und sahen auf etwas Melancholisches hinaus, das zum Selbstmord aufmunterte, von dem ich aber zu schnell wegschauderte, als daß ich mich davon hätte überzeugen können, ob's ein Lichthof oder nur eine back street war.

„Da bringen Sie mich nicht lebendig heraus," erklärte ich und lief schnurstracks in den Korridor zurück.

Der weiße Sekretär, der wahrscheinlich in Anbetracht meiner Kronen (was die bedeuten, ist mir erst in Amerika bewußt geworden) sich doch herabgelassen hatte, uns zu begleiten, sagte: „Ich wußte ja, daß Ihnen diese Stübchen nicht gefallen würden, Madam (Akzent auf der ersten Silbe), gestatten Sie mir, Ihnen schönere zu zeigen!"

Wir fuhren mit dem Lift ein paar Stockwerke hinunter — und der Sekretär zeigte uns nun zwei außerordentlich freundliche Gemächer, von denen eins als Schlafzimmer mit großem behaglichem Bett, das zweite, anscheinend bettlos, als Salon ausgestattet war; — ein Badezimmer und ein kleiner Raum mit Garderobenschränken schloß sich daran.

„Die Zimmer wären ganz nett," meinten wir, „aber wir hatten zwei Schlafzimmer verlangt und keinen Salon."

Darauf lächelte der Sekretär — der ihn begleitende Neger grinste und näherte sich einem imposanten Möbelstück, das ich bis dahin für einen schön geschnitzten Schrank gehalten hatte, drückte auf eine geheime Feder, worauf sich sofort ein sehr komfortables Bett, frisch überzogen und mit einer ausgezeichneten Sprungfedermatratze aus dem Schrank entwickelte. —

Nun äußerte ich noch ein Bedenken: „Die Wäsche könne am Ende nicht genügend auslüften!"

Aber diesen Einwurf fegte der Sekretär mit einer sehr überlegenen Handbewegung aus dem Weg:

„Wir wechseln die Bettwäsche natürlich alle Tage," erklärte er.

Das Wörtchen „natürlich" beschämte mich ein wenig. — Ich errötete vor dem Sekretär darüber, ertappt worden zu sein, daß ich nicht die Gewohnheit besaß, täglich meine Bettwäsche wechseln zu lassen. Um das Gespräch von diesem Punkt abzulenken, fragte ich ziemlich eilig nach dem Preis.

„10 Dollar!"

Ich nickte . . .

Dann legte uns der Sekretär noch ein Formular vor, in das wir unsere Namen eintragen mußten, freute sich augenscheinlich über meine Titel und verschwand. —

Kaum war er fort, so schüttelte Olde vorwurfsvoll ihren weisen Kopf.

„Titichen, Sie sind verrückt," sagte sie — „wie können wir solche Zimmer erschwingen!"

„Aber Olde — liebe Olde— die Zimmer sind ja billig — sehr billig — im Ritz würden sie das Doppelte kosten — sehen Sie nur die Aussicht, gerade auf den Central Park!" Ich hatte mir die Aussicht selber noch nicht besehen, sie nur auf guten Glauben hingenommen — Central Park mußte durchaus schön sein. Aber Olde wendete sich mit einer Grimasse ab, als ob sie in grüne Äpfel hineingebissen hätte. — Auch mir bereitete Central Park eine Enttäuschung. Die sperrige, nur durch ein paar immergrüne Bäumchen belebte Vegetation, die sich da um ein Bassin gruppierte, das mehr oder minder die Form eines sich in Krämpfen windenden Dudelsacks aufwies, war nicht begeisternd. — Es war alles so neu und so frisch gepflanzt und so wenig eingewurzelt — so entsetzlich provisorisch. —

„Nun, wenigstens haben wir Luft, — Luft, Olde," seufzte ich — „und wenn Sie lieb sind, werden Sie wenigstens in bezug auf die Wohnung mein lieber Gast sein!"

Davon aber wollte die Gute nichts hören. Wir hatten die Reise auf gemeinschaftliche Kosten unternommen. Dabei mußte es bleiben.

Nachdem wir uns ein wenig hergerichtet hatten, gingen wir hinunter zum Lunch. —

Soeben meldet man mir „Mr. Snelby." —

Abend.

O du Amerika . . .

Fünfmal hat mich der gute Snelby aufgenommen, zweimal mit Olde — dann hat er gewissenhaft alles aufgekritzelt, was es mir beliebte, ihm über meine und Oldens Persönlichkeit zu verraten. — Als das Interview beendet war, fing ich an, ihn meinerseits auszuforschen.

„Wissen Sie etwas über Roy Harrison?" fragte ich.

Er wußte sehr viel über Roy Harrison. Harrison hatte sich in der illustrierten Sonntagsbeilage des New York Chronicle seine Sporen verdient.

Berühmt? Roy Harrison? ! ! — natürlich sei der berühmt. Wirklich bedeutend? — über die Maßen, etwas zwischen Phil May und Danna Gibson — die Tragik der Gosse und die Komödie des Salons. — Nebstbei (dies bemerkte Mr. Snelby nicht ohne Erbitterung) sei er ein großartiger Geschäftsmann. So hohe Preise wie er erziele niemand. — Für das Chronicle sei er unerschwinglich geworden. Jetzt habe ihn Mallard in Pacht genommen. Mallard stütze seine ganze Wochenschrift auf ihn.

„Ob er wirklich aus dem tiefsten Schlamm der Bowerie stamme?“

„Aus dem allertiefsten!“ erwiderte Snelby, und ganz gleichgültig fügte er hinzu: „Er ist in seiner Jugend wegen Diebstahl abgestraft gewesen!“

„ . . . Und trotzdem wird er empfangen?“

„O, das würde niemand hindern — er ist ein großes Genie — ich glaube, wenn man ihm einen Raubmord nachweisen könnte — würde ihn das hier noch interessanter machen.“

Mr. Snelby ist eigentlich ein geborener Schlesier und heißt Schnell. Er ist stolz auf sein erworbenes amerikanisches Bürgerrecht, wie auf ein durch eigenes Verdienst erworbenes Adelspatent, und er liebt Amerika so fanatisch — wie ein Konvertit seine neue Religion. Nebstbei beurteilt, bewundert und sieht er's doch noch vom deutschen Standpunkt aus, den er sich nicht abgewöhnen kann. — —

„Wenn er einen Raubmord begangen hätte . . .“ stammelte ich entsetzt. —

„Sie übertreiben, Mr. Snelby,“ fiel Olde strafend ein. — Sie ist kompetent. Sie war schon dreimal in New York — nebstbei hat sie mehrere Jahre lang ein Musikinstitut in Chicago geleitet. —

„Zugegeben,“ meinte Mr. Snelby mit seinem langsamen, breiten, glattrasierten Lächeln, das er sich in Amerika angewöhnt hat. — „Nichtsdestoweniger bleibe ich dabei, daß die Amerikaner einem Menschen leichter ermöglichen, seine Vergangenheit niederzuleben, als irgendeine andere Nation. Bei unserem

ersten Interview, Counteß, sagten Sie, was Ihnen an meinen Landsleuten am meisten aufgefallen sei, das sei das gerade Rückgrat. Wenn Sie einmal tiefer in die amerikanische Natur hineingesehen haben, werden Sie hinzufügen: und das kurze Gedächtnis! — Der Amerikaner hat keine Zeit übrig, in Gräbern zu wühlen. — Wenn er's tut, so ist's bei einem Wahlkampf, um dem Oppositionskandidaten zu schaden — und dann wird ihm der Schachzug gewöhnlich als eine Gemeinheit, als not fair, vorgeworfen. — Und ebensowenig wie ein Amerikaner sich mit der Vergangenheit seines Nächsten beschäftigt — ebensowenig quält er sich mit seiner eigenen Vergangenheit ab. — Erinnern Sie sich an das deutsche Märchen, Gräfin, in dem eine Schar junger Männer für höchsten süßesten Lohn einen Berg erklettern soll — aber nur derjenige sein Ziel erreicht, der sich nicht umwendet; wenn er sich umsieht, dann ist er verloren. Indessen zetern, schreien oder flüstern hunderterlei Stimmen hinter den jungen Männern drein. Alle horchen und sehen sich um — das sind die Europäer. Nur einer klebt sich Pechpflaster über die Ohren, wendet sich nicht — und kommt an. Das ist der Amerikaner!"

„Aber zeigt sich in dieser Fähigkeit, mit seiner Vergangenheit fertig zu werden, nicht ein Mangel an Zartgefühl?" fragte ich.

„Nein, nur ein Überschuß an Kraft und Gesundheit," brummte Olde.

„Fräulein Walter hat recht," behauptete Snelby. — „Sie dürfen nicht vergessen, aus was für Men-

schenmaterial die amerikanische Nation entstanden ist — und fortfährt, sich zu rekrutieren! . . . aber was fasel' ich da!" — er zog seine Uhr — „der Artikel muß noch heute in die Druckerei . . . Good-bye, thank you ever so much . . ."

„Adieu . . . aber Sie wollten mir doch von Roy Harrison erzählen — der scheint seine Vergangenheit nicht so leicht abgeschüttelt zu haben, als man sie ihm verziehen hat . . ."

„Wieso?" (schon in der Tür).

„Da er doch so zurückgezogen lebt!"

„Ach, ja, richtig . . . aber das hat andere Gründe . . . Beg pardon, I really must go."

Er hatte offenbar „really" die größte Eile, und es war momentan nichts weiter über Roy Harrison aus ihm herauszubringen . . .

5. April.

Heute früh um acht weckte mich bereits das Telephon (in jedem amerikanischen Hotelzimmer befindet sich eine solche nützliche und zudringliche Landplage). Klinglingling . . . Ich hielt mir die Ohren zu. Noch einmal . . . klinglingling . . . Um meine Ruhe zu haben, sprang ich aus dem Bett.

„Hallo — what d' you want!" — Es war der Esperantoprofessor, der mir guten Morgen wünschte. Er wollte wissen, wie ich geschlafen habe, und bat mich, nicht zu vergessen, ihn der Prinzessin zu Füßen zu legen, wenn ich ihr schreiben würde. —

Ich bin schon fix und fertig, gebadet, frisiert und

angezogen, warte auf Olde, um hinunter zu gehen und zu frühstücken. — Olde kramt im Nebenzimmer fassungslos nach einem alten Kompositionsfragment, auf das sie ihre ganze Zukunft stützt — — —

Eine Stunde später — — —

Olde sucht noch immer. Ich habe ohne sie zum Frühstück gehen müssen. —

Die amerikanischen Hotels sind mir immer wegen ihres hervorragenden Luxusses gerühmt worden, und das Plaza steht darin weder hinter seinem Ruf, noch hinter seinen Konkurrenten zurück. Ganz besonders aber möchte ich die Vorzüglichkeit und Wohlfeilheit der Verköstigung erwähnen. Natürlich muß man sich nach dem American plan richten. Der American plan besteht darin, daß man jeden Tag seine bestimmte Summe entrichtet, wofür man das Recht erwirbt, so viel man Lust hat, von den leckeren Gerichten zu verzehren. — Wohlgemerkt handelt es sich hier durchaus nicht um ein fertiges, aufgewärmtes Pensionsessen. — Was man verlangt, wird frisch bereitet.

Wir zahlen beide zusammen für unsere Kost fünf Dollar täglich.

Natürlich gibt es auch ein Restaurant zu fabelhaften Preisen für Leute, die durch ihre Rangstellung verurteilt sind, ihr Geld standesgemäß zum Fenster hinauszuwerfen. — Dem aber weichen wir aus. Die Americanplan-Gäste haben ihren eigenen Speisesaal — die Nettigkeit im Servieren und Decken kann in Paris und London nicht übertroffen werden. Die Kellner sind aufmerksam ohne Aufdringlichkeit, wie Kammer-

diener aus gutem Hause, besonders die französischen Kanadier erweisen sich als vorzüglich, zeichnen sich auch durch ihr angenehmes Äußere aus. Die Vornehmheit der lateinischen Rasse schlägt durch. —

Die wichtigste Mahlzeit ist das erste Frühstück.

Das meine bestand heute aus Grape fruit, fried oysters, minced chicken in cream, griddle cakes (Pampelmuse, gebackene Austern, Hühner-Ragout in Sahnensauce, Eierkuchen), Kaffee und frischen Erdbeeren. Nur ein Unangenehmes hat der American plan. Man ist streng an Stunden gebunden. Olde suchte ihr Kompositionsfragment so lange, daß sie den Termin versäumte.

Sie besteht darauf, mit nüchternem Magen auszugehen und mir New York zu zeigen.

Abend desselben Tages.

Ich bin sehr enttäuscht — — —

Ich hatte eine Europa nach jeder Richtung hin übertrumpfende Hyperzivilisation und Eleganz erwartet, und fand ein genial hinskizziertes, aber total unreifes Provisorium, das an allen Ecken und Enden klaffende Lücken aufwies. —

Überall aufgerissenes Pflaster, wie durch ein Erdbeben verwüstete Straßen, dies den neuesten Bewässerungs- und Beleuchtungsexperimenten zu Ehren. — Eine unendliche Monotonie in der Bauart der eleganten Viertel, und mitten zwischen diesen „Wohnhäusern", von denen jedes dieselbe Anzahl Fenster in

der Fassade und dieselbe Anzahl Stufen in der Vordertreppe hat, plötzlich die genaue Nachahmung eines alten, historischen, europäischen Bauwerks — ein florentinischer Palast — oder ein Schloß Franz I. — Die weniger eleganten Viertel sind interessanter, aber unheimlich. Neben turmhohen Wolkenkratzern verfallene Baracken, die sich heute in Schmutz aufzulösen scheinen und sich vielleicht schon übermorgen in noch höhere Wolkenkratzer verwandeln werden. — Es schwindelt einem inmitten dieser rastlos vorwärtsrasenden, fast hätte ich geschrieben, sich rastlos entwickelnden Nation. — Aber nein — Amerika entwickelt sich nicht — nicht innerlich. Es hat keine Zeit dazu. — Es entwickelt sich nationalökonomisch und produziert Dollars; — und wenn es eine genügende Anzahl produziert hat, schwimmt's nach Europa hinüber und kauft sich Luxus — den kostspieligsten Luxus, der dann den primitiven amerikanischen Verhältnissen schlecht und recht aufgepfropft wird. — — — Denn Amerika hat Wasserleitungen und Beleuchtungs- und Beförderungseinrichtungen, und spitzfindige Handwerkserleichterungen, wie kein anderes Land — aber einen eigenen Luxus hat es nicht und auch keine eigene Kultur.

Es absorbiert fremde Kulturen und verdaut sie schlecht. —

Als wir ins Hotel zurückkamen, fragte uns der Sekretär in der Hall, ob er uns Karten verschaffen solle für die Ostersonntagsmesse in der neuen katholischen Kathedrale. — Die Melba würde singen —

und es würde überhaupt ein famoses Schauspiel, „a splendid show“, sein. —

Ich bat um die Karten.

Ich bin ja Katholikin — und manchmal erinnere ich mich daran — besonders an gewissen hohen Feiertagen, die im Kalender wie Gedenksteine stehen und liebe, gläubige Jugendeindrücke, die sich später verwischt haben, in uns wach rufen. —

Ostersonntag abend.

In der Kathedrale war es wunderschön und unerträglich. Der uralte Weihrauchduft, mit dem unsere alten Kirchen durch und durch imprägniert sind, fehlte ganz, und der neue Weihrauch hob sich unangenehm stechend ab gegen den Duft von frischen Rosen und Lilien, mit denen der schöne, geräumige Dom bis zum Überfluß geschmückt war.

Die symbolischen Handlungen der Messe wurden mit großer Pünktlichkeit genau nach den Vorschriften eines aus Rom bezogenen katholischen Zeremonienmeisters ausgeführt. Vom Chor herunter sang die Melba eine Arie, für die ihr tausend Dollar bezahlt worden waren — und die Predigt wurde von einem bekannten Kanzelvirtuosen gehalten. —

Dieser Herr begann seine oratorische Tätigkeit damit, daß er aus ein paar Dokumenten heraus, die er auf dem Kanzelrand ausbreitete, die einwandfreie Verwaltung des Kirchenvermögens bewies. Nachdem darüber genaue Rechenschaft abgelegt worden, ging er auf ein anderes Thema über, — die Unsterblich-

keit der Seele. Auch dafür begann er definitive Beweise anzuführen — natürlich, da er keine anderen hatte, nur die alten, die in der Offenbarung enthalten sind. Auf die kam er immer wieder mit einer Eintönigkeit und Eigensinnigkeit zurück, die mich außerordentlich verstimmte. — Uns europäischen Katholiken fällt es sehr selten ein, nach Beweisen zu fragen, und keinem Priester wird es einfallen, sie uns freiwillig zu bieten. Als Kinder lernen wir den Katechismus auswendig — später vergessen wir ihn. —

Und das ist unserer Kirche ganz recht. Wir haben eine vage Erinnerung daran, daß viel Unwahrscheinliches und Unverständiges im Katechismus verzeichnet steht — aber wir denken nicht darüber nach. Viele von uns folgen gehorsam den kirchlichen Formeln — führen mechanisch die von uns geforderten religiösen Gesten aus, bis ins hohe Alter, bis in den Tod, — andere streifen das Zeremoniell des Katholizismus als etwas Nebensächliches ab; — aber alle schlagen wir das Kreuz, wenn wir in eine unserer lieben, schaurig-freundlichen Kirchen treten — den Kirchen mit dem jahrhundertealten Weihrauchduft und der märchenhaften Dämmerung — der Dämmerung, in der manchmal ein goldiges, tiefinnerlich wärmendes Leuchten glüht — aber nie eine nüchterne, sich mit zudringlichen Aufklärungen breit machende Beleuchtung — und alle haben wir ein Heimatsgefühl, wenn wir eine Kirche betreten. —

Wir denken nicht nach über die Religion, nein! Dieses Protestantische, mit seinem lieben Gott Dis-

putieren und Rechtfertigung von ihm verlangen, kommt uns fast anstößig vor. Es ist, als ob man von Vater und Mutter Rechtfertigungen verlangen würde dafür, daß sie uns in die Welt gesetzt haben. Es gibt lange Strecken in unserm Leben, in denen wir ganz vergessen, daß wir glauben. — Aber ein Moment kommt immer — ein Moment des Schmerzes, der Hilflosigkeit, der Verzweiflung, wo wir unsere Seelen blind der Religion ausliefern und sagen: ich bin müde — ich kann nicht mehr — denk du für mich, entscheide du für mich, tröste mich! —

Solche Empfindungen waren der Beredsamkeit des Amerikaners auf der Kanzel gegenüber unmöglich. —

Sich bei elektrischem Licht die Unsterblichkeit der Seele beweisen zu lassen — ging über meine Kraft. —

Ich nahm aus dem Dom den Eindruck mit nach Hause, daß der Katholizismus ein Aktienunternehmen sei — mit sehr ungenügenden Garantien. —

8. April.

Heute habe ich endlich einmal etwas Angenehmes erlebt in Amerika, außer gutem Essen und einem gemütlichen Hotel.

Auf großen Umwegen von Afrika über Helmopolis nach New York hat mich ein Brief meines Vetters Botho erreicht. Da ist er:

Verehrte Base!

Schon auf der Heimreise begriffen, in Kapstadt, hörte ich von Ihrem Buch, dem Ruhm und den Un-

annehmlichkeiten, die es Ihnen verschafft hat. Ich las es sofort und muß gestehen, mit großem Genuß und aufrichtigem Interesse; wenn ich mich auch manches Mal eines bedenklichen Kopfschüttelns nicht erwehren konnte. — Was sind Sie doch für ein hochbegabter, lieber, unvernünftiger Mensch, liebe Titi. — Ihr Buch ist ein ehrliches Buch und ein anständiges Buch. — Sie deuten nichts darin an, was Sie nicht sagen, und Sie haben, selbst als Sie sich hinter dem Schild Ihrer Anonymität für immun hielten, kein kompromittierendes Geheimnis einer Ihrer Mitschwestern ausgeplaudert. — Das ganze Buch enthält manche amüsante Indiskretion — Perfidie keine! Zugegeben. — Aber Sie hätten das Buch doch lieber nicht schreiben sollen. —

Es steht nichts darin, was eine liebenswürdige, verwöhnte Frau sich nicht erlauben dürfte, im vertraulichen Gespräch mit ihren guten Freunden — von denen wir ja annehmen müssen, daß es lauter anständige Leute sind — zu sagen, und nichts, das diese Umgebung trotz der vielen guten Witze, mit denen Ihr Stil bis zum Übermaß gewürzt ist, übel nehmen würde. Aber dem Publikum, dem nicht zugelassenen, das die Hofgesellschaft neidisch und mißtrauisch aus der Ferne betrachtet und, eine pedantische Bewertung der Dinge gewohnt, nicht ahnt, daß man für gewisse Schwächen und Verdrehtheiten Sympathien bewahren kann, selbst wenn man darüber lacht — diesem Publikum haben Sie gefährliche Waffen in die Hand gegeben.

Es läßt sich nicht leugnen, daß Sie die höchsten Kreise ein wenig diskreditiert haben. — Und das ist mindestens unnötig. —

Ich halte nicht sehr viel von uns, aber ich meine, daß es für die Nation von großem Wert ist, so lange Respekt vor uns zu bewahren, als es noch irgend geht. Als Bremse und Bollwerk sind wir vorläufig unentbehrlich. Die Ungnade, das heißt die soziale Exkommunikation aber, die man über Sie verhängt hat, will mir als eine recht übertriebene Maßregel erscheinen — und sie wäre nicht erfolgt, wenn S. M. sich derzeitig in Helmopolis aufgehalten hätte. — Es kann sich nur um eine vorübergehende Verstimmung handeln. — Dieser Madame de Staël gegenüber wird S. M. darauf verzichten, den Napoleon zu spielen. —

Nichtsdestoweniger ist mir sehr leid um Sie, und ich fahre sofort nach Wehrland zurück, um mit Ihnen die Beseitigung dieser Unannehmlichkeiten zu besprechen. —

Indessen verbleibe ich nach wie vor Ihr Ihnen völlig ergebener Vetter Botho.

Als ich den Brief durchgelesen, überkam mich eine behagliche und ein wenig schläfrige Beruhigung — so eine Art Beruhigung, wie sie sich einem durch die Adern zieht, wenn man sich nach einem verregneten Spaziergang in eine angenehm durchwärmte Stube zurückgeflüchtet hat und sich nun so recht behaglich dem Gefühl der Geborgenheit hingibt.

Sehr komisch war Olde. Ich reichte ihr den Brief Bothos, ich wußte, daß er sie für mich freuen würde.

Als sie ihn durchgelesen, wischte sie sich die Augen und meinte:

„Ach, Titichen! Ihr Vetter ist doch ein famoser Mensch!" Dann verließ sie mein Zimmer. — Mein Zimmer ist nämlich dasjenige, in dem sich die Bettstelle in einen Schrank verwandelt — und das infolgedessen tagsüber als unsere Wohnstube herhalten muß. —

Nach einer Weile kam sie zurück, sehr blaß und ein wenig verweint:

„Titichen," sagte sie leise und zögernd, „ich möchte Ihrem Glück nicht im Wege stehen. Weiß Gott, daß ich Ihre Gesellschaft genieße, und daß der Gedanke, meinen Aufenthalt in Amerika mit Ihnen verbringen zu können, mich unendlich gefreut hat, — aber wäre es nicht besser, für Sie, sofort nach Wehrland zurückzukehren?" —

„Weshalb?" fragte ich etwas unwirsch.

Pause, dann seufzend:

„Einen zweiten Menschen, wie den Grafen Botho, finden Sie auf der weiten Welt nicht mehr!"

„Weiß ich! Et après!"

„Nun, ich meine, Sie sollten die Gelegenheit nicht versäumen . . . sich . . . sich ernstlich mit ihm auszusprechen . . . Sie finden keinen, der besser für Sie paßt!" —

„So?"

„Glauben Sie mir," ihre Stimme klang sehr warm und zitterte. Während sie sprach, wurde sie ein wenig heiser. — „'s gibt wenige wie ihn . . .! Sie

werden immer reine Luft atmen neben ihm, und doch wird er Sie nicht so hoch zum Himmel emporreißen, daß Ihnen schwindlig werden würde! . . . Ich bitte Sie, Titi . . ."

„Ich bitte Sie, lassen Sie mich in Frieden!" rief ich aus. „Nachdem ich die teure Überfahrt bezahlt, nebstbei die Seekrankheit und meinen ersten Schrecken vor Amerika überwunden habe, möchte ich doch etwas für diese Anstrengungen austauschen, vor allem möchte ich entdecken, wo sich die vielgerühmten unbegrenzten Möglichkeiten aufhalten!" Während ich das sagte, schaukelte ich mich phlegmatisch und überlegen in meinem Rocker. Sie saß mir gegenüber in einem sehr viel weniger behaglichen Gestühl.

„Das könnte eine gefährliche Entdeckungsreise werden für Sie, Titichen," murmelte sie traurig. —

„Warum?"

„Es gibt keine unbegrenzten Möglichkeiten, und die höchsten Wolkenkratzer reichen doch nicht bis in den Himmel. Was zu dem Wort Veranlassung gegeben hat, war einfach das Staunen des Europäers über den kolossalen Spielraum, der in Amerika jeder Art von Experiment gegönnt wird. — Die kühnsten Versuche schüchtern hier niemanden ein — und sie erreichen oft nur deshalb ein überraschendes Ziel, weil man ihnen nicht von vornherein durch zu große Vorsicht den Mut abgeschnitten hat. — Spielraum nach jeder Richtung — nach der Richtung verwegenster kaufmännischer Kombinationen, der keine zu großen Gewissenhaftigkeiten im Wege stehen; Spielraum für

haarsträubende Ingenieurkunststücke, deren Durchführung vor keiner Lebensgefährlichkeit zurückprallt; — Spielraum für die soziale Entwicklung, die durch keine Kastenschranken gehemmt wird. — Unbegrenzte Möglichkeiten ist eine poetische Phrase, die in nüchterne Prosa übersetzt, soviel wie ‚ungehemmte Möglichkeiten‘ bedeutet!"

„Wie häßlich — warum schneiden Sie dem Wort die Flügel ab!"

„Vielleicht, weil ich Sie, liebe Titi, gegen den Zauber immunisieren möchte, den es auf Sie ausübt. — Sie haben es sich in den Kopf gesetzt, daß Sie in Amerika etwas so Romantisches erleben werden, wie es in Europa nicht zu haben ist — und vor dieser Wahnvorstellung möchte ich Sie schützen!"

„Schützen . . . vor was? Sie scheinen zu den hochmütigen Europäern zu gehören, die behaupten, daß gar keine Romantik in Amerika existiert. — Wie wollen Sie sich vor etwas nicht Existierendem schützen?" fragte ich herausfordernd.

„In Amerika sollte sie nicht existieren, die Romantik!" ereiferte sich Olde. „Natürlich existiert sie, aber Gott bewahre Sie davor, mit ihr in Berührung zu kommen. Die Romantik finden Sie in Amerika bei Menschen, die aus der Bowerie stammen, oder aus einem claim in Kalifornien — Menschen, deren Vergangenheit durch allerhand Laster und fragwürdige Handlungen befleckt ist, die aber ein so hohes Ideal von weiblicher Reinheit und Heiligkeit im Herzen tragen, daß

unsere europäischen Vorstellungen gar nicht daran heranreichen. — Gerade aus der Schicht derer, die am tiefsten gesunken sind, stammen die großen Typen dieses seltsamen Landes — Menschen mit der Kühnheit jener, die nichts zu verlieren haben — die ihr Leben mit derselben Gleichgültigkeit aufs Spiel setzen, wie den letzten Cent in der Hosentasche, — Menschen, für die der Heldenmut etwas Selbstverständliches, weil er einfach ihre Existenzbedingung ist — die Reaktion gegen die Verzweiflung!"

„Und können Sie mir's verdenken, daß ich es mir wünsche, einen der Raubritter, die Sie mir in so anziehenden Farben schildern, persönlich kennen zu lernen?"

„Sie werden ihn kennen lernen — seien Sie unbesorgt," versicherte sie mir, „nur hier werden Sie keine Gelegenheit finden dazu — Sie werden ihm begegnen — in Paris — vielleicht in Helmopolis — aber da wird sich der freie Raubritter in einen von der Regierung konzessionierten Millionär verwandelt haben, der gelernt haben wird, seine Hände zu pflegen und sein Messer nicht in den Mund zu stecken — und der ganz und gar aufgehört haben wird, interessant zu sein!" — — —

Eins ist merkwürdig bei Olde — und zwar, daß durch alle ihre romantische Lebensauffassung hindurch ihr gesunder Menschenverstand sehr normal funktioniert. Wenn mich einmal die Romantik packen sollte — liefe mir der Verstand am allerersten davon.

10. April.

Heute haben wir endlich unsere Empfehlungsbriefe abgegeben. Olde hatte sie zwischen ihren Kompositionen verkramt.

Gestern waren wir im Theater. — Es wurde ein großes Spektakelstück gegeben, das "the wizzard of Oss" hieß und von dem man uns versichert hatte, das müßten wir sehen. — Wir aber liefen schon nach dem zweiten Akt davon — trotz der fabelhaft schönen, mit den feinsten Lichteffekten spielenden Ausstattung. Das Stück war zu dumm! —

Das New Yorker Publikum schien dieser Ansicht nicht zu sein. — Das Theater war überfüllt. — Ein ununterbrochener Strom von weiblichem Kichern und männlichem Wiehern begleitete die Vorstellung. In den Logen saßen bildschöne, hochgewachsene Frauen, fast zu gut angezogen. — In Paris hätte man sie für Kokotten gehalten, hier versicherte man uns, daß sie "all right" seien. — Die Männer neben ihnen waren meist um einen Kopf kleiner, hochschultrig und kommun.

11. April.

— — Nichts — als Migräne — — eine Anzahl Visitenkarten in Erwiderung der von uns abgegebenen Empfehlungsbriefe und eine meterlange Schachtel voll weißem Flieder, Veilchen und Rosen, zugleich mit einem Briefchen von Mrs. Edwards, der Frau eines der Millionäre, an die wir empfohlen waren, und die sehr bedauerte, uns nicht zu Hause getroffen zu haben.

13. April.

Heute besuchte uns Mr. Edwards. Seine Familie stammt aus Boston, hat sich aber vielfach mit altfranzösischem Blut vermischt. Die Verschmelzung der eigensinnigen Quäkereinfachheit der Gemeinde William Pens mit der zierlichen französischen Eleganz des achtzehnten Jahrhunderts tritt bei diesem Amerikaner stark und sympathisch hervor. — Lange genug muß es gedauert haben, ehe diese widersprechenden Eigenschaften sich vertragen lernten.

Sich vertragen lernen heißt bekanntlich sich gegenseitig bescheiden.

Das Quäkertum hat etwas von seinem Fanatismus geopfert — die französische Eleganz etwas von ihrem Zierat und ihre ganze Frivolität. Jedenfalls ist ein sehr anziehender Typus daraus entstanden. Mr. Edwards ist ein Aristokrat geblieben, aber ein anonymer Aristokrat. — Es ist, als ob man von schönem, altem Silber Wappen und Krone abgefeilt hätte, ohne die vornehme Form zu verändern. —

Morgen reisen die Edwards zu einer Familienhochzeit nach Washington. Nächsten Sonnabend werden sie zurücksein, und dann bittet er uns, ihm und Mrs. Edwards die Ehre zu geben, irgendeinen Abend, den wir selbst bestimmen sollen, zu Tisch zu kommen. —

Wir wählten Montag — dann fragte er noch, wen wir besonders kennen zu lernen oder zu treffen wünschten. — Olde wählte Miß J., eine berühmte Frauenrechtlerin. —

Mr. Edwards lächelte.

“You know, we strongly disaprove of Miss J.,” sagte er.

„Ist es möglich, daß Sie in Amerika kein Verständnis, keine Anerkennung für die Wirksamkeit dieser genialen Vorkämpferin für unsere höhere Existenz haben!“ entrüstete sich Olde. —

„Verständnis wohl — Anerkennung?“ Mr. Edward zuckte mit den Schultern. — „Mit jedem Recht, das die Frau in Amerika erwirbt, gibt sie ein Vorrecht auf.“ —

„Ach, diese blödsinnigen Vorrechte, die uns immer vorgerieben werden,“ erwiderte Olde mürrisch. „Was sind sie anderes als das Stück Zuckerwerk, das die Männer bei der Teilung der Welt zwischen den Geschlechtern auf unseren Haufen gelegt haben, um das Gewicht auszugleichen. — Besagtes Zuckerwerk ist im Laufe der Jahrhunderte recht muffig und geschmacklos geworden, wir wollen, daß man uns ernst nimmt, und fordern vor allem das gleiche Recht auf Arbeit!

Freie Konkurrenz zwischen Mann und Weib.“

„Dürfte ich fragen, ob Sie sich bereits ein Bild davon gemacht haben, zu was diese freie Konkurrenz führen könnte, wenn — dank der weiblichen Überlegenheit auf den meisten Gebieten — ganz besonders auf dem Gebiet der Mäßigkeit, Enthaltsamkeit, des sich leichter bescheiden Könnens mit billigem Lohn, die Frau den Mann bei der Arbeit aus dem Felde geschlagen haben würde?“ fragte Mr. Edward.

„Zur Unabhängigkeit der Frau," erklärte Olde sententiös.

„Die Frau wird, so hoffe ich wenigstens, nie ganz unabhängig werden von ihrem Herzen. — Die gegenwärtigen Zustände werden sich einfach dahin verschieben, daß die Frau für den Mann arbeiten wird, anstatt wir für sie! — Im Ernst gesprochen, glauben Sie, daß unsere Sitten dadurch gewinnen würden?"

Diesmal wußte Olde nichts zu antworten. Mr. Edwards benutzte die Gelegenheit, um das Gespräch von dem recht heiklen Punkt, den es erreicht hatte, abzulenken, indem er an mich direkt die Frage richtete:

„Und wen wünschen Sie kennen zu lernen, Gräfin?"

„Ich? Roy Harrison!"

Wieder huschte ein sympathisches Lächeln über sein Gesicht.

"Do you disapprove of him too?" fragte ich lachend.

„Keineswegs — ich will mein Möglichstes tun. Leider kann ich Ihnen kein sicheres Resultat versprechen. — Roy geht gar nicht in die Welt — er lebt nur seiner Kunst und der Wohltätigkeit!"

„Kennen Sie ihn persönlich?"

„Ja, ich habe öfters mit ihm zu tun gehabt — ein genialer Kopf, ganz abgesehen von seinem künstlerischen Genie — aber im persönlichen Verkehr ablehnend — mißtrauisch. — Nun, wir wollen sehen, was sich tun läßt! . . ." — Sich plötzlich unterbrechend, räusperte sich Mr. Edwards. „Hm! hm!

Sie haben doch von der Vergangenheit Roys gehört?" —

So europäisch wohlerzogen Mr. Edwards sonst ist, besitzt er doch die amerikanische Gewohnheit, von seinen Bekannten nur bei ihrem Vornamen zu sprechen.

„Natürlich habe ich! Er muß ja fast ein Apache gewesen sein," rief ich. „Gerade darum interessiert er mich!"

Er lachte.

„Sie erinnern mich an meine jüngste Tochter, Gräfin," meinte er. „Als sie vierzehn Jahre alt geworden war, fing sie an, sich für meinen Stammbaum zu interessieren. Meine Leute sind auf der Mayflower herübergeschwommen unter der Führung William Pens, und wie die meisten Quäker „decent middle class people" gewesen. Das war für die Kleine eine sehr große Enttäuschung. Sie forschte und forschte! — lauter ehrbare Bürger! — wie schade! Ja, ich kann dir nicht helfen, lauter ehrbare Bürger bis auf einen. Der war ein schrecklicher grausamer Räuber, der in the new forest sein Unwesen getrieben hat und unter Heinrich VII. geköpft worden ist. — Diese Episode in unserer Genealogie hat die Kleine entzückt. — Sie hat in die Hände geklatscht und ausgerufen: ‚I'm too glad! Ich freu' mich zu sehr. Ich hab's doch gewußt, daß wir was Besonderes sind!'"

Als Mr. Edwards fort war, machte ich mich endlich daran, Bothos Brief zu beantworten. — Das wurde mir sauer, besonders weil Olde beständig rastlos

um mich herumzappelte, dann plötzlich neben mir stehen blieb — um mir zuzuächzen: „Titi, Titi! Treten Sie Ihr Glück nicht mit Füßen!" Dabei rauchte sie aus Aufregung eine Zigarette nach der andern, bis die Luft zum Schneiden dick war. —

Der Brief wurde dementsprechend. Das Wort Dankbarkeit kam siebenmal drin vor und das Wort Freundschaft viermal; aber jede Herzlichkeit fehlte. — Wie kann man herzlich sein, wenn einem jemand über die Schulter guckt und zuächzt: „Treten Sie Ihr Glück nicht mit Füßen!"

Sie hätte natürlich den Brief gern gelesen, nachdem ich ihn zu Ende gekritzelt hatte — aber den Wunsch erfüllte ich ihr nicht. Sondern tat, als merkte ich nichts davon. Herrgott! Wenn sie ihn wirklich gelesen hätte — so hätte sie darauf bestanden, daß ich ihn zerreiße und einen andern schreibe. — Danke schön . . .

Im Innersten meiner Seele hab' ich so das Gefühl — es steht in den Sternen geschrieben, daß . . . usw. usw. . . . aber muß es denn jetzt schon sein? —

Ja! Er ist ein herrlicher Mensch! . . .

Da! Was hab' ich da getan, ein herrlicher Mensch — schwarz auf weiß steht's da, von meiner Hand geschrieben — ein herrlicher Mensch. Sollte ich mich unbewußt jener Hellseherei des weiblichen Herzens nähern, die die großen Schicksalswendungen vorbereitet. — Sei's drum. Deswegen werde ich den Brief doch nicht noch einmal schreiben. —

14. April.

Heute früh als wir gerade gemütlich beim Frühstück saßen, präsentierte uns der Oberkellner eine Visitenkarte:

Mr. Caarwood — Athletik Club — Fifth Avenue, 99 Street.

Ich stutzte ein wenig. "Athletic Club", was war denn das für eine amerikanische Spezialität? Ein Mann aus dem Athletic Club, der zwei harmlose Damen beim Frühstück überfallen wollte. Ich stellte mir ihn als einen sieben Schuh hohen Riesen vor. Olde wandte die Karte um und entdeckte darauf die Worte: "with Mr. Edwards best compliments." Wir „ließen bitten."

In den Speisesaal trat ein schmaler, kaum mittelgroßer Mann, mit einem intelligenten Gesicht, und einer zu hohen Stirn, der Sekretär des Mr. Edwards. Sein Chef hatte ihn zu uns geschickt, damit er ihn während dessen Abwesenheit vertreten und uns New York zeigen möge. Er sollte uns überhaupt eskortieren, wenn wir einen Herrn nötig haben würden.

Er hatte die Tasche voll Theaterbillets, die er uns im Namen seines Chefs überreichte. Im übrigen erkundigte er sich, „was die Damen zu sehen wünschten!"

„Die Merkwürdigkeiten!" erwiderte ich.

„Meine Damen, an Merkwürdigkeiten — was Sie Merkwürdigkeiten nennen — haben wir in New York nicht viel aufzuweisen. Unser Museum steht hinter jeder nennenswerten europäischen Ga-

lerie zurück — und die den europäischen Palästen nachgebildete Architektur der Wohnhäuser unserer Milliardäre dürfte für Sie ebensowenig Interesse haben, als die Neugotik unserer Kirchen. — Wirklich interessant in New York sind drei Dinge: Ellis Island — Wallstreet und the Bowery!"

Mr. Carwood plauderte noch lange und sehr anregend mit uns. — Er lachte, als ich ihm den Eindruck schilderte, den mir das „Athletic Club" auf seiner Visitenkarte gemacht hat. —

„Ich bin ein wenig engbrüstig," erklärte er, „und habe mich infolgedessen athletischen Sportübungen gewidmet, um dagegen zu reagieren!"

Er bildet sich sehr viel auf seine Fertigkeit im Cricket und Foothball ein, — nebstbei ist er stolz darauf, ein echter "unadulterated" Amerikaner zu sein, obzwar er, wie Mr. Snelby vom New York Chronicle, in Europa und zwar in einer Vorstadt von London geboren ist. Genau wie Mr. Snelby erscheint es auch ihm, als ob er durch die Erwerbung des amerikanischen Citizenship in den Adelsstand erhoben worden wäre, und wenn der Adelsstand, ganz abgesehen von der Hoffähigkeit, freies Menschentum bedeutet, ein Menschentum, das vor niemandem einen krummen Rücken zu machen braucht und ungehemmt den höchsten Zielen nachstreben darf, dann hat er recht. —

Ellis Island — the Bowery — Wallstreet.. — Die Grundzüge von New York!

Wir fingen mit Ellis Island an. Das ist die

Inſel, wo die Auswanderer von den amerikaniſchen Behörden übernommen werden, wo der Menſchenüberfluß, oder auch der verkommene Menſchenausſchuß, den Europa hier herübergeſpült, gewogen, gemeſſen, gezählt wird. —

In einer Art Pferch, Schulter an Schulter, ſtehen die Ärmſten nach ihrer Ausſchiffung hinter Eiſenſtangen verwahrt, von Schutzleuten bewacht, ſtundenlang, bis alle Formalitäten erledigt ſind.

Da ſtehen ſie in der großen öden, nüchternen Ankunftshalle, warten und warten. — Müde und hungrig, elend von der kaum überwundenen Seekrankheit, übernächtig von der Aufregung, die das Ausſpähen nach dem großen Wunder in ihnen erzeugt hat. — Denn alle kommen ſie mit demſelben Wunderglauben nach Amerika, dem Glauben, daß hier die Millionen wild wachſen, und daß jeder für einen Gentleman angeſehen wird, der einen ſauberen Hemdkragen erſchwingen kann. — —

Saubere Hemdkragen trugen ſie alle, und auch die Frauen waren niedlich herausgeputzt. Alle hatten ſie ihr Beſtes getan, dem großen Land, von dem ſie ſo viel erhofften, ihren Reſpekt zu bezeugen und ihm einen guten Eindruck zu machen. Nie werde ich die Augen der Auswanderer vergeſſen. Das unruhige Umherſpähen — die Erwartung — die Aufregung, die von Zeit zu Zeit in ſtumpfer Müdigkeit erloſch.

Tiefes Schweigen herrſcht. Nur hie und da hört man den Seufzer eines vor Erſchöpfung faſt umſinkenden Weibes oder das ſchwache Wimmern

eines hungrigen Kindes, das sich, wie alle Kinder, vor dem Leben fürchtet. Aber das ist nur der Anfang des Schauspiels.

Mr. Carwood, der hier bekannt scheint, wie ein falscher Groschen, — was seine guten Gründe darin hat, daß er als Wohltätigkeitskommissar seines Herrn jeden Monat hergeschickt wird, um eine bestimmte Summe zur Unterstützung besonders vom Schicksal mißhandelter Auswanderer zu verwenden — Mr. Carwood machte mich darauf aufmerksam, daß ein großer Teil des Jammers der Auswanderer davon rührt, daß sie sich nach Amerika begeben ohne eine Ahnung von den Gesetzen, die ihnen die Aufnahme-möglichkeit in das gelobte Land ermöglichen. So ist es z. B. in Amerika streng verboten, mit kon-traktlich gesicherter Arbeit herüberzukommen. — Nun gibt es besonders unter der slawonischen Bevölkerung des Balkans viele gewissenlose Agenten, die Arbeiter für Amerika anwerben und ihnen für eine von den armen Teufeln mühsam zusammengesparte Summe gutbezahlte Beschäftigung für ein halbes Jahr ga-rantieren.

Aber der amerikanische Arbeiter fürchtet nicht nur die chinesische, er fürchtet auch die europäische Konkurrenz, fürchtet sie, wie der Mann die Arbeits-konkurrenz des Weibes fürchtet, nur weil das Weib besser zu hungern versteht.

Der Auswanderer darf nur auf sein eigenes Risiko nach Amerika kommen, infolgedessen wird er sofort nach seiner Ausschiffung vor eine Untersuchungs-

kommission gestellt, wo er ein, durch einen Dolmetscher vermitteltes Kreuzverhör zu bestehen hat. —

Die Kommission amtierte gerade. Wir bestiegen den „Elevator" (Aufzug) und ließen uns in eines der obersten Stockwerke hinaufbefördern. Dann wanderten wir durch endlose, blaßgrün gestrichene Gänge, in denen es dank der unerträglichen Luftheizung so heiß war, daß ich kaum atmen konnte. Auch war der Geruch nach Desinfektionsmitteln sehr widerwärtig. —

Das ganze "building" erinnerte mich abwechselnd an eine Volksschule, ein Hospital oder eine Strafanstalt. Endlich erreichten wir ein Zimmer, in dem mehrere Auswanderer erschöpft herumsaßen und sich aufgeregt bemühten, dem Verhör zu folgen, von dem sie kein Wort verstanden. —

Hinter einem sehr offiziell mit grünem Tuch bespannten, mit Akten bedeckten Tisch saßen die Regierungsbeamten. Vor ihnen stand ein Mann mit eingesunkenen Wangen und krausem dunklen Haar, den ich für einen Neapolitaner gehalten hätte, der, wie sich's herausstellte, ein Bulgare war. Immer wieder zupfte er den Dolmetscher beim Ärmel, wollte genau wissen, wie seine Sache stand.

„Waren Sie wirklich unvorsichtig genug, nach Amerika zu kommen ohne Stellung, ohne Beschäftigung, auf die Gefahr hin, dem Elend preisgegeben zu sein!" übersetzte der Dolmetscher die Frage des Beamten.

Da fiel nun der arme Bulgare in die Falle und versicherte heftig gestikulierend mit strahlenden Augen,

„so dumm seien weder er, noch die Kameraden gewesen, sich auf ein Geratewohl hin einzuschiffen. — O nein! sie hätten einen festen Kontrakt.“ —

Damit war die Sache erledigt. —

Einer von der Kommission kritzelte etwas in ein Aktenstück, ein zweiter klopfte auf das grüne Tuch und erklärte kurz und bündig, binnen welchem Zeitraum die Unglücklichen Amerika, das sie kaum betreten hatten, neuerdings verlassen müßten. Der Dolmetscher übersetzte das Urteil. Wie sie endlich begriffen hatten, schrien sie alle durcheinander, aber das kalte, achselzuckende Mitleid der amerikanischen Kommission lähmte den Aufruhr. —

“Oh, come away,” rief ich unserm ritterlichen Adjutanten zu, „das kann ich nicht mit ansehen! — Wie kann Amerika so grausam sein! O, die Ärmsten, die Ärmsten!“ — — —

“A minute, please,” wehrte er mir, dann verhandelte er mit der Kommission, sprach mit dem Dolmetsch und notierte sich die Namen der Verurteilten auf.

Während er uns durch die erhitzten Gänge dem Elevator zuführte, erklärte er mir:

„Die armen Teufel werden sich gewiß nicht zufrieden geben, sondern noch irgend einen Versuch machen, die Sache durchzufechten. Wenn sie dabei an einen Winkelschreiber geraten, sind sie verloren. Daran müssen sie vor allem gehindert werden. Dann hoffe ich die Sache für sie ausfechten zu können. Es gibt Auswege — vor allem müßten sie sich ent=

schließen, den Kontrakt zu vernichten. Dazu sind die Unglücklichen aber am schwersten zu bewegen. — Sie sind stutzig wie die Esel! Übrigens," fuhr er fort, „nachdem Sie nun mit angesehen haben, wie Amerika seine Gäste hinauswirft, wird Sie's vielleicht interessieren zu sehen, wie es sie willkommen heißt!"

So traten wir denn unsere Wanderschaft durch die schmalen mit Landkarten und Bauplänen geschmückten Gänge von neuem an, und hielten diesmal in einem freundlichen Zimmer, wo mehrere Familien an verschiedenen Tischen ihre Mittagsmahlzeit einnahmen. Auf für sie vorbereiteten hohen Stühlen saßen herzige Kinder und verzehrten behaglich Poridge mit Milch und braunem Zucker, Vater und Mutter daneben beugten sich über rashers of bacon und hoi buttered toast. — Es sah ganz gemütlich aus. —

Eine starke, sympathisch aussehende, blonde Frau ging von einem Tisch zum andern. Carwood benutzte die Gelegenheit, uns gegenseitig bekannt zu machen. —

Die blonde Frau, Mrs. S . . ., ist eine Dame, die sich der Aufgabe widmet, das Schicksal der frisch ausgeschifften Auswanderer zu lindern, und besonders die weiblichen Auswanderer vor grober Ausbeutung zu schützen. —

Jeder Auswanderer erhält gratis ein Bad und eine reichliche Mahlzeit. Dann erkundigt sich Frau S., wie weit er oder sie versorgt sind, fragt nach ihren Fähigkeiten und notiert ihre Adressen.

Ich habe lange mit dieser edlen Frau geplaudert,

mich über ihre selbstlose Opferwilligkeit gefreut und über ihre Leistungen gewundert.

Die Menschen, die mit der ganzen Familie herüberkämen, das seien die richtigen Auswanderer, teilte sie mir mit, diejenigen, die ihre Existenz dauernd in einen andern Weltteil verpflanzen wollen; — die Ledigen, worunter viele Strohwitwer, die seien nicht ernst zu nehmen, die kämen aufs Geratewohl, um, sobald sie ihr Pensum erledigt hätten, in die Heimat zurückzukehren, und dort ihr Los mit dem eingeheimsten Verdienst aufzubessern. Sie kämen immer wieder, wüßten, woran sie wären, und machten im Grunde ganz gute Geschäfte. —

— — — — —

Nachmittags sandte uns eine alte Dame, an die wir empfohlen sind, und die momentan mit Rheumatismus zu Bett liegt, weshalb sie uns nicht zu Tisch laden kann, ihren Wagen zu einer Spazierfahrt. Es war ein schwerfälliger, aber tadelloser Huitressort, der Kutscher ein Engländer, der Diener ein Kanadier, beide first rate auch für europäische Begriffe, in Livreen von dem ins Bläuliche hinüberschimmernden Rot, das in New York stereotyp und wirklich sehr hübsch ist. —

Zu Füßen des Kais rauschte der Hudson breit und majestätisch, an der anderen Seite ragte die amerikanische Architektur in ihrer ganzen provisorischen, unvollendeten, experimentellen Verrücktheit. — Was mir am meisten auffiel, war ein kühn ausgeführter gotischer Bogen, der vereinzelt zwischen

etwas baufälligen und altersschweren Brettergerüsten stand. —

Der Diener, der hübsches, altmodisches Französisch sprach, machte uns auf diese Merkwürdigkeit aufmerksam: Der Bogen bezeichnete die Stelle, wo eine Kirche stehen sollte. — Der Architekt hatte mit dem Bogen angefangen, um seine Leistungsfähigkeit zu beweisen. Daraufhin sei eine Aktiengesellschaft gegründet worden, um die Kirche zu vollenden, aber die habe sich wieder aufgelöst — und von dem Unternehmen sei nichts übriggeblieben, als eben der einsame Spitzbogen. —

Dieser Bogen, dem es an jeglicher Notwendigkeit fehlt, und der außerhalb jeglichen Zusammenhangs steht, ist symbolisch für die amerikanische Kultur. —

16. April.

Gestern hab' ich wieder eine Enttäuschung erlebt, und diesmal eine große — in Beziehung auf die hohe sittliche Weltanschauung der Amerikanerin. Es war bei einem Lunch, bei dem alles lila war, vom Tafelschmuck angefangen bis zu den Speisen (the newest thing out). Meine Nachbarin (es war ein ladies lunch) richtete die stereotype Frage an mich: „Was mir in Amerika am meisten aufgefallen sei!"

Lachend erwiderte ich:

„Mir fällt alle Tage etwas Neues auf. — Erst war's das gerade Rückgrat, jetzt ist's die Achtung des Mannes vor der Frau!"

Sie zögerte und meinte:

„Ach ja, diese schreckliche Achtung" — dann vertraulich lächelnd mit einem Blick, den ich nie vergessen werde — „unter uns gesagt, haben wir sie schon herzlich satt — wir wollen nicht immer nur geachtet werden, wir wollen vibrieren!" (We don't want to be respected — we want to be thrilled!)

Manchmal frage ich mich, wie lange der Vorrat an traditionellem Idealismus, mit dem die Männer bis dato noch reichlich verproviantiert sind, gegen die verliederte Weltanschauung der Frauen standhalten wird.

Wenn in früherer Zeit die amerikanischen Künstler ihre europäische Kunst mit Milch verdünnen mußten, so verstärken sie dieselbe jetzt noch, dem Geschmack der Dollarprinzessinnen entsprechend, mit Alkohol. —

Der sadistische Zug, der sich in unserer neuesten europäischen Kunst bemerkbar macht — wird in höchstem Maße von den Amerikanerinnen bevorzugt. Mit Verachtung sehen sie auf ihre puritanische Vergangenheit zurück und verlangen starke Sensationen. —

Wenn mich die sittliche Anschauung der Amerikanerin enttäuscht, so hat mich auch das landläufige Luxusniveau enttäuscht.

Luxus treibt der Amerikaner eigentlich erst, wenn er nach Europa kommt, oder wenn er aus Europa zurückkommt. Europa ist dann sein Maßstab, den

er beständig übertreffen will. Es gelingt ihm nie, ihn zu übertreffen — höchstens ihn zu übertreiben.

Bei den Millionären (anderen Menschen begegnet man nicht in New York) ist alles genau so wie bei uns, nur ein wenig schlechter. Der Luxus besteht eigentlich nur darin, daß alles sehr viel mehr kostet als in Europa.

Die Soupers, bei denen ein jeder Gast während des „Futterns" auf einem Vollblutpferde sitzt, das ihm nach dem Speisen geschenkt wird, oder Diners, bei denen Tautropfen vortäuschende Brillanten in den Tafelbuketts für die Damen hängen, sind vereinzelte Erscheinungen, die nur beweisen, wie schwer es den großen Milliardären wird, ihr leicht erworbenes Geld zu verwenden. —

Die Lebensführung des amerikanischen Durchschnittsmillionärs steht an Komfort, Vornehmheit und Ästhetik weit hinter dem wohlhabenden Europäer zurück.

Besonders frappierten uns die im Vergleich zu Europa fast beengt wirkenden Raumverhältnisse der Wohnräume. — Freilich sind sie meist mit sehr edlen Hölzern verkleidet — oder mit wunderbarem Brokat bespannt.

17. April.

Hm! Diesmal hat mich Amerika sehr angenehm überrascht. Sehr. Wir waren mit Mr. Carwood im Theater. Es wurde Candida von Shaw in einem

der kleineren Schauspielhäuser aufgeführt, und ich muß sagen, daß ich sehr selten eine so ausgezeichnete Aufführung erlebt und noch nie ein so vornehmes Theater gesehen habe. Man ging auf Samt. Irgendein Angestellter im schwarzen Frack (niemand hätte gewagt, ihn einen Diener zu nennen) führte uns zu unsern Plätzen. Man versank in Behaglichkeit und erlebte ein Menschenschicksal mit. So natürlich wurde gespielt, daß man ganz und gar vergaß, im Theater zu sein. Kein einziges zu lautes Wort, kein unnötig scharfer Akzent, keine karikierte Geste stört einen von der Bühne aus. Das Stück — ich kannte es zufällig nicht — hat mich aufs äußerste interessiert. Der arme, kleine Marchfield (welche Rolle für Moissi!) soll offenbar Shelley verkörpern.

Seltsam war mir's, wie Shaw sich mit seinen Paradoxen doch nie an dem Grundmotiv der Zivilisation vergreift, das die jetzigen weiblichen Reformatoren hingegen mit so leichtsinniger Roheit preisgeben. Ich meine die Reinheit der Frau.

Auf den tollsten Umwegen, an den gefährlichsten Abgründen vorbei kommt immer der Moment, wo sich die Paradoxe vor dem einen unantastbaren Heiligtum beugt.

Shaw hat die angeborene mystische Empfindung für die Keuschheit — Wagner hatte sie auch. —

Die Modernen führen die Bewertung der Keuschheit auf rein nationalökonomische Gründe zurück. — Sie haben unrecht.

18. April.

Bin um zwei amerikanische Eindrücke reicher, Wallstreet und die Bowery.

Wallstreet hat mich nicht interessiert, es mutete mich nur recht tragikomisch an, daß aus diesen häßlichen, kaum mittelgroßen Individuen mit den hervorstehenden Schulterblättern und breiten Hüften, die ich da, den Hut auf dem Hinterkopfe über den rechts und links um die Stirn hängenden Haarzotteln, auf der Straße herumschieben sah, die Millionäre werden sollen, die den Europäern imponieren, und die an unsern exklusiven Höfen empfangen werden. —

Ihre Gesichter waren kommun und meist von Pickeln zerfressen. Aber alle hatten sie eine große Energie im Blick und eine gewinnende Gutmütigkeit um die derben Lippen. —

Mr. Carwood zeigte mir die Straßenbörse, wo die größten Geschäfte mit Wort und Handschlag abgemacht werden und die Leute ihren Verpflichtungen ebenso pünktlich nachkommen, wie im Change.

Was mir ganz besonders auffiel, waren die vielen Schaufenster, in denen ein Revolver neben dem andern hing, und die vielen kleinen Bars, knapp daneben. Es ist, als ob bei dem rasenden Hazardspiel in Wallstreet die Mittel zur Betäubung und zum Selbstmord immer bei der Hand sein müßten.

Ich frage Mr. Carwood, ob normaler Weise jeder Mensch in New York mit Fleiß und Ausdauer emporkommen könne. Er meinte, Fleiß habe damit wenig zu tun. Die Hauptsachen seien „der hellseherische

Blick und der rasche Entschluß. Seltsamer Weise vereinigen sich die beiden Eigenschaften selten in einem Individuum, darum die häufigen Partnerships!"

Heute waren wir in der Bowery, das heißt in dem Viertel, das sich um die Bowery herumgruppiert. Die Bowery selbst ist eine ziemlich breite Straße, voll billiger Konsumläden, lärmender Tingeltangelkneipen und allerhand hinter verlogenen Fassaden versteckter nichtsnutziger Lokale — ein Pendant zu St. Pauli in Hamburg. —

So wenig mich gestern Wallstreet interessiert hat, so sehr interessierte mich unser Ausflug in das Armenviertel. Wenn ich zwei Köpfe hätte und auf jedem einen Hut, würde ich die Hüte heute alle beide abnehmen vor Amerika.

Um neun Uhr früh kam Mr. Carwood mit einem Wagen seines abwesenden Chefs, uns zu unserm langgeplanten Ausflug abholen, Huitressort, Diener auf dem Bock, burgunderrote Livreen, weiße Lederhosen, weiße Tops. —

„Wozu dieser Staat für das Armenviertel?" fragte ich verblüfft, worauf mir Mr. Carwood erwiderte, daß dieser imposante Aufzug seine guten Gründe habe; in manchen Straßen sei dem Pöbel nicht zu trauen, aber eine livrierte Equipage attackieren die Leute nicht. Dann besah er mich fast mißbilligend. Ich hatte mich so unauffällig und schäbig wie möglich angezogen, einen fußfreien Lodenrock und eine Automobilmütze. —

„Wollte ich mir nicht die Mühe geben, mich um=

zukleiden?" fragte er. — „Die Armen fassen es freundlich auf, wenn man sich ihnen zu Ehren schmückt. Ein zu einfacher Anzug erscheint ihnen im Gegenteil als ein Beweis von Hochmut und Verachtung!"

Ich ließ mich geduldig in meinen siebenten Stock hinauf liften, und kehrte bald in einem sehr hübschen braunen Tuchkostüm und einem großen Federhut zurück.

Wir hielten erst vor irgendeinem offiziellen Gebäude, um eine der „Sanitätsinspektorinnen" abzuholen, die uns die Führerin machen sollte. —

Diese Inspektorinnen sind von der Regierung angestellte Damen, deren Verpflichtungen darin bestehen, in den ihnen zur Aufsicht überwiesenen Straßen darauf zu achten, daß die Hygiene durch keinerlei Mißbrauch gefährdet wird. Eine Überfüllung der Wohnungen muß ebenso rasch gemeldet werden, wie eine Stockung der Kanalisation. —

Die uns zugewiesene „Inspectreß" mochte so um die vierzig Jahre alt sein, hatte die schlichte Vernünftigkeit einer Krankenschwester und machte einen sehr sympathischen Eindruck. Sie heißt Miß Bird. Nachdem sie an ihr blaues Tuchkleid ein goldgesticktes Abzeichen angesteckt hatte, bestieg sie mit uns den Landauer. — Mr. Carwood rief dem offenbar genau instruierten Kutscher das übliche „go a head" (fahr' los) zu, und wir fuhren durch Straßen, deren Namen ich vergessen habe, und besichtigten Häuser, die in der Erinnerung alle in demselben traurigen Ein=

druck zusammenfließen. Dabei berührte es mich sonderbar, daß man fast nirgends auf äußerliche Abzeichen der Verkommenheit stieß; besonders nicht auf den Straßen. Nirgends sah man den in Harmonikafalten zusammengedrückten Zylinderhut, mit dem Phil May so oft die Häupter seiner traurigen Helden schmückt; nirgends die aus einem aufgeschlagenen Rockkragen rot, sehnig und haarig aufragenden nackten Hälse, die ich einmal in einem Nachtlokal in London erblickte, in das wir mit ein paar Freunden und einem Detektiv gepilgert waren, um Verbrecher aus der Nähe zu sehen. — Die Männer trugen harte Hüte, gutgemachte dunkelblaue Anzüge und weiße Kragen. Man verriet mir, die Kragen seien aus Kautschuk — aber der Eindruck blieb anständig. Ich bin überzeugt, daß einige von den Herrschaften, denen wir begegneten, professionelle Einbrecher sind — aber meinem ungeübten Auge sahen sie dem Durchschnittsamerikaner zum Verwechseln gleich, nur waren viel mehr schöne Leute unter ihnen als in Wallstreet, lange Burschen mit kurzen Nasen, großen, schwarzumwimperten grünen Augen und rötlichem Haar — viele mit eingeschlagenen Zähnen. Man sagte mir, das seien Irländer. —

Die weiblichen Bewohner des Viertels trugen Hüte und moderne Kleider, die freilich sehr viel vertragener als die der Männer aussahen. Richtiges ‚Volk' sah ich nirgends. Nur einen kläglich zurückgebliebenen, ziemlich unentwickelten Mittelstand.

Die Wohnungen in den vielen sechs Stock hohen

Häusern, die ich alle von oben bis unten durchstöberte, waren dementsprechend. Hausrat, wie man ihn noch heute in Europa bei kleinen Beamten findet. Unser Verwalter in Schönfeld hatte gerade solche Möbel, und überall der Staub entfernt, alles gut aufgeräumt. — Als ich der Inspektorin meine Verwunderung hierüber ausdrückte, entgegnete sie mir, das sei erst in den letzten Jahren so geworden, seitdem New York "the battle with the slums" (den Krieg gegen die Armenhöhlen) aufgenommen und die beständige Beaufsichtigung angeordnet habe. Noch eins fiel mir auf. In den elendesten Häusern — Häusern ohne Gas, ohne Wasserleitung mit stockfinsteren Treppenräumen, habe ich zwar sehr viel entmutigend dumpfe Luft geschluckt, nirgends aber den widerlichen Gestank, der noch heute die alten Häuser in kleinen Provinzstädten zu verpesten pflegt.

Etwas hiervon ist dem Umstand beizumessen, daß die Häuser, in denen eine Wasserspülung noch nicht vorgesehen ist, wie übrigens viele alte Schlösser bei uns, alle intimen Lokalitäten im Innern entbehren. — Diese Lokalitäten befinden sich im Hof, was die Häuser einigermaßen immunisiert. Der absoluten Finsternis der Treppen trachtet ein Regierungsdekret zu steuern, das die Einfügung von kleinen Glasscheiben in die auf die Treppen hinaus mündenden Wohnungstüren verfügt hat.

Natürlich verhängen die armen Teufel diese in ihr Elend hineingebohrten Beobachtungsluken so gut sie können, weshalb für die Treppe nicht viel Licht

gewonnen wird. Wir mußten uns mit Zündhölzern hinaufleuchten. —

Zum Schluß führte mich Miß Bird noch in die berüchtigte Minettastraße. Da sah's allerdings arg aus. —

Den Fenstern fehlte es an Scheiben, der Bevölkerung an Vorderzähnen, die Köpfe der meisten Männer waren mit braunem Papier verklebt, oder mit blutigen Lappen umwunden und — was in den Augen Miß Birds am schlimmsten erschien — die Farbe der Menschen wurde unbestimmbar. Bräunliches Schokoladenbraun mischte sich zwischen fahlgrünes Hungerweiß und aufgedunsenes Trinkerrot. Der Irländer scheut sich nicht vor der Vermischung mit schwarzem Blut, was in den Augen der Amerikaner den scheußlichsten Beweis von Verkommenheit bietet. Auch hier bestand ich darauf, in die Häuser zu dringen und erklomm ein Stockwerk nach dem andern.

Gerade in einer der baufälligsten Spelunken gewannen wir einen unendlich lieben Eindruck. Wir waren schon in allen Stockwerken herumgekrochen. Während in den Wohnungen der andern Straßen sehr oft die Frauen, fast immer die Männer, auf Arbeit und daher abwesend waren, und die Wirtschaft von einem halbwüchsigen Mädchen oder einer älteren schwächlichen Frauensperson besorgt wurde, traf man hier die Männer häufig an. Sie lagen allerdings auf dem Bett, oder wo es keine Betten gab, auf dem Strohsack, meist angezogen und laut schnarchend. Die Weiber gaben vor, sie seien krank, aber Miß Bird

schüttelte den Kopf und flüsterte mir zu: „Besoffen" — eines der wenigen deutschen Wörter, über die sie verfügt. Sie sprach es jedesmal mit großem Gusto aus. Es kam ihr besonders bezeichnend vor, wie uns alle Fremdwörter vorkommen. „Die Kellerwohnung wollen wir uns ersparen, da geht's gewöhnlich am ärgsten zu," meinte sie. — „Obendrein sind neue Mieter eingezogen, von denen ich noch gar nichts weiß — also möchte ich die Verantwortung, Sie dahin zu führen, nicht übernehmen." Natürlich war ich gerade darauf erpicht, mir die Kellerwohnung anzusehen. Wenn sich Miß Bird nicht fürchtete, so fürchte ich mich erst recht nicht, besonders nicht unter dem Schutz des athletischen Mr. Carwood. Der athletische Mr. Carwood lächelte geschmeichelt, worauf wir alle drei — ich mit kühn gespannten Schreckenserwartungen — in den Keller hinunterstiegen. Welche Überraschung . . .

In einem großen niedrigen Raum, der zugleich als Küche und Wohnzimmer diente und dessen breite vergitterte Fenster an den unteren Scheiben mit sauberen weißen Vorhängen verschleiert waren, saß an einem viereckigen gemütlichen Tisch zwischen einem jungen Ehepaar ein dickes herziges Kind und hatte das Näschen in einen Milchnapf versteckt, den es mit beiden Händchen vor sein Gesichtchen hielt. Man konnte nur das Köpfchen sehen, das mit seidigen Härchen bedeckt war. Um den Hals hatte man ihm eine derbe Serviette gebunden; es duftete von Sauberkeit. Vater und Mutter waren starke, gesunde junge Leute mit frischer Hautfarbe und weiß glän-

zenden Zähnen. Der Tisch war mit appetitlichem Weißbrot, geröstetem Schinkenspeck, Eier, Butter und Honig besetzt. An den Wänden glänzte blitzblankes Kupfergeschirr. Miß Bird zog das Ehepaar sofort in ein ausforschendes Gespräch. Die Auskünfte waren sympathisch. Der Mann, ein Holzschnitzer, arbeitete zu Haus und lieferte die Arbeit an ein großes Etablissement. Die Frau half ihm. — Die Wohnung hatten sie genommen, weil sie billig und geräumig war. Schmutzig war sie auch gewesen, aber sie hatten sie gesäubert — der Mann hatte sie selbst getüncht. "It was such fun" (das war so lustige Arbeit) — jetzt sei es ganz freundlich. — Sie legten Geld zurück. — Der Mann haspelte an einer Erfindung und sparte auf ein Patent! —

Das Baby hatte indessen seine Milch ausgeschlürft und setzte den Napf mit einem ernsthaften Seufzer vor sich hin. Ein kleines Mädchen — hübsch wie ein Engel. Ich fing an, mit ihm zu sprechen, worauf es sehr herzig einging. Dann wollte ich ihm ein kleines Geschenk ins rosige Fäustchen stecken. Davon aber wollten die Eltern nichts wissen. Ich schämte mich. Wie der Mann das merkte, nahm er die Kleine auf den Arm und sagte gutmütig: "Give the pretty lady a kiss!" Offenbar hielt er darauf, mir zu beweisen, daß er mir nichts übel genommen habe.

Als wir dann neuerdings in die häßliche Straße hinaustraten, rief Miß Bird eifrig:

„Sehen Sie, das ist Amerika!", und Mr. Carwood sprang ihr in die Rede:

„Ja, das ist Amerika! Ich kenne das Menschenmaterial hier, ich bin überzeugt, daß der Mann es zu etwas bringen wird. Wer weiß, ob aus der kleinen Maggie nicht noch eine Millionenerbin wird, um deren Gunst und — Hand dereinst europäische Prinzen wetteifern dürften!"

Worauf ich: „Die Idylle in der Kellerwohnung war ja reizend, aber typisch oder charakteristisch ist sie nicht!"

„So typisch und charakteristisch-amerikanisch als möglich," entgegnete die Inspectreß. „Das ist ja das Merkwürdige, das Wunderbare in Amerika, daß Sie — und häufig genug — inmitten der tiefsten Verkommenheit einen Funken Tugend finden, der sich nicht totschlagen läßt, und in einer Umgebung von versumpfter Verzweiflung einen Funken Hoffnung oder einen Schimmer von Glück. Was groß ist in Amerika, das ist der romantische Optimismus, der einen armen Teufel in der Kellerwohnung von dem Palast eines Vanderbilt träumen läßt, und der glashelle Verstand dazu, der die praktische Konkretisierung seines Traumes ermöglicht. Träumen können sie in Europa alle — aber ein Traum ist für einen Europäer etwas, das er selbst belacht, etwas, das ihn schwächt, wie ein Zug aus einer Opiumpfeife. Für den Amerikaner ist ein Traum eine prophetische Vision, etwas, das er nicht mehr aus den Augen läßt, wenn er einmal in seiner Seele aufgetaucht ist. — In tausend Dingen sind die andern Europäer (you other Europeans) uns über-

legen. Es wäre lächerlich, wenn wir in bezug auf Kultur mit Ihnen wetteifern wollten; aber in einem sind wir Ihnen vor; — das ist im Mut. — Ich spreche hier nicht nur von dem Leichtsinn, mit dem die Amerikaner ihr Leben aufs Spiel setzen — dem Tod gegenüber zeigen sehr viele Europäer ebensoviel Mut als wir; wo wir Ihnen über sind, das ist im Mut dem Leben gegenüber. Sie haben sehr viele sehr arme Leute gesehen heute. Haben Sie viele gedrückte gesehen?"

Es war mir früher nicht zum Bewußtsein gekommen, jetzt aber mußte ich entschieden antworten: „Nein!"

„Und was ist der Grund davon? — Der Grund ist der, daß dem Amerikaner die Armut immer nur als ein provisorischer Zustand erscheint. Vergleichen Sie doch den dumpfen Trübsinn des Elends von Whitechapel mit dem, was Sie hier beobachtet haben!"

"She's right there" („Da hat sie recht"), murmelte Mr. Carwood. „Ich sag' nicht, daß unsere Armen besser sind, als die in Europa, aber sie sind lebendiger — sie wehren sich gegen ihr Schicksal."

Nach Minettastreet gäb's nichts in bezug auf Elend und Verkommenheit, was man einer Dame noch zeigen könnte. Tiefer in den Schlamm dürfte man mich nicht vordringen lassen, entschied Mr. Carwood, und Miß Bird meinte, wenn mir noch Zeit übrigbliebe, wolle sie mir eines der neuen Tenementhäuser zeigen, mit denen man trachtet, den Armen eine annehmbare Unterkunft zu bereiten. —

Das Haus, in das sie uns führte, war blendend sauber, es hatte eine helle Treppe, und in jedem Stockwerk befanden sich zwei Wohnungen — jede Wohnung hatte drei freundliche, ziemlich geräumige Stuben, dazu eine Küche, eine Speisekammer und alles Nötige in geradezu luxuriöser Ausführung, Wasserleitung und in allen Räumen Gas. — Die Wände waren hübsch mit großgeblümtem Papier austapeziert.

Für eine solche Wohnung zahlt eine Familie 19 Dollar, beiläufig 80 Mark, monatlich. Wie mir die Inspectreß versicherte, ist der Preis bei den durchschnittlichen Arbeitslöhnen erschwinglich.

Diese neuen Tenementhäuser mehren sich täglich, die Wohnungen stehen nie leer, man hofft, bald das ganze Armenviertel umzugestalten! — An der Schwelle des neuen Tenements wollte die Inspectreß sich von mir trennen. —

Ich dankte ihr herzlich. Zum Schluß aber sagte ich:

„Am allermeisten haben mich Ihre neuen Tenements interessiert. Daß Sie so hohe Ansprüche an Raum, Licht und Schönheit für Ihre arbeitenden Klassen stellen, hätte ich nicht gedacht. Hingegen steht alles, was Sie mir an Armenwohnungen gezeigt haben, an Dürftigkeit weit hinter dem zurück, was ich an Elend erwartet habe. Wirkliches, peinliches Elend hab' ich nirgends gesehen."

„Hm!" machte sie nachdenklich, „ich will Ihnen etwas zeigen, was Ihre hochgespannten Erwartungen befriedigt!"

Sie führte uns ein paar Straßen weiter. Da stand eine große, bereits fensterlose, halbeingerissene Ruine. Wir mußten ringsherum gehen, um die ungeheuerliche Grausamkeit dieses Gebäudes ganz aufzufassen. Die Front lief an einer ziemlich breiten, reinlichen Straße entlang und mußte, ehe man angefangen, sie niederzureißen, keinen irgendwie üblen Eindruck gemacht haben — aber . . . Das Gebäude hatte die Form eines Kammes — um den Raum auszunutzen, strebten aus der Rückseite der Front viele lange Zähne und bildeten schmale Gäßchen, deren Pflaster mit allerhand scheußlichem, lang aufgehäuftem Unrat bedeckt zu sein pflegten. Aus diesen Gäßchen bezogen die Bewohner des Hauses das bißchen Luft, das sie brauchten, um nicht zu ersticken. Die aufgerissenen Mauern verrieten rücksichtslos die Einteilung der Wohnräume, die den Umfang von Schiffskabinen hatten. Die Bestätigung der kläglichsten Degradation stand auf allen Wänden. Ein vertretener Schuh oder irgendein anderes fast bis zur Unkenntlichkeit verwüstetes Kleidungsstück lugte aus einem Schutthaufen, und große, lange Katzen mit lauernden, gelben Augen — Katzen, die wie im Wachstum zurückgebliebene Tiger aussahen — schlichen lautlos an den Mauerresten entlang. —

Mir graute — — —

„Diese Pest- und Lasterhöhlen — diese Hungergruben waren die old tenement houses. Nun wissen Sie's genau, wie die Armenställe — Wohnungen kann man das nicht nennen — noch vor

dreißig Jahren in New York ausgesehen haben! Diese Ruine ist im höchsten Grade typisch. Alle Häuser, die wir im Laufe unseres jetzt dreißigjährigen Krieges mit dem Elend eingerissen haben, sahen so aus!" ...

Nachdem sie noch einen feindseligen Blick über ihre Schulter hinüber nach dem stinkenden Schutt geworfen, wollte sie uns so rasch als möglich wegführen. Da hielt Mr. Carwood sie zurück:

„Verzeihen Sie, Miß Bird," begann er, „ist dies nicht die Ruine des old tenements, in dem Harrison geboren worden ist?"

„Ja, er hat teilweise aus diesem Grunde das Haus gekauft, um an seiner Stelle das Heim für verwahrloste Kinder zu errichten, von dem er das Modell in St. Napoleon ausstellt!"

„Hier im dritten Hof stand seine Wiege!" meinte Mr. Carwood.

„Nein, im vierten — hinter dem Fenster dort." Sie deutete darauf, es ist nur mehr eine Öffnung, „dort hat er seine Kindheit verbracht."

— — — — —

19. April.

Der Esperanto-Professor bringt mich zur Verzweiflung — heute weckte mich schon um 7 Uhr früh ein langanhaltendes Geklingel des Telephons.

Endlich steh ich auf, halte die Schalmuschel ans Ohr — wer ist's? — Professor Treiber. Er will wissen, wie ich geschlafen habe — und da ich ihm er-

widere: ausgezeichnet, — aber könnte er mich das nicht ein wenig später fragen — erwiderte er:

„Wenn ich später anfrage, sind Frau Gräfin nie zu Hause!"

„Es kommt doch vor!" gab ich zurück, und er:

„Ja, ich glaube, die Kellner machen sich einen Sport daraus, Frau Gräfin zu verleugnen. Aber ich bin schlau, jetzt, wo ich die Nummer weiß, dring ich nächstes Mal direkt bis zur Türe der Frau Gräfin vor!"

Entsetzt laß ich die Schallmuschel fallen, schlüpfe wieder ins Bett, nützt mir alles nichts, er klingelt und klingelt. Als mich Olde beim Frühstück unten im Speisesaal darüber ausfragt, um was sich mein Kampf mit dem Telephon gedreht hat, teil' ich ihr mit:

„Der Esperanto hat wieder mal Beglückungsvorschläge telephoniert, und ich hab' mich bereit erklären müssen, mit ihm ins Jiddische Theater zu gehen und dann einen Spaziergang durch die Chinesenstadt zu machen — für den Fall Sie Zeit und Lust haben, mich zu chaperonieren, liebe Olde?" —

Olde lachte herzlich, nicht laut, aber doch so, daß alle im Speisesaal Anwesenden sich umschauten. Seit den Amerikanern von Europäern ihre grellen und durchdringenden Stimmen vorgeworfen worden sind, flüstern sie nur mehr an öffentlichen Orten — und geben vor, über jeden europäischen gesunden Laut zu erschrecken.

„Wissen Sie, an was mich Ihre Nachgiebigkeit

gegen den Esperanto erinnert?" fragte sie dann, ihren Ton zu einem Begräbniswispern abdämpfend.

„Hoffentlich an etwas recht Witziges!" erwiderte ich trotzig.

„An eine der vielen Anekdoten über den Kaiser Franz!"

„Den Napoleon-Schwiegervater?"

„Ja! Wie Sie vielleicht wissen, war der zwar ein großer Autokrat — aber dennoch dem Volke zugänglich. Er erteilte Audienzen. Nachdem er einmal denselben Petenten viermal hinausgewiesen hatte, wendete er sich an seinen Adjutanten und erklärte: Sie werden sehen, der Trottel setzt's durch! Und der Trottel hat's durchgesetzt."

Nun war's an mir zu lachen. —

„Es war die einzige Art, ihn loszuwerden!" erklärte ich.

— — — — —

20. April.

So! Jetzt ist's getan. — Gestern abend hat der Esperanto richtig an meiner Tür gerüttelt, aus Angst, daß mich der Kellner verleugnen könnte, und wir sind ausgerückt. Unten haben noch ein paar Deutschamerikaner und Amerikanerinnen auf uns gewartet.

„Sie entschuldigen schon, liebe Freundin," bemerkte der Esperanto, „aber die Herrschaften waren so begierig, Ihre Bekanntschaft zu machen. — Der Ruhm der ‚Naivetäten' ist Ihnen in Amerika voran-

gegangen. Sie haben nichts dagegen, daß Mr. und Mrs. usw. usw. sich anschließen?" —

Ich hatte gar nichts gegen Mr. und Mrs. usw., besonders da es angenehme und intelligente Leute waren. — Wogegen ich entschieden etwas hatte, ist, daß mich Esperanto seine liebe Freundin nennt ... Hm! Und durchs Telephon spricht er mit mir in der dritten Person. —

Im übrigen hätte ich den Abend sehr genossen, wenn ich mir hätte einen Wagen nehmen dürfen. Aber der bloße Vorschlag brachte die Amerikanerinnen außer Fassung. — Es seien überall Cars zu haben, und Wagen seien, abgesehen von der allerdings großen Ausgabe, so gefährlich. — Für die Amerikanerin ist der Car (die Elektrische) ein Glaubensartikel — selbst für die wohlhabende.

Dem Wagen weicht sie unter allen Umständen aus, bis sie einen eigenen hat, und dann ist es meistens ein Automobil.

Als wir einmal das Hotel verlassen hatten, vor dem immer eine Anzahl anständiger Cabs warten, kam die Wagenfrage überhaupt nicht mehr in Betracht; dann gab's einfach keine Mietwagen mehr.

Es regnete fein, bedächtig und beharrlich auf unsere aufgespannten Regenschirme herab, während wir dem Car auflauerten, der immer „gleich da um die Ecke hielt", aber wenn wir ihn erblickten, jedesmal gerade vorbeifuhr. Dann hieß es immer: „Nur einen Moment, bitte! Er kommt gleich!" „An

instant, please, an instant, it's just coming," und wie wir endlich Platz gefunden hatten, zog eine Dame triumphierend die Uhr und konstatierte, daß wir nur zehn Minuten gewartet hätten; — dann mußten wir übersteigen — versäumten und warteten wieder, wobei ich allmählich anfing zu hüsteln und zu frieren. Aber ich muß gestehen, das Jiddische Theater war die Wanderung wert. —

Ein großes, häßliches Theater, bis ans Dach und bis an den äußersten Rand des Parketts mit Menschen gefüllt, nirgends ein Durchgang, der Raum mit der feuergefährlichsten Sparsamkeit bis aufs kleinste Plätzchen ausgenützt. —

Mit Ausnahme von ein paar Neugierigen wie wir, die die Fremdartigkeit der Darbietungen zu bestaunen und bewitzeln gekommen waren, bestand das Publikum ausschließlich aus dem kleinen jüdischen Mittelstand und wohlhabenden Pöbel des Viertels, eine häßliche, ins Fleisch geschossene, derbe und laszive Sinnlichkeit verratende Rasse, in geschmacklos grelle Farben gekleidet, mit Geschmeide behängt — bereits heimlich angesammelte Reichtümer — aber noch keine Bildungsspuren verratend. Das Stück nicht zu erzählen — der banalste Jammerbrei. Ein Offizier, der ein armes jüdisches Mädchen verführt, ein jüdischer Soldat, der es rettet (beide in österreichischer Uniform) — ein Wucherer, der seine Tochter an den Offizier verheiraten will und mit seinem Dienstmädchen ein Verhältnis hat. — Alles durcheinander gemischt und gewaltsam über die unwahrscheinlich-

schauerlichsten Situationen einem ebenso unwahrscheinlichen glücklichen Ende zustrebend. —

Zum Lachen und zum Gähnen. —

Die Kulissen primitiv wie bei Reisekomödianten, unerquicklich. — Aber — ein paar wunderschöne jüdische Typen auf der Bühne. Patriarchen, die aus Rembrandts Meisterwerken herausgestohlen — und Frauen, die an die alten spanischen Maler erinnerten — wie ja der schöne Judentypus dem spanischen unter allen europäischen Nationen am verwandtesten ist. Charakteristische Kostüme — pelzbesetzte Kaftane, alter Atlas und Brokat von wundervoller Verschossenheit — schönes, altes Zinngeschirr und Messingleuchter — Armleuchter und Kronleuchter, um die jeder Antiquitätenhändler sich beworben hätte — eine Ausstattung für die Jüdin von Halevy, wie ich sie an keinem Hoftheater gesehen. — Und was noch ansprechender in die Seele drang als dieser malerische Prunk, waren die in die Handlung eingefügten mehrstimmigen Gesänge. —

Ich fragte Olde, ob etwas charakteristisch Jüdisches daran sei. Sie meinte ja; es wären wohl die Motive althebräischer Tempelgesänge, aber durch den Einfluß des kleinrussischen Volksliedes verweichlicht oder ausgestaltet.

Und wirklich: neben ihrem strengen, mit einer geheimnisvollen Schauerlichkeit vermischten Ernst hatten sie die wollüstige Melancholie der Zigeuner- und Kosakenweisen aus der Ukraine.

Olde hatte sich einige aufnotiert.

Ich fing an, mich für die Aufführung zu interessieren — trotz der kindischen Trivialität der Handlung. Nur die Sprache störte mich — eine Sprache, die an spitzige Ellenbogenzuckungen und herumfuchtelnde Hände mit ausgespreizten Fingern erinnert, jiddisch, das ist ein Kauderwelsch von Deutsch, Hebräisch, Russisch und Spanisch, in dem aber das Deutsch vorherrscht; den Grundton gibt ein häßliches, gemiautes und gegrunztes Deutsch, von dem man nicht begreift, warum man's nicht versteht. Man denkt immer, man hat nicht aufgepaßt.

Im zweiten Zwischenakt, mitten aus einer Konversation mit meiner Nachbarin über Moritz Rosenthal heraus, ließ ich die Blicke im Publikum herumschweifen, das jetzt in allen Stimmen in derselben Sprache schnatterte, die mich von der Bühne herab angewidert hatte.

„Nun, wenn's da anfinge zu brennen — da können nicht zwanzig Menschen heraus!" bemerkte ich nachdenklich. — Ich sagte es ohne Absicht, denn verbrennen kann man da oder dort, und die unterirdischen Theater in London sind noch viel feuergefährlicher. — Aber ich hatte alle meine Genossen um ihre Ruhe gebracht. Daß er sich vor dem Feuer fürchtete, gestand keiner, aber alle versicherten plötzlich, daß die beiden letzten Akte des Stückes nicht der Mühe wert seien, angesehen zu werden.

So machten wir uns auf, nach China town. Es regnete immer emsiger, und mein Hals fing an, mir sehr wehe zu tun. Dennoch wagte ich gar nicht

mehr, nach einem Wagen zu fragen. Wir spähten wieder geduldig nach einem Car, und wieder warteten wir und wurden naß, bis uns endlich eins der elektrischen Ungeheuer verschluckte, um uns an irgendeiner chinesischen Straßenecke auszuspeien.

Von der Architektur konnte ich nichts ausnehmen. Es war zu dunkel. Man versicherte mir, das sei nicht wichtig. Die Architektur sei nicht interessant, nur das Innenleben der Häuser — die Psychologie der Chinesenexistenz. Auch das Straßenleben sei interessant und malerisch, teilte man mir mit — und man erzählte mir sehr viel von entzückenden Sommernächten, in denen das Chinesenviertel von dem bitteren Mandelduft der Oleanderblüte durchströmt sei, Oleanderbäume in grünen Kübeln vor allen Häusern standen und farbige Lampions über die Straße von Fenster zu Fenster auf gespannten Drahtfäden hingen, während unter ihnen Chinesen und Chinesinnen in Kimonos und langen Zöpfen auf seltsamen Instrumenten herumklimperten. — Ich mußte mich damit begnügen, mir das alles vorzustellen. Denn es war keine schöne Sommernacht, sondern eine sehr häßliche und überaus entmutigende Aprilnacht. Die Gerüche, die mir entgegenwehten, erinnerten an nichts weniger als an Oleanderblüten, und an den paar Gestalten, die unter den außerordentlich gewöhnlichen Regenschirmen vorübertrotteten, konnte man durchaus keine malerischen Kimonos wahrnehmen, sondern nur nüchterne graue oder schwarze Regenmäntel. Chinesisch waren nur die eng an den Kopf

schließenden Kappen, die wie Kokosnußhälften aussahen, dazu die Zöpfe und die melonenförmigen Schuhe. --

Das Pflaster war schlecht und am allerärgsten waren die Pfützen, die man erst bemerkte, wenn man hineingetreten war. —

Um uns doch etwas Merkwürdiges und Chinesisches zu zeigen, führte man uns in ein Opiumhaus. Die innersten Mysterien dieses Instituts wurden uns natürlich nicht erschlossen, aber man sah genug, um sich eine beiläufige Vorstellung davon machen zu können. Niedrige schmutzfarbige Stuben und ebenso schmutzfarbige Tische und Stühle. In jedem Zimmer ein kleiner Buddha in einem gläsernen Schrein mit künstlichen Blumensträußen in banalen kleinen Vasen rings um ihn herum. — An den Tischen Chinesen in schwarzen oder grauen Kitteln, die Opiumpfeife im Mund, die Schlitzaugen halb geschlossen und auf den gelben Gesichtern eine von der Marter des Bewußtseins erlöste Ausdruckslosigkeit, die an Leichen erinnert. — Andere hielten die Gesichter in ihre auf der Tischplatte verschränkten Arme vergraben. Die schliefen fest. —

„Unheimlich," sagte neben mir die Frau eines amerikanischen Clergyman.

Ich aber hatte mir ein Opiumhaus ganz anders gedacht.

„Verzeihen Sie mir, das, was ich hier sehe, muß mehr oder weniger an jede ixbeliebige euro-

päische Schenke erinnern, nur daß sich hier ein jeder einzeln dem stillen Suff ergibt, anstatt sich wie bei uns (einige traurige Ausnahmen abgerechnet) vergnügt und gesellig gruppenweise zu betrinken!"

Die meisten Umstehenden lachten über meine Bemerkung, nur ein vielerfahrener amerikanischer Journalist schüttelte seinen klugen Kopf:

„S'muß doch einen Unterschied geben zwischen dem Opium und dem gewöhnlichen Alkoholrausch" erklärte er. — „Der Alkohol verstärkt unsere körperlichen Empfindungen, während das Opium eine Art Trennung der Seele vom Körper bei lebendigem Leibe bewerkstelligt. Solang der Opiumrausch dauert, sind sie buchstäblich in einer andern Welt. Darum übt das Opium auf Menschen, die mit sich zerfallen sind, die etwas vergessen wollen, eine fabelhafte Wirkung. — Glauben Sie nur ja nicht, daß alle die Menschen hier im faltigen schwarzen Kittel und mit der Kokosnußmütze auf dem Kopf Chinesen sind. Mehr als ein Amerikaner flüchtet sich hinter die Maskerade, um wenigstens für ein paar Stunden seine Identität abschütteln zu können. — Sehen Sie, dort an dem Tisch in der Ecke hab' ich einmal Roy Harrison kauern sehen, den Kopf in der Hand, die Pfeife im Munde. Man sagte mir später, daß das Opiumrauchen von allen Lastern, die seine Vergangenheit beschmutzt haben, das einzige ist, mit dem er nie ganz hat fertig werden können."

„Roy Harrison — do you know Roy Harrison?" rief ich aus.

"A little" erwiderte er mir, „genau kennt ihn niemand."

Ehe ich noch weiter in ihn dringen konnte, wurde unsere Aufmerksamkeit durch einen namenlos komischen Zwischenfall abgelenkt. Esperanto, der früher lange in China in einem Teehaus in Peking als Korrespondent tätig war und behauptet, chinesisch wie deutsch zu sprechen, hatte ein Gespräch mit einem Chinesen angeknüpft, der Chinese aber verstand von dem, was ihm der Esperanto mitteilte, kein Wort. —

„Es ist merkwürdig, wie rasch diese Leute ihre Muttersprache vergessen," seufzte der Professor. Die Amerikaner lachten; nach der Flinkheit zu urteilen, die der Chinese bewies, wenn er mit seinen eigenen Landsleuten chinesisch schwatzte, mochte es wohl nicht er sein, der die Sprache vergessen hatte. —

24. April.

Vier Tage sind seit meinen letzten Eintragungen in mein Tagebuch vergangen, und in den vier Tagen hab' ich nichts erlebt, — denn die ganzen vier Tage bin ich im Bett gelegen. —

Ich hatte mich nämlich bei unserer Wanderung durch das Chinesenviertel, oder bei dem Warten auf die Cars mörderlich erkältet; meine alte Feindin, die Influenza, hatte mich überfallen. — Ein Gefühl, als ob ich in allen Gliedern Zahnschmerzen hätte, dabei eine Hitze, daß ich kaum das Linnen anrühren konnte, auf dem meine Wange fünf Minuten geruht;

— und ein Zustand von Übelkeit und Entmutigung . . . wie bei der Seekrankheit. —

Ich nehme Chinin und Kognak abwechselnd und habe eine große Lust zu sterben. — Es war genau wie bei meinen häufigen Influenzaanfällen zu Haus, nur mit einem kleinen Unterschied. Den ganzen Tag klingelte das Telephon, weil immer jemand nach meinem Befinden fragte. — Besonders der Esperanto war unermüdlich. Wir mußten das Telephon abhängen lassen. —

Heute habe ich versucht, aufzustehen . . . in meinen Schlafrock bin ich hineingeschlüpft. —

Mir ist besser — viel besser . . . mir muß besser sein; denn heute ist das große Diner bei den Edwards, heute werde ich Roy Harrison kennen lernen. —

Mein zobelbesetztes weißes Atlaskleid will ich antun — an die Brust will ich mir den großen Saphir stecken, in der Brillantfassung, den meine Mutter von der russischen Kaiserin geschenkt bekommen hat. — Mir ist be . . .

25. April.

Nein, mir war gar nicht besser gestern, ganz und gar nicht — die Feder glitt mir aus der Hand. Ich mußte mich wieder niederlegen, das heißt, ich fiel ins Bett. — Olde mußte allein zu dem Diner bei Edwards gehen.

Mir war so schlecht, daß ich mich gar nicht darüber aufregen konnte, diese Gelegenheit, Roy Harrison kennen zu lernen, zu versäumen. —

Soeben kommt Olde in Parade und bringt mir ein großes Glas Grog! So . . . sie ist fort — der Grog fängt an seine Wirkung zu tun — ich will versuchen, zu schlafen. —

26. April.

Aufzustehen bin ich nicht wohl genug, aber ich bin wohl genug, mich darüber zu freuen, daß Roy Harrison gar nicht bei dem Diner war. — Dafür befanden sich dort der deutsche Konsul und der Erzbischof von New York. —

Interessantes wußte mir Olde nicht zu erzählen, als daß alles „wunderschön" gewesen war. — Sie beobachtet sehr schlecht. —

Endlich bekam ich aber doch etwas aus ihr heraus. Erstens, daß jeder Gang auf einem andern Service geboten wurde — und daß jedes Service von einem andern europäischen Hof herrührte. Das Vermeil Service stammte aus Versailles und hatte Marie Antoinette gehört.

Dann erzählte Olde noch, daß man zum Wild Ananassalat in Mayonnaise serviert habe. —

Der Erzbischof hatte eine lange Konversation mit ihr. — Er ist ein geborener Irländer, „sieht" infolgedessen noch das, was uns in Amerika absonderlich erscheint. —

Unter anderem sind dem landläufigen Amerikaner unsere sozialen Begriffe nicht beizubringen. Das Wort „Arbeit schändet nicht", nimmt er buchstäblich, Universitätsstudenten verdingen sich in den Ferien als

Kellner oder Packträger, um Taschengeld zu erwerben. Eine Landplage sind für den Erzbischof die jungen Leute aus ganz anständiger, aber nicht reicher Familie (auch meistens Universitätsstudenten), die ihn bestürmen, ihnen Kammerdienerstelle bei vornehmen Herren in Europa zu vermitteln. — Sie haben keine Ahnung davon, was sie sich vergeben. —

Sie wollen nach Europa, um die Kunstschätze kennen zu lernen und ihre Bildung zu erweitern; und sie stellen sich vor, daß der Lord sie auffordern wird, sich niederzusetzen, um mit ihm zu politisieren, nachdem sie ihm die Stiefel geputzt haben. — Mehr brachte ich aus Olde nicht heraus. — Ja, doch, daß die Bedienung auf Gummisohlen lautlos und vorzüglich besorgt worden sei. Die Diener waren Schweden, der Kammerdiener ein Engländer, der Koch ein Franzose. Kein Amerikaner dient in New York in einem Privathaus . . . das ist doch komisch . . . anbetrachts der vielen Gesuche um Kammerdienerstellen im lieben "old Europe".

Soeben Billette von Edwards in den Parsival. — Olde mußte allein gehen. — Ich war noch zu elend. — Jetzt ist sie zurück. — Sie tröstet mich wegen meines Wegbleibenmüssens. —

Ich hätte nichts verloren, behauptet sie.

„Zu viel Brillanten und zu wenig Stimmung. — Die Aufführung glänzend, aber pietätlos. Man ist gar nicht zum Genuß der Musik gekommen," sagte sie, „dieser wundervollen Musik — aus der das unsägliche Leid der Menschheit über die Zwiespältig-

keit ihrer Natur herausklagt, um Erbarmen fleht und nach Erlösung ringt — Erlösung von sich selbst!"

— — —

Jetzt packt Olde. Ich liege in meinem Schlafrock auf meinem Bett — trinke Grog, schlucke Antipirin und versuche dabei, ein paar Notizen aufzukritzeln.

Morgen reisen wir nach Washington. Washington ist eine Konzession, die mir Olde macht. Eigentlich wollte sie direkt nach St. Napoleon, wo man sie seit dem 15. erwartet. — Die Ausstellung soll am 1. Mai eröffnet werden.

Ich versicherte, daß alle Ausstellungen immer am ersten Mai eröffnet werden sollen und nie fertig werden. Sie fügt sich, aber mit sehr schlechtem Gewissen, wie sie mir versichert. — Der Empfehlungsbrief, den ich an die Schwester des Präsidenten mithabe, siegt über ihr Gewissen. — Sie interessiert sich für den Präsidenten, ich auch. — Wenn mich nur mein Kopf nicht so abscheulich schmerzen würde. —

Washington,
the new Willard Hotel
28. April.

Da wären wir!

Vor langer, langer Zeit — noch während meiner früheren Inkarnation in einem schönen alten Schloß in Ostpreußen an einem verregneten Julinachmittag unterhielten wir uns einmal mit jeux d'esprit. Uns

wurde die Aufgabe gestellt, das Glück zu definieren. Da kamen die sonderbarsten Dinge zutage.

„Das Glück ist wie Gespenster und die wahre Liebe, jeder spricht davon und keiner hat's gesehen!" hatte die Hausfrau auf ihren Zettel gekritzelt — was die Gäste witzig fanden und der Hausherr übel nahm. Er schien der Ansicht, seine Frau sei verpflichtet, das Glück darin zu finden, mit ihm verheiratet zu sein.

Mein Vetter Botho schrieb: „Das Glück ist eine Übereinstimmung zwischen unseren inneren Neigungen und äußeren Lebensbedingungen" — und ich äußerte mich: „Das Glück ist die Übereinstimmung zwischen meiner Pariser Schneiderrechnung und meinem Budget." —

Derlei Unsinn gab es mehr. Da erhob eine alte Dame, die an qualvollen Neuralgien litt, ihre Stimme und erklärte:

„Das Glück ist, keine Kopfschmerzen zu haben!"

Wir lachten alle über diese negative Auffassung des Glücks. Wie es sich herausstellte, hatte die alte Dame im Ernst gesprochen.

„Das höchste Glück ist für mich der Moment der Befreiung nach einer großen Qual!" sagte sie.

An diese alte Dame mußte ich denken, als wir nach sechsstündiger Eisenbahnqual mit der besonderen Extramarter einer darauffolgenden Fahrt über schlechtes Pflaster das „New Willard Hotel" erreichten und ich mich, nachdem ich meine steifen Glieder in ein heißes Bad getaucht hatte, auf ein kühles, elastisches Bett ausstrecken durfte. —

„Olde, ich verzeih Ihnen alles!" rief ich aus. „Ich weiß endlich, was das Glück ist!"

Auch Olde schien froh. — Sie war nämlich an meiner Qual schuld gewesen. — Sobald mich der Arzt in New York für reisefähig erklärt, hatte sie mir nicht einen Tag zu längerer Rast in New York gönnen wollen.

Um meine Unbehaglichkeit zu mildern, hatte sie mir die Reisebedingungen so angenehm wie möglich hergestellt. Bekanntlich gibt es keine verschiedenen Wagenklassen in Amerika. Es gibt aber einen drawingroom car, was recht bezeichnend ist für die sozialen Zustände jenseits des Ozeans.

Die gute Olde hatte, ohne mich zu fragen, die teuren drawing room-Billetts für uns genommen. — Leider war die Erleichterung, die sie mir dadurch zu schaffen hoffte, eine Illusion. Als ich, in meinen langen Pelz eingemummt, in den Wagen stieg, fand ich kein Bänkchen, auf dem ich mich hätte ausstrecken können, statt dessen zwei Doppelreihen von — ich muß gestehen — sehr bequemen drehbaren Lehnstühlen. Der Wagen war so groß, daß man in dem Gang zwischen den Sesseln spazieren gehen konnte. Die Ventilation war vorzüglich und die Bedienung immer bei der Hand. Man brauchte nur zu läuten, ja, meistens brauchte man sich nur umzusehen, so stand schon ein sechs Schuh langer Neger da und fragte nach unsern Wünschen. „Frisches Wasser — ein Rückenkissen — eine Fußbank!"

Ein Junge lief hin und her und bot Zeitungen und

Zeitschriften feil, ein anderer Bonbons und Schokolade in appetitlichen Schachteln, auf denen die Namen der ersten Konditoreien New Yorks verzeichnet standen. Hoyler war am häufigsten vertreten. Er gilt für den Marquis und Kugler von New York. Ich fühlte mich elend. Aber mein Beobachtungsvermögen war mir geblieben. Ich sah alles um mich herum; am deutlichsten sah ich die großartige und traurige Landschaft, an der wir vorübersausten. — Keine Dörfer, keine Kirchtürme, keine Bäche, keine Wälder, — nichts als weite Flächen, auf denen das struppige Gras, noch nicht mit neuem Lebenssaft erfüllt, goldbraun stand, und durch die schiefergraue Flüsse, breit wie Meeresarme, still und feierlich, als sollten sie eine heilige Mission erfüllen, ihrem letzten Ziel entgegenstrebten. — Flüsse mit wundersamen, fremdklingenden Namen, die Erinnerungen an die Kinderstube weckten, an Weihnachtsferien, wo man, die Daumen in den Ohren, stundenlang über Coopers Lederstrumpf hockte. The Susquehanna, the Delaware! — Hie und da kam eine furchtbar häßliche Stadt, die der Zug, anstatt sie, wie in Europa, höflich zu umgehen, ganz frech durchquerte, wobei seine einzige Rücksicht für die Einwohner darin bestand, daß er ein klein wenig sein Tempo mäßigte und eine sehr schrille Glocke unermüdlich vor sich herklingen ließ.

Dann wieder nichts, nichts als goldbraunes Gras, hie und da ein ganz vereinzeltes Gebäude, aus Brettern zusammengenagelt, mit Brettern eingedeckt, und daneben ein Haufen von vergessenen Kon=

servenbüchsen. Die Konservenbüchsen spielen eine große Rolle hier. Manchesmal sieht man das zerlegte Blech, besonders die Deckel, an die Bretterwände genagelt als Wetterschutz.

Nirgends der liebe, alte Kirchturm, der zwischen mächtigen Linden heraus auf die roten Ziegel oder moosgrünen Strohdächer eines Dorfes niederblickt. — Nie habe ich mich so nach dem Kirchturm gesehnt, nie so tief innerlich gefühlt, was er mir bedeutet, wie in Amerika. Er entwickelte sich für mich zu einem Symbol unserer alten Kultur — zum Hüter und Beschützer schöner Vergangenheiten.

Wenn hier und da eine Kirche in dem Städtchen, das wir passierten, aufragte, so sah sie wie ein besonders häßliches Shanty (Bretterbaracke) aus und war aus Blech. — Eine ungeheure Konservenbüchse zur Aufbewahrung veralteter Religionsüberreste. —

Aber das durch die Fremdartigkeit der Landschaft erweckte Interesse wurde bei mir immer matter, der Kopfschmerz immer ärger. Übelkeiten gesellten sich dazu. Ich schloß die Augen — nur halbbewußt schluckte ich die Antipirinkapsel, die Olde mir bot, und fühlte, daß sie mir ein weiches Polster hinter den Rücken schob.

Dann wußte ich von nichts mehr als von meinen Kopfschmerzen, und nach und nach vergaß ich auch die. — Jener Zustand zwischen Wachen und Träumen, der eine Begleiterscheinung des Fiebers ist, umfing mich. Meine Phantasie machte wilde Sprünge. — Irgend jemand fragte mich: How do you like America? Da erwachte ich plötzlich und sah zum Fenster

hinaus. Die Dämmerung hatte ihr Grau über das Goldbraun der Steppen hingewiſcht — man unterſchied nichts mehr. —

Ich ſank in meinen Seſſel zurück. Kopf und Glieder ſchmerzten mehr als je. Das Tempo des Zuges verlangſamte ſich. Der immer dienſtbereite Neger erſchien diesmal mit einer Reiſebürſte in der Hand und fragte: “Want to be brushed?” Wer nicht total “carsick” war (eiſenbahnkrank), was in Amerika ein mediziniſch kotierter Zuſtand und faſt ärger als ſeekrank ſein bedeutet, ſtand auf und ließ ſich ſäubern. — Ich rührte mich nicht. Olde ſtopfte mir in aller Eile noch ein Antipirin in den Mund, dann hielt der Zug. Wie ich herauskam, weiß ich nicht. — Olde ſagte mir ſpäter, zwei Herren hätten ſich mit ſo ſachlicher Hilfsbereitſchaft unſer angenommen, daß ſie erſt gemeint hätte, es ſeien Angeſtellte eines Reiſebureaus. Erſt ſpäter habe ſie ſich erinnert, daß wir uns ja in Amerika befinden, dem Paradies der Frauen — wo derartiges landläufig iſt. Beſagte Herren halfen uns mit unſerm Handgepäck, verſchafften uns einen Träger, entdeckten den Willard-Omnibus für uns, ſteckten uns hinein, lüfteten die Hüte und verſchwanden, ehe man „danke“ ſagen konnte. —

Jedem, der die Abſicht hegt, ſich ein paar Tage lang in Waſhington aufzuhalten, empfehle ich das Willard-Hotel — einige Amerikaner ſprechen es “the new Villart”, ſo daß man beinahe denken möchte, daß Willard eine Verſtümmelung des alten franzöſiſchen Namens iſt. — Es wimmelt übrigens hier von

französischen Namen. Man hört den Namen Lafayette fast so oft wie den Namen Washington. —

Ich schlief himmlisch und so fest, daß ich mir's, als ich aufwachte, erst nicht zusammenreimen konnte, wie ich hergelangt war. Ich wußte nur, daß mir's hier gefiel. Alles vornehm und einfach, wie in einem englischen Cottage. —

Ich dehnte und reckte mich noch behaglich in meinem prächtigen Bett, als Olde eintrat, frisch angeregt, bis an den Rand voll von angenehmen Eindrücken, die sie brannte, mir mitzuteilen.

„Gut ausgeschlafen — ordentlich erholt?" rief sie.

„Vollständig!" gab ich zur Antwort.

„Allright, es wäre zu schade, wenn Sie Washington nicht genießen könnten," entgegnete sie. „Washington ist entzückend!"

„Das versicherte mir immer einer meiner Vettern, der hier Botschaftssekretär war; er nannte es das amerikanische Versailles!" —

„Ach, Ihr Vetter war ein Schaf," rief sie ungeduldig. „Der verstand soviel von Kunst, wie meine Stiefel. Von Versailles nicht die Spur. Washington erinnert an eine viel spätere Epoche, die Epoche des amerikanischen Befreiungskrieges oder vielmehr die Epoche nach dem Befreiungskrieg, denn während des Krieges hatten die guten Amerikaner (die damals noch kaum aufgehört hatten Engländer zu sein) keine Zeit übrig für architektonische Experimente. Der Baustil von Washington steht im Zusammenhange mit jener französischen Neurenaissance, die zu-

erst der Marquis de Marigny (der Bruder der Pompadour war er doch) nach seinem römischen Aufenthalt in Paris eingeführt hat, jener Neurenaissance, die, alle geschmacklose Verkrümmungen der Louis XV.-Epoche hinwegsäubernd, schließlich im Louis XVI. und Empirestil ihren bleibenden Ausdruck fand. Natürlich ist dieser an sich schon schlichte Stil durch die primitiven Verhältnisse des kaum befreiten Amerikas noch vereinfacht worden. Das Säulenwerk ragt ein wenig kahl, fein durchgeführte, künstlerische Einzelheiten fehlen; aber vielleicht wirkt gerade das anziehend auf uns Europäer. — Man hat so den Eindruck, als bürge diese Architektur mit ihren geraden, starren, jede Verweichlichung ablehnenden Linien für die Sittenreinheit der Zeit, in der sie entstanden ist!" — Nachdem Olde sich wieder einmal außer Atem geschwätzt hatte, fügte sie hinzu: „Und nun, wenn Sie wohl genug sind, überzeugen Sie sich selbst!"

Ich tat, wie mir geboten wurde. Vor allem, weil ich einen schauderhaften Hunger hatte und große Eile, in das Restaurant hinunter frühstücken zu gehen, und auch, weil ich gleich im Hotel anfangen wollte, die Lokalfarbe zu studieren.

In der Hall drängte sich eine unheimliche Menschenmenge — meist Männer — alle so gewöhnlich aussehend wie möglich, einige ganz bäurisch mit Ziegenbärten — die andern glatt rasiert, tadellos gekleidet. — Die Ziegenbärte schienen an Kultur oder was in Amerika dafür gilt, an Luxusgewohnheiten weit hinter den Glattrasierten zurück — dennoch verkehrten diese

beiden amerikanischen Spezialitäten miteinander auf einem Fuß absoluter Gleichheit. — Frauen erkennen Rangunterschiede an in Amerika — Männer eigentlich nur Vermögensunterschiede.

Viele in der Hall waren schlecht gewaschen, schlecht gekämmt, schäbig gekleidet; — die Züge der meisten hatten auch nicht annähernd die edlen, scharfen Linien, die das Gesicht des Durchschnittsengländers aufweist. Sie nahmen sich im Gegensatz zu besagten Engländern aus, wie von einem Töpfer geknetet, anstatt von einem Bildhauer gemeißelt zu sein. Bei vielen unter ihnen wunderte man sich, daß man sich mit ihnen in demselben Raum befand; aber für alle galt mein erster Eindruck. Alle hatten sie ein gerades Rückgrat. Die europäischen Demokraten haben nur ein gesträubtes Fell.

Die Amerikaner haben tatsächlich das Bewußtsein einer allgemeinen Gleichheit, zum mindesten einer allgemeinen Gleichberechtigung. —

„Give every man his chance and let the best man win!" (Jeder hat Chancen — der Tauglichste gewinnt!) heißt der Wahlspruch der Amerikaner.

Man kann mir einwenden, daß auch in Europa der beste Mann gewinnt. Dennoch besteht zwischen den Amerikanern und Europäern ein immenser Unterschied. Auf jedem europäischen Emporkömmling lastet der Druck der uralten Kultur, deren subtile Schattierungen er sich nicht in einer Generation anzueignen vermag, und der Druck der Aristokratie, die sich nicht nur mit ihren Vorurteilen gegen seinen Stand

wehrt, sondern die mit ihren verfeinerten Instinkten seine Persönlichkeit ablehnt. — Gegen diesen Druck reagiert er entweder durch Frechheit und Grausamkeit, dadurch, daß er den genußsüchtigen armen Aristokraten durch pekuniäres oder gastfreies Entgegenkommen in eine tributpflichtige Vasallenschaft hineinködert, das heißt, sich seinerseits die schmeichelhafte Möglichkeit verschafft, den Aristokraten zu verachten; oder er weicht dem Adel als einer permanenten Demütigung und Irritation einfach aus. Dieses System befolgen gerade die anständigsten unter unsern Parvenüs. Von denen spricht die Aristokratie mit gebührender Achtung. Sie rechnet es ihnen hoch an, daß sie ihr ausweichen. — Die Parvenüs, die sich durchsetzen wollen, werden hingegen von allen Leuten gehaßt und verachtet. Wenn sie aber bei ihren sozialen Unternehmungen Glück haben, das heißt, wenn es ihnen gelungen ist, sich bis zu einem gewissen Grad mit dem Adel, dem sie sich nützlich und angenehm zu machen gewußt haben, zu amalgamieren, vergißt der Adel die Vorurteile, die er ehemals gegen sie gehegt hat; die in ihrem Stand zurückgebliebenen Bürgerlichen hingegen verachten sie zwar etwas weniger, hassen sie dafür um ein Beträchtliches mehr.

Ich für meinen Teil sehe weder etwas Verächtliches, noch etwas Hassenswertes dabei, daß man seine Existenzbedingungen auf diese oder jene Art zu verbessern trachtet. Wenn ein begabter Mensch in eine gegen seine angeborene Feinfühligkeit rückständige Umgebung hineingeboren worden ist — finde ich ihn

vollständig berechtigt, sich zu einem sympathischeren Verkehr durchzuringen; — es kommt nur darauf an, daß er in bezug auf seine sozialen Akquisitionen Geschmack beweist und nicht am Ende wertvolle Schlichtheit gegen irgendeinen mit Titeln geschmückten Kitsch austauscht. — Die Freude an echter Vornehmheit und ein diskretes Bestreben, sich ihr zu nähern, finde ich ganz und gar in der Ordnung.

Leider sind die meisten Menschen nicht derselben Ansicht. Selbst in dem republikanischen Frankreich mit seinem vermesallierten und verarmten Adel wird der „Streber“ verachtet. Nur in England wird der Adel freimütig als eine Superiorität anerkannt, weil dort jeder hervorragende Mensch den Trost hat, von der Kaste absorbiert zu werden, sobald er dazu reif ist. —

Als Olde und ich in die Hall hinunterkamen (die, nebstbei gesagt, wie mir mitgeteilt wurde, eine Art politischer Börse ist), hatten alle Anwesenden den Hut auf dem Kopfe und viele von ihnen die Beine in der Höhe. Sie benutzten die unglaublichsten Gegenstände, um ihre Postamente darauf zu stützen. — Kaum waren wir erschienen, so entblößten sie ihre Häupter und ließen sie während unserer Anwesenheit unbedeckt.

Schade, daß unser Geschlecht in Amerika alles daran zu setzen scheint, diesen sympathischen Frauenkultus zu untergraben.

Abends.

Olde hat recht, Washington ist reizend. Die Straßen breit, luftig, von Squares unterbrochen.

Sehr viele Monumente. —

Zwischen den eintönig nüchternen, ziemlich langweilig und schablonenhaft konstruierten modernen Wohnhäusern irgendein kleines Palais in dem von Olde ziemlich treffend charakterisierten Old-Colonial style. — Auf dem Lafayette-Place das Haus, das von Lafayette erbaut und bewohnt worden sein soll.

Cabs gut und erschwinglich, der Tarif von einem halben Dollar aufwärts. Ich atme wieder. — Da wird's in St. Napoleon auch welche geben. Das erleichtert alles. —

Zum Kapitol hinauf führt eine breite, weiße Marmortreppe, von grünen Büschen umsäumt, aus denen Palmen aufstreben. Man fragt sich, wo der Frühling plötzlich hergekommen ist. In New York war noch alles kahl. — Die Jahreszeit hier hat einen Vorsprung von wenigstens einem Monat. —

Olde hatte, um Zeit zu sparen, schon am frühen Morgen unsere Empfehlungsbriefe abgeschickt. —

Gleich den nächsten Tag wurden wir zum Lunch geladen, und zwar von Vetter Andreas mit Frau. — Die Frau, eine geborene Amerikanerin, mit der ich mich vor Jahren in Rom angefreundet hatte, ist bildschön, wohlerzogen und stammt, wie alle amerikanischen Aristokraten, aus dem Süden. —

Anstatt glückstrahlend, wie ich sie in ihrer Heimat zu finden erwartet hatte, war sie verdrießlich und gedrückt. Das von ihr bewohnte Haus war klein, die Zimmer unansehnlich, die Einrichtung lieblos. —

Sie empfing mich auf das herzlichste. Aber als ich, nachdem ich sie geküßt hatte, mich nach Dingen umzusehen begann, die ich bewundern konnte, wehrte sie mir sofort:

„Schau dir nichts an. Es ist nicht gemütlich bei uns; wir kampieren, das ist alles, und wir hoffen auf einen anderen Posten; gegen den Dollar kann man nicht aufkommen, da versucht man's erst gar nicht."

„Versucht man was nicht?"

„Sich sein Heim ohne große Kosten hübsch zu machen!"

„Warum denn nicht?"

„Weil hier alles auf den Geldwert abgeschätzt wird! — — — In Europa kann man viel erreichen mit wenig Geld. Man ist stolz darauf, hübsche Effekte zu erzielen mit Dingen, die nichts kosten. Hier in Amerika gilt das nichts. — Du kannst dir gar nicht denken, welchen Druck all das viele Geld auf mich ausübt. Es ist ausschlaggebend, davon habt ihr in Europa keine Ahnung!"

„Meinst du?"

„Ich weiß es . . . ich war ja drüben. Gewiß ist das Geld auch für mich wichtig — aber eigentlich habt ihr alle eine Verachtung dafür. Jeder zweite Mensch bei euch drüben prahlt mit Geldmangel. Der üppigste Millionär spricht von dem und jenem, das er sich nicht spendieren kann. In Amerika von pekuniären Unzulänglichkeiten zu reden, macht geradezu einen unanständigen Eindruck. Es ist, als ob man vor aller

Welt einer unästhetischen Krankheit erwähnte. — In Europa gibt es etwas, das über dem Gelde steht, etwas, das das Geld einschüchtert, in Amerika nichts. — Ja, ja, der Europäer verachtet das Geld, der Amerikaner verachtet nichts, als den Neger . . . und . . . Kleider, die nicht von Paquin oder Worth stammen."

Nachdem ich gestern drei Seiten lang über die Kulturschädlichkeit unserer Aristokratie Betrachtungen angestellt, wirkt das komisch auf mich.

„Also sollte unser alter Adel doch noch eine Existenzberechtigung und eine Mission haben?" fragte ich. „Ich war so sehr geneigt, ihn ganz in die Rumpelkammer zu verweisen."

„Das wirst du dir in Amerika überlegen!" meinte sie, dann hastig fügte sie hinzu:

„Noch eins möchte ich dir raten, sprich so viel wie möglich von deinen noblen Bekannten. In Europa gilt das für den allerschlechtesten Ton. Hier ist das durchaus notwendig!"

Gleich darauf kamen die Gäste. —

Es waren ein paar liebe alte Freunde darunter, die mich mit großer Herzlichkeit begrüßten, mich mit meiner Ungnade neckten und das Allerneueste vom Neuesten wissen wollten. —

Natürlich saß ich neben meinem Vetter Andreas — an seiner andern Seite befand sich eine Miß Mac Furson . . . eine verrunzelte alte Jungfer mit einer jugendlichen Figur und noch jugendlicherer Toilette; ihr Kleid war himmelblau, der Hut mit Vergißmeinnicht und Moosrosen besteckt. Ihr „zimperlich fri-

voles" Wesen (ich finde keine bessere Bezeichnung) war noch jugendlicher als ihre Toilette, und sie kokettierte abwechselnd mit Andreas und ihrem anderen Nachbar, einem alten Freund von mir, Karl Moosberg, dem ich einmal einen Korb gegeben habe, für den er mir noch heute dankbar geblieben ist. Mitten aus ihrem geschmacklosen Geplänkel mit diesem letzteren heraus fixierte mich die Holde über den Tisch hinüber durch ihr Lorgnon:

„Denken Sie, ich habe Ihr Buch nicht gelesen!" rief sie süß lächelnd, wobei sie einige falsche Zähne und sehr viele Plomben zeigte. — „Ich bin tief beschämt, daß ich nicht deutsch kann," fuhr sie lächelnd fort; dann sich mit einem zärtlich herausfordernden Blick an meinen Vetter Moosberg wendend: „Ich muß mir einen deutschen Schatz anschaffen. — Ich habe immer gefunden, daß man auf die Art eine Sprache am leichtesten erlernt."

„Ah... Hm! Wie viele Sprachen sprechen Sie?" fragte mit verbindlichem Ernst Karl Moosberg.

"Oh you naughty boy," rief sie und klopfte ihn mit ihrem Lorgnon schelmisch auf den Arm; da sie aber keine Funken aus ihm schlagen konnte, wendete sie sich über den Tisch hinüber noch einmal zu mir, und zwar mit einem recht kuriosen Verhör.

„Kennen Sie den Grafen L.?"

„Er ist mein Onkel."

„Ah, wirklich?"

„Und kennen Sie den Fürsten S.?"

„Nein, ich kenne nur ein halbes Dutzend Freiherrn v. S.“

„Oh, was ist mehr, Fürst oder Freiherr?“

Ich hätte ihr fast ins Gesicht gelacht; aber Andreas zupfte mich unter dem Tisch warnend an meinem Kleide; so erwiderte ich nur sehr verbindlich:

„Das kommt auf den persönlichen Wert des Menschen an.“

Die Mac Furson witterte Ironie und spielte mit ihrer Uhrkette, während mein Nachbar zur Linken, ein Colonel Millner, auch ein Amerikaner, aber ein ungemein sympathischer, ausrief:

„Ist der persönliche Wert wirklich ausschlaggebend in Europa? How splendid!“

„Aber das sollte Sie doch in Amerika nicht überraschen!“ fügte ich hinzu und trachtete mir's in aller Eile selbst weis zu machen, daß meine Bemerkung nicht nur ein sehr schlechter Witz gewesen war.

Andreas zog lange Mundwinkel und Moosberg putzte an seinem Monocle. — Mein Amerikaner aber zwinkerte mich humoristisch mit seinem rechten Auge an, während er das linke schloß.

„So weit sind wir noch nicht, fürchte ich,“ bemerkte er.

„Sie kennt uns nicht, ganz und gar nicht,“ zwitscherte die Mac ihm über den Tisch hinüber zu. — „Nicht wahr?“

„Ich fürchte es selbst!“ erwiderte der Colonel.

„Wir sind schreckliche Leute,“ schwadronierte sie selbstgefällig weiter, „daß der innere Wert des

Menschen in Europa gesellschaftlichen Kurs hat, das haben Sie mir auch nur aufbinden wollen, Countess, das ist gewiß ebensowenig der Fall wie in Amerika — We're perfectly awful!" (Wir sind einfach scheußlich!) dabei wendete sie sich, Bestätigung heischend, an Moosberg. Es schien ihr sehr darum zu tun, "awful" gefunden zu werden.

Moosberg tat ihr den Willen: "Absolutely awful" (Absolut scheußlich) bestätigte er, und ich sagte ernsthaft: „Das scheint mir auch so!"

Neuerdings zupfte mich Andreas beim Kleid.

„Die Europäer wollen es nicht glauben," fuhr sie fort, „aber wir sind gerade so exklusiv wie sie; eigentlich noch ärger!"

„O, viel ärger!" bekräftigte Moosberg.

Über diese Bemerkung lachte sie herzlich.

„Hm, ja — he knows all about it" (er weiß es genau), und sie nickte ihm zu, „wir halten auf nichts als auf gute Familie und gute Manieren, was, Charley?"

Charley aber reagierte nicht auf seinen Vornamen. Erst als sie ihn beim Ärmel zupfte, fragte er:

"Beg pardon, haben Sie zu mir gesprochen?"

Worauf sie etwas ärgerlich: "Don't play the fool (Haben Sie sich doch nicht so), ich dachte, Sie hießen Charley?"

Und er: „Ja, richtig! — — — Hm, hm!" Vielleicht wollte ihm ihre plötzliche Familiarität nicht ganz in den Rahmen der gerühmten Manieren passen.

„Auf nichts als gute Manieren und gute Familie," krächzte sie; Moosberg beteuerte feierlich:

„Ja, ja, besonders auf gute Manieren!"

"It's very shocking of course! Aber es ist nun einmal so!" seufzte die Mac, „soziale Vorurteile gibt es bei allen kultivierten Nationen."

Da ging mir die Geduld aus. „Ich sehe schon, daß ich mir recht arge Illusionen gemacht habe in punkto Amerika," rief ich, „und ich kann nicht leugnen, daß mir das aufrichtig leid tut!"

Es half nichts, daß mir Andreas fast das Kleid vom Leibe riß, im vergeblichen Bemühen, mich zum Schweigen zu zwingen, ich hatte die Kandare zwischen die Zähne genommen und raste weiter.

„Es ist schon schlimm genug," fuhr ich fort, „wenn man in Ketten geboren ist; aber sich künstlich Ketten anschmieden zu lassen, finde ich ebenso verwerflich als absurd!" — Ich war mir dessen voll bewußt, daß ich mich zu einer höchst plebejischen Emphase hatte hinreißen lassen — doch war mir die Sache nachgerade zu ernst geworden, als daß ich es über mich hätte gewinnen können, sie mit einem Witzwort abzufertigen.

„Was meinen Sie?" fragte, zum erstenmal aus ihrer Selbstzufriedenheit aufgescheucht, die Mac.

„Ich meine ..." (laß mich in Ruhe, Andreas, sonst schreie ich nach einer Zwangsjacke, um einem Totschlag vorzubeugen), dies in Parenthese zu meinem Vetter. „Ich meine, daß es schlimm genug ist, im Bann jahrhundertealter Vorurteile geboren zu sein, im Bann

von Vorurteilen, durch die sich unsere natürlichen Sympathien eingeschüchtert und gehemmt fühlen; aber sich Vorurteile anzukünsteln, ist unbegreiflich."

Die Mac war puterrot geworden vor Wut. —

„Mit einem Wort, Sie finden, daß wir Amerikaner nicht berechtigt sind zu Vorurteilen?" fragte sie mit heiserer Stimme. —

„Ich meine, daß Sie froh sein sollten, nicht dazu verdammt zu sein!"

Ein schreckliches Schweigen folgte. Andreas war sprachlos, und selbst Moosberg fand keinen Witz zur Rettung der Situation. Da, plötzlich aus der dumpfen Unheilsatmosphäre erhob sich die Stimme der Mac. —

„Vielleicht interessiert Sie's, daß ich in direkter Linie von Maria Stuart abstamme!"

„Hm, that settles it," murmelte Colonel Millner halblaut und humoristisch, als ob er damit hätte sagen wollen, „nun wäre ja das Recht auf Vorurteile genugsam bewiesen!"

Moosberg aber hatte eine geniale Inspiration.

„Die Ähnlichkeit ist auffallend!" rief er, sein Monokel einschraubend.

„Man hat es mir immer gesagt," erklärte die Mac mit Würde.

Meine Cousine beeilte sich, die Tafel aufzuheben.

Nach Tisch drückte Andreas Karl Moosberg mit Enthusiasmus die Hand und erklärte ihm: „Er habe die Situation gerettet, und er (Andreas) sei ihm zu lebenslänglicher Dankbarkeit verpflichtet!" Sich zu

mir wendend, fügte Andreas hinzu: „Wenn du mit den Amerikanern gut auskommen willst, darfst du eins nicht vergessen: Nichts nehmen die mehr übel, als wenn man ihnen das Recht abspricht, gerade so albern zu sein wie wir."

Moosberg lachte, die Mac saß indessen im Nebenzimmer. Ich hatte mich, obzwar ich für gewöhnlich nicht rauche, zu den Herren ins Fumoir geflüchtet. — Plötzlich erschien sie, klopfte Moosberg auf die Schulter und sagte: „Mein Wagen wartet, wollen Sie nicht mit mir zu den Ellertons, Charley, den schönsten Mädchen in Washington?"

Er erklärte sich bereit. Sie verließ das Zimmer, ohne mich eines Abschiedsgrußes zu würdigen.

Als sich auch die andern Gäste verflüchtigt hatten und nur Olde und ich zurückblieben, wollte ich über die Mac Furson-Episode herzlich lachen, aber Andreas zog ein langes Gesicht.

„Aus der hast du dir eine gefährliche Feindin gemacht. Ich begreife ja, daß Sie dir auf die Nerven gegeben hat, aber zeigen hättest du's nicht sollen. Sie kann dir ernstlich schaden!"

„So? Wer ist denn eigentlich dieses lächerliche Weib, dem du so viel Wichtigkeit beimißt?" fragte ich.

„Wer sie ist? Die Tochter des berühmten Mannes, der die amerikanische Aristokratie entdeckt, sagen wir lieber: erfunden hat. Eines schönen Tages hat er erklärt, es gäbe nur vierhundert Menschen in Amerika, mit denen man verkehren könne. Seine Landsmänner sagten: Go along! — die Lands=

männinnen hingegen zeigten sich entzückt! — Endlich war Amerika ein Kulturstaat!"

29. April.

Heute führte uns Colonel Millner ins Nationalmuseum; eigentlich sollte es Washington-Museum heißen. —

Washington als Panoptikumfigur. Allerhand Wachsfiguren des unsterblichen George in den verschiedensten Lebensstadien und Situationen. George Washington mit seiner Gattin frühstückend, und daneben George Washington, wie er einen die Weltordnung umstoßenden Vertrag unterzeichnet. — Viel hübscher, altväterischer Hausrat um ihn herum; Wärmflaschen, Küchengeräte, Kleidungsstücke. Wenn ich nicht irre, befanden sich die Socken, die der Held bei Bunkershill getragen, auch darunter. — Mitten zwischen all dem kindlichen Krimskrams weiß und ernst seine Totenmaske.

Lunch bei Mrs. X.

Nach Tisch fuhr sie mit mir zu dem Präsidenten "quite unofficially". "Officially" existiere ich ja momentan nicht.

Er ließ uns warten. Ich fing an, böse zu werden. Da erschien er. Grobknochig, untersetzt, ein breites, rotes Gesicht, die Augen hinter Brillengläsern scharf ausspähend. Aus dem Mund heraus glänzten große, gesunde, grausame Zähne.

Etwas vom Raubtier — und eine Spur „illustre Gaudißart", das heißt etwas vom commis voyageur

auf eine heroische Potenz erhoben, Kraft, Willen und ein unbändiges Selbstbewußtsein. Er betonte seine große Sympathie mit Wehrland und dem Aufschwung, den es unter unserem „schneidigen Friedenskönig" gewonnen. Dann beging ich, wie ich später einsehen lernte, eine enorme Taktlosigkeit. Wie alle Europäer, die in ihrer Jugend „Oncle Toms Cabin" gelesen haben, war ich vollgepfropft von mitleidigen Sympathien mit den Negern, eine Art weiblicher Wilberforce. Infolgedessen glaubte ich, dem Mr. President ein besonderes Vergnügen durch eine Erwähnung seiner humanen Behandlung der verachteten Rasse zu bereiten.

„Es ist schön von Ihnen, daß Sie den Mut haben, den Vorurteilen Ihrer Landsleute zu trotzen, diese Ärmsten unter Ihren Schutz zu nehmen!" sagte ich. —

Sofort veränderte sich sein Gesicht.

„Man muß wohl!" erwiderte er trocken.

„Sie tun mehr als Sie müssen; wie ich in den Zeitungen las, haben Sie einen Vertreter des Stamms zum Lunch geladen; ich fand das groß und edel."

Eine tiefe Falte durchfurchte seine Stirn. —

„Ach, das haben die Zeitungen sehr übertrieben," erwiderte er hastig und empfindlich, als hätte ich ihm eine Schweinerei zugemutet. „Ich hatte mit dem Neger dringende Geschäfte zu besprechen und abzuwickeln. — Da unsere Verhandlung länger dauerte, als ich angenommen hatte und wir beide sehr hungrig geworden waren, ließ ich ihm ein paar Sandwiches brin-

gen und eine Flasche Sherry — das war alles... an meinem Tisch könnt' ich einen Neger nicht dulden! Die Neger sind um zwanzigtausend Jahre in ihrer Entwicklung hinter uns zurück."

Erbost über diese Hoffahrt meinte ich:

„Da war es wohl etwas unvorsichtig, der Rasse das allgemeine Wahlrecht zuzugestehen! Ich frage mich, wie Sie sich mit der Zeit gegen die sich jährlich steigernde schwarze Flut werden wehren können. Schon jetzt sieht man hier auf der Straße mehr Schwarze als Weiße, und, wie ich höre, vermehren sich die Neger recht eifrig!"

„Ja, ja, leider," dann mit einem aufhoffenden Seufzer: „Glücklicherweise ist die Sterblichkeit unter ihnen sehr groß!"

Als wir das Whitehouse verlassen hatten, rief Mrs. X:

„Nicht wahr, er ist dem König ähnlich, dem König von Wehrland, nicht im Äußeren, aber in der Persönlichkeit!"

Ich stockte einen Moment, dann:

„Nicht ganz," erwiderte ich etwas kühl. „Unser König hätte den Mut gehabt, den Neger zu Tisch zu laden!" — — —

Ich muß mich beeilen, mich schön zu machen. — Wir wollen noch bei unserm Botschafter essen, bevor wir abfahren. — Gleich nach dem Diner um ein Uhr nachts reisen wir weiter nach St. Napoleon, da Oldens Pflichtgefühl nicht mehr zu bändigen ist.

Die Koffer sind gepackt, nur unsere Soireetoilet-

ten müssen wir hineinstecken, wenn wir von dem Diner zurückkommen und unsere Reisefutterale antun. Schade — ich wäre gern noch ein wenig länger hiergeblieben. —

1. Mai.

St. Napoleon. Hotel Washington.

Da wären wir — endlich! Und endlich gemütlich für die Dauer unseres hiesigen Aufenthalts untergebracht. —

Aber welche Odyssee! —

Das Diner beim wehrländischen Botschafter, der ein alter Freund von mir ist, verlief reizend — und ich werde immer mit Vergnügen der paar Stunden in seinen schönen und eigentümlichen Räumen gedenken. — Ich sage eigentümlich und meine es, denn im Gegensatz zu andern Räumen, die einen angenehm anheimeln, schaudern sie uns angenehm an. —

Der Botschafter war früher in China und hat von dort die interessantesten Kunstschätze mitgebracht. — Am schönsten ist der unterirdische Raum, in den wir uns nach dem Diner zum schwarzen Kaffee begaben. Ganz mit dem düstern, gewitterblauen Atlas ausgeschlagen, aus dem die Kimonos der vornehmen Chinesen verfertigt werden; gegen diesen Hintergrund heben sich die seltsamsten Raritäten ab, Porzellansammlungen von unerhörter Schönheit auf allerhand kurios geschnitzten Ebenholzgestellen, Chimären aus dem verschiedensten Material.

Ich machte die Botschafterin darauf aufmerksam,

daß die chinesischen Chimären deshalb so unheimlich wirken, weil sie keine Flügel, nur Klauen und Zähne haben. —

Sie erwiderte zerstreut, Flügel hätten die doch nirgends, und der Botschafter bemerkte: die einzigen Chimären mit Flügeln, von denen er wüßte, seien die Engel, worauf ich lachend:

„O nein, in christlichen Ländern gibt es Chimären mit Flügeln!" antwortete.

Und der Botschafter: „Ja, richtig . . . das ist ein Übergangsstadium!"

„Vom Drachen zum Engel?" fragte ich. —

Um elf Uhr fuhr er uns in seinem Wagen ins Hotel. —

— — — —

Wir hatten unsere Plätze im Baltimore Ohio, so heißt die Bahn, voraus genommen und bezahlt, und da, wie man mir mitgeteilt hatte, in Amerika alle die immensen Waggons für die Nacht in Schlafwagen umgewandelt würden, wo dann Herren und Damen nur von Vorhängen getrennt nebeneinander, über- oder untereinander schlafen, so hatte ich Olde erklärt, ich wollte mich keinesfalls von der Stelle bewegen, wenn uns nicht ein Extraabteil, ein sogenannter Drawingroom, mit zwei normalen, nicht aufeinander wie Schubfächer angebrachten Betten gesichert würde. —

Meinem Wunsche wurde entsprochen. Als wir den Zug bestiegen hatten, führte uns ein Neger servil grinsend in ein enges Kämmerchen, mit zwei als Betten hergerichteten Polsterbänken, zwischen denen ein ganz

schmaler Gang hinlief. Im übrigen gab's kaum Platz für unser mäßiges Handgepäck. —

Die Fenster konnten nicht geöffnet werden, der Kohlendunst war unerträglich. „Das ist kein Drawingroom — das ist ein black hole," rief ich mit Bezugnahme auf Lord Clives Tätigkeit in Indien. — Der Neger aber versicherte, das sei ein Drawingroom, ein wunderschöner Drawingroom. Wir mußten ihm glauben.

Nachdem er mit dem Aufwande seiner riesigen Kraft wenigstens einen Fensterspalt geöffnet und so eine Art Ventilation hergestellt hatte, überließ er uns unserem Schicksal, wobei er uns einsperrte und den Schlüssel mitnahm.

Zu all den Unbehaglichkeiten gesellte sich nun für mich noch die Angst, der Neger könnte uns in der Nacht anfallen, und, nachdem er uns unserer Ehre oder Reisebarschaft beraubt, einfach zum Fenster hinauswerfen. — Olde, der ich diese Gedanken mitteilte, antwortete mir trocken: „Beruhigen Sie sich, selbst in Amerika werden die Passagiere gezählt; der Neger müßte sich ausweisen; freilich," fügte sie nach einer Weile hinzu, „kommen Raubanfälle häufig vor auf amerikanischen Bahnen!" Dann zog sie sich die Reisemütze tiefer über die Augen, streckte sich aus, drehte die Nase gegen die Wand, und nach fünf Minuten schnarchte sie fest. — Mir fiel das Einschlafen schwerer. Etwas Ähnliches wie das Hin- und Hergerütteltwerden bei der Fahrt über die Aleghanys habe ich nur auf der russischen Rutschbahn erlebt. Mir wurde übel —

dazwischen plagte mich peinlicher Durst. Und der Mond schien durch die Fenster quer über mein Lager. Manchesmal richtete ich den Blick hinaus. In traurigen Sepiaschattierungen dehnte sich die Landschaft unter dem blassen Mondlicht, keine mächtigen, weitaus und ineinander laufenden Berglinien . . . In eintöniger Höhe, wie eine endlose Reihe ungeheurer struppiger Büffel liefen die Aleghanys neben uns her — und dank der regelmäßigen Bewegung des Zuges fingen sie mitunter an zu tanzen und zu springen, wobei sie einen erschreckend boshaften Ausdruck annahmen. — Ich schloß die Augen. Ein Heimweh, wie ich es noch nie empfunden, stieg in mir auf — ich dachte an meinen Vetter mit dem kahlen Kopf und dem gutmütig überlegenen Lächeln. Ich dachte auch — leider muß ich's gestehen — an sein friderizianisches Haus, an die traulichen Schlafzimmer und an die köstlich weichen, erquickend kühlen Betten mit den elastischen Sprungfedermatratzen und dem seidenfeinen, nach Lawendel duftenden Leinen.

An die alte Haushälterin mit der Biedermeier-Frisur, die einem alle Unebenheiten aus dem Leben wegglättet, — an den schönen schattigen Garten mit den kantig verstutzten Buchen- und Lindengängen, die in den Wildpark münden, und an den dunkelgrünen Teich, in dem sich der Himmel türkisblau zwischen sammetgrünen Fichtenwipfeln spiegelt und auf dem weiße Schwäne mit schwarzen Schnäbeln schwimmen; — an eine weiße Marmorbalustrade gelehnt, füttere ich die Schwäne mit Kuchenbrocken

— und sage mir, wie herrlich ein Leben ist, in dem man nichts zu tun hat, als in einem wunderschönen Garten spazierenzugehen, Schwäne zu füttern und sich von diesen Leistungen in einem kühlen elastischen, nach Veilchen und Lavendel duftenden Bett auszuruhen.

Bums — mit dem Gefühl, als ob ich plötzlich von dem Rücken eines mächtigen Aleghanybüffels heruntergepurzelt wäre, schlug ich die Augen auf. — Der Neger ist's: "De Ladies muss git up — train him stop at Parkersburg — car him stop too!' erklärte er mit weißgrinsenden Zähnen.

Es dauerte eine Weile, ehe ich begriff, daß unser Wagen abgekoppelt werden sollte — und so sehr ich mich bis dahin über mein Drawingroom beklagt hatte, war ich doch jetzt wütend darüber, es verlassen zu müssen. Ich setzte dem Neger auseinander, daß wir das Drawingroom für die ganze Strecke bis St. Napoleon gemietet und bezahlt hätten . . . Olde unterbrach mich:

„Das müssen Sie mit dem Schaffner ausmachen, der Neger hat nichts damit zu tun. — Wenn Sie nicht samt Ihrem Drawingroom in einen Schuppen verschöben werden wollen, müssen Sie sich sputen heraus zu kommen. Beklagen können Sie sich später."

Ehe ich mich dessen versah, war ich mitten in dem verruchten allgemeinen Passagierwagen, den ich in meiner europäischen Erregung als den Viehwaggon "the cattlecar" zu bezeichnen pflegte.

Sehr wenige Frauen, aber eine große Anzahl

Männer stand um mich herum, andere lehnten in den Polsterbänken, den Kopf auf der Brust. Den meisten schien nicht viel wohler zu sein als mir selber, und mir war totenübel. Dabei waren wir alle, irgendeinem amerikanischen Bahnprinzip zu Ehren, beim Rangieren eingesperrt worden und durften das Abteil unter gar keinen Umständen verlassen — nicht einmal ein Fenster durfte geöffnet werden.

Der Zustand! — — Einige von den Männern hielten die Gesichter in große Handtücher vergraben, die sie vorsichtigerweise mitgenommen hatten; diejenigen, denen etwas weniger elend war, bemühten sich mit der vollendeten Ritterlichkeit und fast weiblichen Prüderie, die den echten Amerikaner charakterisieren, mir Erleichterung zu verschaffen, meist durch die Vermittlung Oldes. — Einige reichten Olde Handtücher für mich (blütenweiße!), andere opferten mir, ehe sie selbst die Lippen darangesetzt, das Glas Wasser (das sie sich mit sachkundiger Vorsorge noch vor Parkersburg verschafft), immer mit derselben tröstlichen Versicherung: „Ich hab's wirklich nicht angerührt, Gnädige!" "I've not touched it really, Ma'am!" Und noch einer — der rührte mich am meisten — bot mir seine Magentropfen an.

Ich nahm die Tropfen mit Todesverachtung und muß sagen, daß die Wirkung eine fast augenblicklich erlösende, zugleich beschwichtigende und belebende war. Dann setzte sich der Zug in Bewegung.

Es war schon ziemlich spät abends, als wir Cincinnati — die Leute hier sprechen es Sinsinata aus —

erreichten. Dort mußten wir umsteigen, hatten aber einen zweistündigen Aufenthalt, den wir trotz der vorgerückten Tageszeit dazu benützten, uns ein wenig die Stadt anzusehen. Weit vorzudringen hatten wir freilich nicht den Mut, denn die Straßen um den Bahnhof herum waren schlecht beleuchtet und von einer trostlosen Ödigkeit, das Pflaster lebensgefährlich, und rechts und links die provisorische lieblose Architektur, die man auch in New York so oft antrifft, natürlich nur in den ärmeren Vierteln. Von ethnographischer Wißbegier geplagt, wendete ich mich an einen der wenigen Passanten mit der Frage:

„Dies ist wohl das Stadtviertel, in dem die unteren Klassen wohnen!" — Er starrte mir erst gerade in die Augen — dann über meinen Kopf weg.

„Es gibt keine oberen und unteren Klassen in Amerika," belehrte er mich. — „Es gibt nur ärmere und reichere Amerikaner."

Eigentlich hatte ich Lust zu lachen, aber ich tat es nicht — sondern erwiderte sehr ernst:

„Ich glaube, Sie irren sich — es gibt überhaupt keine armen Amerikaner — nur reiche und noch nicht reiche!"

Während er mich nun zum zweiten Male groß anstarrte, eilten wir auf den Bahnhof zurück, weil ich endlich Hunger verspürte. Das Restaurant war schmutzig, die Bedienung roh, die Kost schlecht.

Nachdem ich eine Portion Ham and Eggs verzehrt hatte, suchten wir den einzigen Wartesaal auf. Ich fragte mich, welcher „Klasse" die paar Menschen,

die wir im Wartesaal trafen, bei uns zu Hause wohl entsprechen würden. — Volk .... nein — Volk war das nicht. —

Die Menschen, die die fahlgelben Polsterbänke des Wartesaals drückten, hatten weder die Naivetät und geduldige Demut des Volks, noch die Geziertheit und Vulgarität des kleinen Gewerbetreibenden. Es waren wirklich „noch nicht reich“ gewordene Amerikaner, Leute, die ihren Weg noch nicht gemacht hatten, aber ihn vielleicht machen würden, und die indessen, ohne sich irgend etwas herauszunehmen, ruhig ihren Mann stellten und die fernsten Ziele nicht unerreichbar wähnten. Diese Art Amerikaner sind mir unendlich sympathisch, selbst wenn sie Ziegenbärte und großkarrierte Anzüge tragen. Sie stiegen in denselben car mit uns, den von mir viel geschmähten „Viehwagen“.

Als wir den sehr großen Raum betraten, waren die Betten an beiden Seiten des Mittelganges bereits aufgeschlagen. Ein jedes züchtig von Vorhängen verhüllt; Oldes Bett befand sich dem meinen gegenüber. Wir hatten uns jede eine ganze Sektion (Abteilung) spendiert, so daß wir das Bett über uns vermieden und Luft behielten.

Ich habe im Orientexpreß nie ein so gutes Lager genossen und mich nie in einer seiner engen Kabinen so sicher gefühlt, wie in diesem großen gemeinschaftlichen Schlafsaal, in dem ich mich mit dem beruhigenden Gefühl niederlegte, daß mindestens ein Dutzend Ritter für mich Partei ergreifen würden, wenn ein

einziger Lump es wagen sollte, sich an mir zu vergreifen.

Früh war ich genügend ausgeruht, um das Ankleidezimmer aufzusuchen. Dieses stellte sich als ein sehr freundlicher und großer Raum heraus, mit einem unerschöpflichen Vorrat von Handtüchern und sehr appetitlichen Waschgelegenheiten in den einzelnen sich daran schließenden Kabinen; — auch Badezimmer gab's. Als ich in unsern Car zurückkehrte, hatten sich die Betten neuerdings in zwei lange Reihen von Polsterbänken verwandelt, zwischen denen ein Gang herlief. Den Gang entlang marschierte der Neger mit seiner unvermeidlichen Bürste.

"Want to be brushed?" (Wünschen Sie gebürstet zu werden?)

Wir waren angekommen. Hinter uns dehnte sich breit goldbraun und undurchsichtig zwischen flachen Ufern der Mississippi, wir betrachteten die Brücke, die wir eben passiert hatten. Noch nachträglich flößte sie mir Grauen ein. Sie sah aus wie aus Zündhölzchen und Haarnadeln zusammengepfuscht. —

In einem Omnibus fuhren wir durch den fahlen Frühmorgen über ein Pflaster, gegen das die Unebenheiten New Yorks sich in der Erinnerung wie ein Billard ausnahmen. Rechts und links von uns ragten rußgeschwärzte Häuser, hohläugig, mit vielen leeren oder papierverklebten Fensterrahmen, einige hoch, einige niedrig, die meisten baufällig aneinandergelehnt, andere durch schmale Gäßchen, die wie Schluchten aussahen, getrennt, Häuser mit wackelnden Holz-

balkonen, die oft meist über und über mit Maiskolben und trockenen Sonnenblumen behängt waren, hastig zusammengezimmerte Baracken, weinrot gestrichen, mit halb eingeschlagenen Dächern aus schwarzgeteerter Pappe, Häuser aus wettergrauen Balken — alle im Verfall und nirgends auch nur ein Versuch, etwas nachzubessern, zu erhalten.

Ein Amerikaner, der mit uns den Omnibus des "Old Plantation Hotel" benutzte, und gegen den ich mein Erstaunen über diese Mißstände äußerte, erklärte mir ruhig:

„Solche Häuser werden nie repariert. — Man läßt sie grundsätzlich verfallen und baut bessere an ihre Stelle. Das europäische Prinzip des Stützens, Erhaltens und Nachbesserns veralteter und unbequem gewordener Gebäude und Institutionen kennen wir nicht. — Wir machen reinen Tisch!" —

Nirgends eine Spur von Vegetation, die Luft dumpf. Nachdem der "Buss" etwa dreiviertel Stunden auf den unebenen Straßen hin und her gehüpft war, so daß es mir den Eindruck machte, als passiere ich noch einmal die Aleghanies — hielt er vor dem Old Plantation.

Mit undenklich vielen Stockwerken, schmucklos, finster ragte es in die graue Luft. Rote Lichter schimmerten aus verschiedenen Fenstern, schwarze Diener eilten uns entgegen. Trotz der frühen Stunde war die Hall schon ganz voll von Männern, die alle sehr laut sprachen und die, als wir erschienen, die Hüte abnahmen. — Wir hatten um Zimmer tele-

graphiert und ein Diener geleitete uns in die für uns reservierte "Suite". Mir wurde, wie mein österreichischer Vetter sagen möchte, „entrisch" zu Mute.

Die Teppiche waren gut — wie überall in Amerika; das Mobiliar, die scheußlichste hellgrau gestrichene Karikatur von Louis Seize, die mir je vorgekommen, — dazu, wo es nur anging, kleine Vasen und Nippes von altmodischster Geschmacklosigkeit. Das war arg — aber am allerärgsten war die Dunkelheit. Trotzdem man alle vorhandenen elektrischen Lampen aufgedreht hatte, wurde es noch nicht hell genug zum Lesen.

Das Badezimmer war geräumig, aber das Wasser undurchsichtig, geradezu braun. Olde, bei der ich mich darüber beklagte, suchte mich durch eine komische Anekdote zu zerstreuen.

„Die Amerikanerinnen halten die Undurchsichtigkeit für einen Vorzug," erzählte sie lachend. „Als in St. Napoleon eine junge Dame zum erstenmal filtriertes Wasser in ihrer Wanne vorfand, soll sie ausgerufen haben: „Mutter, reich' mir ein Handtuch, es ist schrecklich, ich kann mich sehen" !"

„Gibt's wirklich noch prüde Amerikanerinnen?" fragte ich mit schneidendem Hohn.

„In St. Napoleon werden Sie viele finden!" erwiderte Olde trocken.

Nach dem Frühstück nahm ich mir vor, eine Ausfahrt zu machen und mir die Stadt zu betrachten. Ich trug dem Neger, der uns das Frühstück brachte, auf,

mir ein Cab zu holen. Er verstand nicht, was ich meinte; er würde mir den Manager schicken, sagte er. Als der Manager kam, teilte er mir mit, daß es in St. Napoleon überhaupt keine Cabs gäbe; wenn ich aber einen Wagen wünschte, würde er um einen telephonieren. Olde fragte mit großer Geistesgegenwart nach dem Preis. 5 Dollar für die Stunde und ein Trinkgeld natürlich. Da verzichtete ich. Als der Manager sich zurückgezogen hatte, brach ich in Tränen aus. Was sollte ich machen in einer Stadt, wo es im „besten" Hotel so dunkel war, daß man selbst bei elektrischem Licht weder lesen noch schreiben, und wo ich nicht einmal ein wenig spazierenfahren konnte, um mich von meinen Sorgen zu zerstreuen, während Olde ihren Aufbau in der Weltausstellung besorgt.

Da sie wieder einmal kein anderes Mittel fand, mich zu trösten, zankte mich Olde aus, dann mußte sie fort, um noch zu rechter Zeit das Wehrländische Kommissariat zu erreichen und das Notwendigste mit dem Kommissar zu besprechen. Mißmutig stiefelte ich indessen die Viola-Straße entlang; aber ohne mir im geringsten Rechenschaft geben zu können, wie das kam, wurde ich allmählich quietschvergnügt. Als ich mich, erstaunt über das Phänomen, umsah, bemerkte ich, daß alle Leute um mich herum ebenfalls lustig waren, selbst die Neger. Wenn selbst die Neger trotz der Last von Verachtung und Ekel, die auf sie gehäuft wird, lustig bleiben können, so muß wahrscheinlich die Luft ungewöhnlich erheiternde Qualitäten besitzen! — Und

die Neger waren wirklich vergnügt. Nebenbei wirkten sie auf mich außerordentlich komisch.

In New York hatte man immerhin einige, — in Washington mehr als genügend von ihnen gesehen, — aber in beiden Städten hatten sie zu dem, was wir „Volk" nennen, gehört, besonders die Frauen hatten einfache Kattunkleider, meist mit engen, nur bis zum Ellenbogen reichenden Ärmeln getragen, und farbige Kattuntücher um den Kopf gewunden. Hier aber waren die meisten Neger als Herren und Damen angetan und wie es scheint, gibt es in St. Napoleon einen regelrechter Neger-Mittelstand.

Gerade das war's, was mir komisch vorkam. Negerinnen nach der neuesten, für die Provinz umgestümperten Mode gekleidet, mit feder- und blumenbesteckten Hüten, mit Handschuhen oder Halbhandschuhen. Die meisten waren in Halbhandschuhen stecken geblieben.

Durchschnittlich waren sie größer und stärker als die Weißen; in der Jugend schlank, im Alter ungeheuerlich dick, wandelnde Fettschober. —

Eine von ihnen, in schwarze Seide gekleidet, mit einem sehr großen aufgestülpten Hut, der auf ihrer grauschwarzen Haarwolle nicht sitzen wollte (mit dem Hutsitz haben sie es überhaupt schwer), besah sich in Viola Street die Schaufenster. Ein nichtsnutziger weißer Junge von vielleicht 4 Jahren lief hinter ihr drein und umfaßte sie von rückwärts, soweit seine Ärmchen langten, und mir zuzwinkernd, kicherte er: "This lady is very black!" (Die Dame ist sehr

schwarz!) Sie sah sich um und breitgrinsend: "So she is little man (So ist's, mein kleiner Mann) — und garantiert echtfarbig, kannst dich drauf verlassen!" rief sie.

Ja, selbst die Neger sind lustig in St. Napoleon. — Die Straßen waren breit und auf den Trottoirs begegnete ich vielen eleganten Erscheinungen. Die Schaufenster boten einen überaus freundlichen, vornehmen und einladenden Eindruck.

Besonders Schuhwerk sowie alle anderen Toiletteartikel, nebstbei funkelnde Gold- und Silberarbeiten, alles, was zur Ausschmückung einer vornehmen weiblichen Existenz gehört, war reichlich und geschmackvoll vertreten. Im Laufe einer Viertelstunde zählte ich drei große Warenhäuser, die unheimlich durchsichtig, eigentlich nur aus mit Stäbchen zusammengehaltenen Glasscheiben aufgebaut schienen. Dazwischen allerdings gab's komische Sachen. — Als ich nach einem Konditor fragte, wies man mich zu einem Friseur; ich verzweifelte schon an meinem Englisch; aber die Dame, an die ich mich gewandt hatte, bestand darauf, wenn ich ein Eis oder iced Soda nehmen wollte, so sollte ich es nur bei Harlands versuchen. — So versuchte ich's bei Harlands. Der Laden war groß. An beiden Seiten liefen Ladentische — links von der Eingangstür wurden falsche Zöpfe, Haarnadeln, Kämme und Schönheitsmittel verkauft — rechts Eis, Bonbons, Kuchen und frische Blumen.

In großen, offenen, in Eis vergrabenen Blech-

schalen befand sich das Eis sichtbar unter der Glasscheibe des Ladentisches. Auf der Scheibe standen Näpfe mit Fruchtsaft. —

"And what is't you want?" (Was wünschen Sie?) fragte mich die Ladenmamsell mit dem unangenehm nasalen Ton, der uns in Europa nicht geniert, den man aber in Amerika als einen Bildungsmangel erkennen und hassen lernt.

Es gab Ananas, Zitronen und Vanille. Ich wählte Vanille.

"And what flavour?" fragte sie weiter, wobei sie einen Schöpflöffel über den Näpfen mit Fruchtsaft schwang. — Erdbeersaft. — Sie goß einen Schöpflöffel davon über mein Eis, und ich kann nur versichern, daß der frische Erdbeersaft mit dem vorzüglichen Vanilleeis gemischt famos schmeckte.

Bald nachdem ich mit einer Ananas und einem Körbchen Erdbeeren beladen (beides zusammen kostete 25 Cents), ins Hôtel zurückkam, erschien Olde.

„Nun, ist die Ausstellung schon eröffnet?" rief ich ihr entgegen.

„Nein, frühestens am zehnten," erwiderte sie kleinlaut. — „Der wehrländische Kommissar hat mich aufgefordert, mich nicht zu sehr zu hetzen; es hätte keinen Zweck. Es ist ihm allerhand der Quer gegangen, dem wehrländischen Kommissar. Der König von Bramarbasien, auf den man zum Schmuck der Eröffnungsfeier bestimmt gerechnet, hat abgesagt, er ist in Paris steckengeblieben — bei einer neuen Geliebten. Auch der König von Hidalgien kann nicht

erscheinen, dieser aus einem ernsteren Grunde, weil er noch Schrot in der Wange hat, von einem kürzlich auf ihn verübten Attentat. — Die Tochter des Präsidenten kommt auch nicht zur Eröffnung, weil sie gerade Anfang Mai zu einer besonders interessanten Houseparty geladen ist! — Ach, es ist ein Kreuz!" —

„Und Mr. Präsident?" fragte ich.

„O, der wird die Ausstellung eröffnen!" versicherte mir Olde.

„Famos, ich freue mich sehr, ihn wiederzusehen!"

„Ihn wieder zu sehen?" Olde starrte mich groß an. „Sie werden ihn nicht wiedersehen," erwiderte sie — „er kommt nicht nach St. Napoleon."

„Aber wenn er doch die Ausstellung eröffnet?"

„Er eröffnet die Ausstellung elektrisch, mit einem von Washington aus gegebenen Glockensignal. In Amerika macht man das so."

Dann teilte mir Olde mit, sie habe in einem neuen, speziell für die Ausstellung erbauten Hotel Zimmer für uns gemietet. Schon morgen früh könnten wir übersiedeln.

Das war die allerschönste Neuigkeit. — Entzückt über unsere baldige Befreiung aus dem "Old Plantation" beschlossen wir, uns einen vergnügten Abend zu gönnen. Olde spendierte eine halbe Flasche Cliquot zum Diner — ich lud sie ein, mit mir eine Musikhall zu besuchen, die den bescheidenen Namen "The Olympus" trägt und in der soeben die "van Houten Minstrels", die berühmten schwarzen Sänger, ga=

stieren. Natürlich machte ich mich auf lauter Vollblutneger gefaßt. Als ich die Billette an der Kasse nahm, fragte ich vorsichtig (eines kaum verlöschten grausigen Theaterbrandes eingedenk), ob unsere Plätze sich in der Nähe eines Ausganges befänden. Ja, neben einem Notausgang, der direkt auf die Straße mündet, versicherte man uns. Das beruhigte mich. Da ich aber sehr mißtrauisch bin, rüttelte ich sofort an der Tür, die sich allerdings knapp neben unsern Plätzen befand und auf der in großen Buchstaben "Emergency excit" zu lesen stand. Die Tür war verschlossen. Ich war entrüstet.

„Ich habe diese Plätze eigens deshalb gewählt, um leichter herauszukommen, falls ein Feuer ausbräche!" wendete ich mich an den Jüngling, wollte sagen, den Gentleman, der uns unsere Sitze angewiesen hatte. „Der Ausgang ist verschlossen!"

Er sah mich groß an.

"Oh, is it that as is bothering yer" (Ist's das, was Sie bekümmert?), rief er grinsend — "I'll remember yer when the fire breaks out!" (Ich werde mich Ihrer erinnern, wenn das Feuer ausbricht!) Damit drehte er sich auf dem Absatz um. Aber da er gutmütig und ein Amerikaner war und es mit einer Dame zu tun hatte — so drehte er sich wieder zu mir zurück und sagte:

"Don't worry — it's all right!" (Regen Sie sich nicht auf. 's wird sich alles machen!)

Dieses "don't worry, it's all right!" oder "don't worry, it'll all come right!" ist eine Zauber=

formel, mit der man in Amerika alle Nervositäten und Aufregungen beschwichtigt. — Anfangs irritierte mich die Floskel, ich lehnte mich dagegen auf. Jetzt wirkt sie auf mich wie Brom. Ich habe das Gefühl, mich einer höheren Weisheit zu fügen, meine Schicksalszügel einer kundigeren Hand als der meinen auszuliefern.

"Dont worry!"

Neben all ihrer kolossalen Lebhaftigkeit haben die Amerikcner eine Ruhe im Abwarten der Dinge, die sie zu der unüberwindlichsten Nation machen wird.

Als der Vorhang aufgegangen war, erblickten wir auf der Bühne eine große Anzahl Neger mit sehr wolligem Haar und schönem schwarzen Teint, der durch ihre blendend weißen Leinwandanzüge und lila Krawatten besonders zur Geltung kam. —

„Also wirklich lauter Neger!" Leider stellte es sich sehr bald heraus, daß es fingierte Neger waren. — Die Kunst der Minstrels besteht darin, daß sie bis in die subtilsten Nuancen hinein nicht nur die Stimmen, sondern auch die Gestikulationen, Posen und Mätzchen der „Darkies" nachzuahmen wissen.

Das Publikum geriet außer sich vor Begeisterung über die Darstellung eines alten Schwarzen, der seine Erlebnisse in einem großen Warenhause zum besten gab — ladies department. — Daß die Menschen über die Komik so herzlich lachten, begriff ich; — — daß sie bei den sentimentalen Vorträgen so mitgingen, das befremdete mich angesichts des grassierenden Negerekels sehr.

Die Glanznummer des Programms hieß "The Old Plantation" oder "On the Borders of the Mississippi". Als sich der Vorhang hob, weinte das Publikum. Das Bild war übrigens zauberisch schön. Die ganze Bühne war in eine blaß violette vom Silberdunst des Mondlichts verklärte Dämmerung getaucht, in der dunkle halbnackte Gestalten um die weißen, wie mit Schnee bedeckten Baumwollbüsche irrten. — Halblaut, weich und sehnsüchtig stimmte einer der Darkies "The Swanie River" an, ein paar fielen ein, bald da, bald dort, wie von ungefähr — dann ganz leise wie ein Echo der Kehrreim. Ich habe selten von irgendeinem Theater einen so traumhaft schönen Eindruck empfangen — einen Eindruck, bei dem einem so gänzlich das Bewußtsein von Bühne und Schauspielern abhanden gekommen und man dem Wahn eines schwermütigen poetischen Erlebnisses preisgegeben war.

Was mich in die Wirklichkeit zurückrief, war das laute Aufschluchzen meiner Nachbarin, einer reizenden alten Dame, mit der ich im Laufe des Abends begonnen hatte zu plaudern.

„Der Sezessionskrieg war eine Barbarei," sagte ich leise, die Situation begann mich zu interessieren.

„Über den Krieg und seine geheimsten, nicht durchweg idealen Ursachen wollen wir lieber nicht mehr grübeln. Aber das alte Sklavensystem mußte aufhören, soviel Anheimelndes und Einschmeichelndes es auch für uns hatte, darüber gibt es keine Zweifel," erwiderte sie. „Nicht wegen der

Neger mußte es aufhören — einige wenige Ausnahmen abgerechnet, fühlten sich die in der Sklaverei ganz wohl, — und im Durchschnitt ging's ihnen besser, als vielen weißen Fabrikarbeitern. Das Negerelend war nicht die große Gefahr. Die große Gefahr war, daß die Weißen anfingen, am Neger zugrunde zu gehen. Sie verloren alle Energie, alle Tatkraft dadurch, daß sie sich ihr Leben lang wie die Kinder bedienen ließen. Die Gefügigkeit der Neger wirkte demoralisierend nach jeder Richtung hin — und . . . und es kamen zu viele Mischlinge auf die Welt — mit der Zeit hätte der Neger den Weißen absorbiert!" —

Ins "Old Plantation" zurückgekehrt, streckten wir uns mit der angenehmen Überzeugung, dieses altehrwürdige Gasthaus bald für immer verlassen zu dürfen, auf unsere Betten aus. — Das Linnen war fein wie Batist.

Das Stubenmädchen, dem ich beim Abschied die Wäsche lobte, um doch etwas Freundliches über das Hotel sagen zu können, erwiderte mir, sie freue sich, daß ich das Linnen angenehm gefunden habe. — Mit Leinen würden übrigens nur die Betten für Damen überzogen — Herren bekommen Baumwolle! Amerika! Amerika! —

4. Mai.

Seit drei Tagen sind wir jetzt im Washington. Ich fühle mich zufrieden. Mein altes Leben, Verdruß, Ehrgeiz, Demütigung, Rangstreitigkeiten, alles ist wie

ausgelöscht, oder zeigt sich mir jetzt in so kindischem Licht, daß es mir nur zur Kurzweil dient. Die Welt ist für mich nur mehr ein großes Bilderbuch, in dem ich alle Tage ein neues amüsantes Blatt aufschlage. Das Washington ist sehr gemütlich. Es ist eines der funkelnagelneuen Hotels, die der amerikanische Unternehmungsgeist für die Ausstellung aus der Erde gezaubert hat. Wie ein großmächtiger, von zahlreichen Fenstern durchlöcherter Würfel steht es inmitten einer ansehnlichen Strecke noch unausgebauten Terrains. — Die Architektur ist möglichst einfach, ein flaches Dach, nirgends eine Spur von entstellender Verzierung, die Wände sozusagen glattrasiert, wie die Gesichter der Amerikaner. Inwendig ein freundlicher Flur, rechts und links davon der lange Korridor, der in keinem guten amerikanischen Hotel fehlt, Flur und Korridor mit Marmorfliesen ausgelegt und mit den schwerfälligen, primitiv zurechtgehauenen Lehnstühlen ausgestattet, die man als Mission furniture bezeichnet.

Der Speisesaal ist weiß gestrichen, ebenfalls mit schwarzen und weißen Marmorfliesen gepflastert, mit sehr einfachen Möbeln ausgestattet, aber mit einem großen Reichtum anspruchsloser Frühlingsblumen geschmückt. — Die Kost . . . nun, wie bei Paillard oder im Plaza ißt man hier nicht, aber wenn man sich an die einfachen Speisen hält, wie Roast beef und Roast mutton, Roast lamb, Fisch und Gemüse, so ist das Essen sehr gut und wird sehr appetitlich serviert. Eine große Auswahl in bezug auf kalte Speisen, kalte

Getränke und Früchte gibt es auch! — Die Bedienung — ein seltsames Durcheinander — ein Wiener Oberkellner, der den großen Herrn spielt, St. Napoleon als ein „Nest" bezeichnet und sofort mit jener zutunlichen Servilität, die für Wiener Oberkellner zweiten Ranges charakteristisch ist, ein Gespräch mit uns anknüpft, der „Piccolo", ein geborener Böhme, spricht französisch wie ein Pariser und hat Manieren wie ein Botschaftsattaché — das heißt die denkbar schlechtesten für einen Kellner.

“I'm absolutely at your service, Countess — je vous en prie, Madame, disposez de moi!“ versicherte er mir.

Die einzigen, wirklich tadellosen Mitglieder des Personals sind auch hier die Kanadier.

Wir wohnen in einer sehr hübschen Suite, das heißt, wir haben zwei Schlafzimmer und ein Badezimmer. Mein Schlafzimmer verwandelt sich genau durch dasselbe Kunststück wie in New York tagsüber in einen kleinen Salon. Der Waschapparat mit heißer und kalter Wasserleitung befindet sich in einem daranstoßenden fensterlosen, aber mit elektrischem Licht versehenen Kabinett, und statt der Schränke gibt es ein zweites größeres Kabinett, wo man die Kleider aufhängen kann. Nur für die Wäsche ist ein Zierkasten vorgesehen. Das Zimmer ist reizend, einfach und harmonisch, mit dem eigentümlich sicheren Farbensinn der Amerikaner ausgestattet. Ein dunkelroter Teppich, in den man wie in Moos versinkt, mit dunkelrotem Lack überzogene einflügelige Türen, ein

Erker, dessen Scheiben mit feinem getupftem Mull verschleiert sind, und vor dem man in der Nacht schwere rote Vorhänge zuziehen kann. Die Tapete mit zarten blaßroten Blumen getönt — wenige, aber sehr bequeme Möbel, unter denen nur der obligate Rocker als speziell amerikanisch zu erwähnen bleibt.

Während ich dies schreibe, fällt der Schnee — fällt weiß und dicht, liegt schon einen halben Schuh hoch über der Welt, ohne daß sein spätes Erscheinen irgend jemand in Erstaunen gesetzt hätte. In St. Napoleon kommt das vor, was nicht verhindert, daß wir nächste Woche Frühling haben werden. Zum wenigsten versichern mir's die Leute. —

In meinem Kamin brennt ein lustiges Holzfeuer — soeben bringt einer, der in apfelgrünes Tuch gekleideten Bellboys (in London nennt man sie pages, in Paris Chasseurs) den appetitlichsten Nachmittagstee von der Welt — Muffins, hot toast und vorzügliche Butter und dazu, um mich ganz komfortabel zu machen, eine wehrländische Zeitung. Die wehrländische Zeitung enthielt eine recht ausführliche Schilderung der Hochzeitsfeierlichkeit im königlichen Hause. — Ein wenig kurios ist mir da doch geworden beim Lesen. — Tief ergriffen hat mich die Ansprache des Königs an das Brautpaar. —

Eine Stelle hat sich meinem Gedächtnis eingeprägt. — Ich hebe sie mir in meinem Herzen auf.

„Vor allen Dingen — trotz eurer Jugend, wird es euch beiden bald beschieden sein — andern zu

dienen — für andere zu sorgen. — Möge diese Aufgabe, die schönste, euer ganzes Leben erfüllen, und möge die Liebe zu andern Menschen eure Herzen erwärmen!"

Die Tränen sind mir in die Augen getreten als ich das las. Schönere Worte hat noch nie ein Herrscher zu seinem Kinde gesprochen, als er es aus seinem Haus und Schutz heraus der eigenen Lebensführung preisgab. —

„Andern zu dienen — für andere zu sorgen!"

Nur ein großer Herrscher und ein ganzer Mensch hat die Worte sprechen können. — — Als ich noch in nahen Beziehungen zu dem königlichen Hause stand, hab' ich mich manchmal darüber gewundert, daß unser König neben dem umsichtigen Herrscher, der er ist, noch so viel Zeit findet, „Mensch" zu sein. — Ja, manchesmal sagte ich mir, er verwende zu viel Zeit auf dies Menschentum. — Jetzt denk' ich anders. Ich fühl's, daß gerade auf diesem genialen Menschentum die Macht beruht, die seine Persönlichkeit nicht nur auf seine Umgebung, sondern auf ganz Europa ausübt. —

Er hat begriffen, daß wir in einer Epoche leben, da die Menschen von einem Menschen regiert werden wollen, von einem großen Menschen, mit einer großen Autorität — und einem großen Herzen.

Stärker als je bin ich überzeugt, daß der mich verstehen und mir verzeihen wird, wenn er einmal Zeit findet, mein Buch zu lesen.

5. Mai.

Ein großes Vergnügen! —

Miß Kendleton — die, die mir so glänzend bei der Seekrankheit sekundiert hat, ist hier aufgetaucht — sie ist im Washington abgestiegen, und wir genießen fast jeden Tag irgend ein Plauderstündchen miteinander — dabei aber wird unsere gegenseitige Unabhängigkeit stark respektiert. Auch unten im Speisesaal. Ab und zu laden wir einander zu einem gemeinschaftlichen Essen ein — sie uns oder wir sie . . . sonst essen wir immer separat. —

Sie stellt irgend etwas aus — eine besonders gefärbte Art Wolle, die ihre Erfindung ist. Sie und Olde pflegen endlose Gespräche über die Ausstellung und deren kulturvermittelnde Bedeutung. Miß Kendleton reist noch immer ohne Kammerjungfer.

A propos Kammerjungfer; — es ist mir ganz unmöglich gewesen, mir hier irgend ein solches Möbel aushilfsweise anzuschaffen. So etwas gibt es nicht. Amerikanerinnen dienen überhaupt nicht, und die französischen Zofen, die mit allen zunftmäßigen Geschicklichkeiten aus Paris importiert werden, sind alle in festen Händen. Dazu der gänzliche Mangel an Bedienung. Selbst das Stiefelputzen muß man extra bezahlen. 20 Cents für ein Paar . . . Gebürstet wird nichts, geflickt wird nichts. Man trägt die Kleider, bis sie nicht mehr respektabel sind, dann schickt man sie zum Schneider (to be pressed). Sie kommen allerdings in vorzüglich gereinigtem Zustand zurück, aber das Putzenlassen kostet 6 Dollar. —

Abgesehen von diesem typisch amerikanischen Übelstand ist das Hotel wirklich gut. Nur wird einem zu viel George Washington serviert. — Auf allen Bestecken ist sein Bild eingraviert, auf allen Tellern, allen Briefpapieren abgedruckt, in allen Servietten und Handtüchern ist es eingewebt — und heute, als ich schlaftrunken vor mich hinblinzelte, entdeckte ich George Washington auf meiner Bettdecke — groß und feierlich mit langgezogener Ober- und vorgestreckter Unterlippe lag das historische George Washington-Gesicht mir gerade auf dem Magen.

In den vielen durch die Zeitungen verbreiteten Anpreisungen des Gasthofs wurde besonders und immer wieder der „ganz weißen Bedienung" erwähnt. — In der Tat sieht man nirgends ein schwarzes — oder wie sie hier sagen: ein farbiges Gesicht — nicht einmal ein gelbes. — Selbst die Bellboys sind alle weiß. — Es gibt ihrer zwölf, und man ruft sie nach der Nummer, "one", "two" usw.

Wie man mir sagt, sind viele von ihnen aus gutem Haus. Sie werden in die Hotels gesteckt, um arbeiten zu lernen — und um die Ausstellung zu sehen. Ich stehe mit ihnen auf dem besten Fuß. Manchesmal bringe ich ihnen etwas mit, Obst oder Kuchen. Europäische Hoteljungen dürfte man nicht so verwöhnen, die hier nehmen meine kleinen Gaben in der denkbar nettesten Weise auf. Mein besonderer Freund ist No. eight. Er stammt aus dem Süden, woraus sich sein besonders hübsches Äußere erklärt. Er hat eine gute Haltung, ein gutgeschnittenes brü-

nettes Gesicht und sieht geradezu distinguiert aus. Er putzt mir alle Tage die Kleider, und ich gebe ihm dafür jedesmal einen viertel Dollar, das heißt eine Mark.

Für uns von Weltausstellungen übersättigte Europäer ist es geradezu merkwürdig, mit welcher Spannung man der Ausstellung hier entgegensieht. Die New Yorker verhielten sich ihr gegenüber kalt, ablehnend. In St. Napoleon brennen die Leute vor Begeisterung und Neugierde.

6. Mai.

Heute erlebte ich ein ganz allerliebstes Abenteuer.

Ich hatte Olde versprochen, sie um eine bestimmte Zeit in den Pfahlbauten abzuholen. — Die Pfahlbauten nenne ich den Ausstellungsplatz, der, mit Ausnahme von ein paar schwerfälligen, an den modernen Badeort-Kolonnadenstil erinnernden Prachtstücken, noch nichts Organisches aufweist und mit seinem versumpften Terrain, aus dem hier und dort Sparren und Balken ragen, den Eindruck von einem Stückchen Erde nach kaum verflossener Sintflut macht, auf dem ein paar übriggebliebene Menschen mutig und vergeblich trachten, sich zurecht zu finden.

Olde, deren Musiksaal in einem der mit weißen Kolonnaden geschmückten Paläste gelegen ist, befindet sich im Krieg mit dem wehrländischen Kommissar, der ihr immer alle die Arbeiter wegnimmt, die sie mit ebenso großer Geschicklichkeit anzuwerben, als abzurichten versteht. Ihn dünkt seine Arbeit wichtiger

als die ihre, vielleicht hat er recht. Momentan beschäftigt ihn der Aufbau des sogenannten wehrländischen Hauses, das, sich auf einem das ganze Ausstellungsterrain beherrschenden Hügel erhebend, eine genaue Nachbildung des berühmten Carolinenhorts werden soll.

Die Amerikaner sollen ein echtes europäisches Königsschloß kennen lernen. Ich glaube, das wehrländische Haus wird der Clou der Ausstellung. Obzwar Wehrland nur ein Bestandteil von Deutschland ist, macht es mehr von sich reden, als Deutschland selbst. — Da abgesehen von der äußeren Konstruktion auch das Innere des im Werden begriffenen Palastes genau nach dem Muster des Carolinenhorts recht königlich mit alten Bildern und Wandteppichen, außerdem mit Möbeln ausgestattet werden soll, die der Einrichtung des Carolinenhorts entnommen sind — und die Verantwortlichkeit für alle diese Kleinodien ausschließlich auf den breiten Schultern des wehrländischen Kommissars ruht, ist es kein Wunder, daß das „wehrländische Haus" beunruhigend auf seine Nerven wirkt.

Es ist köstlich anzuhören, wenn Olde und er ihre Meinungsverschiedenheiten austauschen — beide mit musterhafter Höflichkeit. Ihr ist ihr Saal gerade so wichtig wie ihm sein Palast, und sie führt ihre Aufgabe mit erstaunenswerter Energie und Ruhe durch. — Neulich als der Kommissar plötzlich einen Arbeiter wegrufen ließ, der im Begriff stand, einen Wandbehang für sie anzunageln, verlor sie zwar

nicht einen Augenblick die Laune, leistete sich aber eine sehr amüsante Demonstration. Sie nahm Nägel und Hammer zur Hand, stieg auf die Leiter, die der Arbeiter hatte verlassen müssen und nagelte hurtig weiter. Und noch obendrein machte sie es geschickt.

Der Kommissar kam vorbei, lachte und entschuldigte sich. Morgen schickt er ihr den Arbeiter zurück.

Ihr Musiksaal wird entzückend, ganz blau — — vom feinsten Himmel- bis zum düstersten Abgrundblau, — nur die leichtgewölbte, von zarten Stuckaturen überzogene Decke weiß.

Auf dem Weg in die Ausstellung war ich in einen falschen Car gestiegen und befand mich, als er mich abgesetzt hatte, an einem mir ganz fremden Ort. Wieder hätte ich nach einer Droschke rufen mögen — und — zum erstenmal, seitdem ich im Washington wohne, wurde ich auch wieder wütend auf Amerika. Aber das ging vorüber. —

„Auf welchem Wege komme ich am schnellsten zu dem Arts and Crafts (Kunst- und Gewerbe-) Palast?" fragte ich einen Arbeiter, der gerade von der Ausstellung heimkehrte.

„Der kürzeste Weg führt über die Bahntrace," erwiderte er mir — „die mündet in das Herz der Ausstellung."

„Und kommt kein Zug?"

„Vor zwei Stunden nicht, und Sie sind in einer halben drüben, ohne sich zu beeilen."

Das schien mir sehr plausibel, besonders da sich

die Trace über flachen Sand hinstreckte, so daß man jeden Moment dem Zuge, selbst wenn er mir entgegen- oder nachgebraust wäre, hätte ausweichen können.

Plötzlich aber merkte ich, daß die Balken der Trace nicht mehr am Boden lagen — rechts und links ein Abgrund — unter mir eine Wasserlache — über felsigem Geröll. Ich meinte, es sei etwas Vorübergehendes, schritt rüstig vorwärts, war auch anfangs gar nicht schwindlig, da glitt mein Fuß aus und geriet zwischen die Balken. Mein Herz fing an zu klopfen. Ich hatte mich nur unbedeutend verletzt, aber meine ganze Sicherheit verloren. — Wirkliche Gefahr gab es keine, die Trace war über einen Meter breit und die Balken lagen immerhin so nahe aneinander, daß ich unmöglich hätte mit meinem ganzen Körper durchfallen können; — aber ich sah den Abgrund unter meinen Füßen und sah ihn rechts und sah ihn links. Mir schwindelte — nur mit der größten Willensanstrengung konnte ich einen Fuß vor den andern setzen. Mein Angstgefühl steigerte sich bald dermaßen, daß ich überhaupt nicht mehr vom Fleck kam. Ich wendete mich, den Rückzug anzutreten — zu spät. Zurück hatte ich es ebenso weit, wie nach der Ausstellung zu.

In diesem sehr unangenehmen Moment kam mir die abwartende Philosophie, die ich indessen von den Amerikanern gelernt, zustatten. — Ich blieb einfach stehen und spähte aus, ob nicht jemand des Weges käme, mir aus der Not zu helfen. Sehr lange kam

niemand. Schon überlegte ich, ob ich nicht versuchen wollte, auf allen Vieren weiter zu kriechen. Da sah ich ein paar Arbeiter eine parallel laufende Trace entlang von der Ausstellung zurückkehren.

„Gentlemen," rief ich — "will one of you assist me?"

In Amerika heißt jedes männliche Wesen „Gentleman", was noch etwas mehr ist als Herr — nämlich ein Ritter. Anfangs kommt einem das komisch vor, aber wenn man sich's genau überlegt, ist die Bezeichnung nicht unberechtigt. Manieren haben die Amerikaner (engros) überhaupt nicht — infolgedessen auch keine schlechten. Manieren hatten die Ritter, glaube ich, auch nicht. — Aber sie verstanden zwei Dinge — die Frau zu respektieren — und die Gefahr zu verachten. Das verstehen die Amerikaner auch — vom Arbeiter aufwärts bis . . . ja ich weiß nicht recht wohin — denn in der allerhöchsten Sphäre verliert sich hier mitunter die Ritterlichkeit, oder sie bezieht sich nur mehr auf die Lady — nicht mehr auf die Frau. —

„Gentlemen," also rief ich, "will you assist me?"

Sie blieben stehen, sahen mich etwas überrascht an. Als ich ihnen meine Lage erklärt hatte, wandelte sich ihre Überraschung in Teilnahme. — Immerhin schien es ihnen höchst verdrießlich, ihren Weg um meinetwillen unterbrechen zu sollen.

Mir war das Weinen näher als das Lachen.

„Ich bin so schwindlig, daß ich keinen Fuß

vor den andern setzen kann!" entschuldigte ich mich „und drüben in der Ausstellung wartet eine Freundin, die sich um mich ängstigt." Da trat einer aus der Gruppe und, einem Kameraden das Päckchen, das er unter dem Arm trug, übergebend, sprang er zu mir herüber.

Jetzt erst bemerkte ich, daß der Abstand zwischen beiden Bahnspuren kein unbeträchtlicher und der Sprung lebensgefährlich gewesen war. —

„Oh thank you so much — how good of you, I'm so sorry to inconvenience you!" (Danke Ihnen vielmals — wie gut von Ihnen. Bedaure so sehr, Ihnen Ungelegenheiten zu machen!)

"Oh not at all! Don't mention it! (Oh! Gar nicht! Erwähnen Sie's nicht!) Reichen Sie mir die Hand, stützen Sie sich darauf, so fest Sie können — schauen Sie weder rechts noch links, dann werden Sie den Schwindel vergessen — trachten Sie nur richtig auf die Balken zu treten, Sie haben so kleine Füße, daß Sie zwischen den Lücken stecken bleiben können!"

Das sagte er alles mit vertrauenerweckender Sachlichkeit — auch die Bemerkung über meine kleinen Füße klang sachlich, so als ob er mich eigentlich für deren Kleinheit bedauere, weil sie momentan für mich ein Nachteil war.

Mich überkam sofort neben ihm ein Gefühl vollkommener Sicherheit und Geborgenheit, und zwar in dem Maße, daß ich nun Zeit fand, ihn forschend zu betrachten. Er war der schönste Amerikaner, den

ich bis dahin gesehen — der erste wirklich schöne. Nicht nur, wie ich schon erwähnt habe, war er sehr groß, sondern auch gut gewachsen und von edler Gesichtsbildung, das Haar schwarz mit etwas grau vermischt, an Rabenflügel erinnernd, die Haut dagegen abstechend verhältnismäßig weiß, worin sich irische Abkunft verriet — auch die länglichen, grauen schwarzumsäumten Augen waren irländisch, die Nase eher groß, sehr edel im Schnitt, im ganzen Gesicht etwas, was an Bildnisse des jungen Schiller und an einen Adler erinnerte. —

Die Haltung eines Königs — die Hände eines Arbeiters. — Ich fühlte die Schwielen durch meine Handschuhe hindurch. Auch die Kleider, aus vertragener, verstaubter Leinwand, waren die eines Arbeiters. Ich konnte über seine soziale Stellung nicht klar werden. War das vielleicht ein neuer amerikanischer Typus, der sich mir offenbarte? —

Er ging sehr langsam, um mir Zeit zu gönnen, meine Schritte zu setzen und sprach kein Wort. Ich war's, die das Gespräch eröffnete.

„Es tut mir sehr leid, Ihnen so viele Mühe zu machen und Ihnen so viel Zeit zu rauben, ich verwünsche die Menschen, die mich diesen Weg gewiesen haben!“ begann ich.

„Die Menschen hatten auch sehr unrecht!“ erklärte er. „Selbst einem Mann schwindelt hier, wenn er den Weg zum erstenmal geht!“

„Schwindelt Ihnen?“ fragte ich.

„Nein, mir nicht!“ Er lächelte, wobei sich seine

dunkelroten, stark ausgeschweiften Lippen über blendend weißen Zähnen teilten. — Wenn er lächelt, verliert sein Gesicht das Strenge, Scharfe, Adlerartige und wird sehr menschlich.

Ich hatte schon allerhand hinter ihm gesucht — den nach Amerika hinübergespülten jüngeren Sohn eines englischen Herzogs, einen inkognito reisenden spanischen Kronprätendenten (nur sind die, glaube ich, niemals sechs Schuh lang) oder einen verbannten irländischen Parteiführer; aber er sprach mit einem entschieden amerikanischen Akzent. —

"Do you come from the South?" fragte ich ihn.

Er errötete. Es ist immer schmeichelhaft für einen Amerikaner, wenn man ihm zumutet, aus dem Süden zu stammen.

„Leider nein," erwiderte er mir. Dann nach einem kurzen Zögern — "I'm a child of the Bowery!"

Das war so viel, wie wenn mir z. B. sagen wir ein Berliner mitgeteilt hätte, „ich stamme aus der Hasenheide."

Natürlich hätte mir vor einem solchen Berliner, mit dem ich mich ganz allein auf einer über einem Abgrund schwebenden Bahntrace befunden hätte, gegraut. Meine großen Brillantboutons hätten mir in den Ohren gebrannt. Seltsamerweise hatte ich neben meinem amerikanischen Ritter ganz vergessen, daß ich überhaupt etwas Wertvolles an mir hatte. Ich fühlte mich ganz sicher, und doch war weit und breit

niemand, der mich hätte schreien hören können, wenn das Schreien nötig geworden wäre. Nun kommt das Allermerkwürdigste. — Aus der Ferne tönte ein Glockensignal. —

„Erschrecken Sie nicht!" sagte er, „es ist kein Grund dazu!"

„Um Gotteswillen, was gibt's?"

„Nichts, nur . . . ein Zug ist abgelassen worden — und wenn Sie so langsam gehen, so könnte er uns in den Rücken fahren, eh' man Zeit hat, zu bremsen, — aber wenn Sie erlauben, so sind wir in fünf Minuten drüben!"

Eh' ich Zeit gefunden hatte, etwas zu „erlauben", hatte er mich auf die Arme gehoben und trug mich so sicher und leicht, als ob ich ein Kind gewesen wäre.

“Shut your eyes if you feel giddy!” (Schließen Sie die Augen, wenn Ihnen schwindelt!) murmelte er noch. Ich schloß die Augen — aber nicht weil mir schwindlig war, sondern . . . nun ja! ja, ja, ja . . . weil es mich freute, in den Armen dieses schönen starken Menschen mit geschlossenen Augen über einen Abgrund hinüber zu schweben. Mir war's als würde das Pusten des Zuges hinter mir lauter! Mein Herz klopfte, mein Beschützer beschleunigte seinen Schritt. —

„Da!" er setzte mich auf die Füße. Wir waren drüben. Eine Minute später kam der Zug.

Der Fremde war totenblaß geworden.

„Gott sei Dank, daß es vorüber ist! Ich hoffe,

Sie haben es nicht gemerkt, wie nahe Ihnen die Gefahr war!" sagte er.

„Erst als sie vorüber war," murmelte ich, — dann: „Sie waren sehr großmütig — ein anderer hätte mich auf die Füße gestellt, um schneller davonlaufen zu können."

„Meinen Sie? Ich glaube, ein solches Ungeheuer gibt es nicht, besonders nicht in Amerika," erwiderte er kurz. — Er nahm den Hut ab und ging.

Erst stand ich ganz verdutzt da, dann lief ich ihm nach.

„Sie haben mir keine Zeit gegeben, Ihnen zu danken!" rief ich, und reichte ihm die Hand. — "You've saved my life!"

Er blieb stehen und lächelte sein einnehmendes Lächeln, das mir so zu Herzen geht.

„Ich freue mich, daß ich Ihnen nützlich sein konnte!" erklärte er einfach. Wieder nahm er den Hut ab, lächelte noch einmal und ging; aber diesmal schneller als früher. —

Mir wurde so sonderbar zu Mute wie noch nie. Ich fühlte mich gehoben und gedrückt und benommen.

Ich hatte Eile, zu Olde zu gelangen und ihr mein Abenteuer mitzuteilen; aber als ich sie fand, in ihrem abgrundblauen Zimmer an einem Beeksohn-Klavier sitzend, das Adagio aus der Hammersonate spielend — war mir's als lege mir plötzlich jemand eine Hand auf die Lippen — und ich sagte nichts.

8. Mai.

Vor einer Woche lag St. Napoleon unter Schnee gebettet da und heute steht es im vollen Frühlingsschmuck. Die Brunnenkolonnaden-Paläste auf der Ausstellung haben sich erstaunlich vermehrt. Blütenweiß ragen sie aus dem trockengelegten Sumpf. Das wirkt in seiner Art imposant. Freilich wer irgend etwas spezifisch Amerikanisches, Originelles zu finden hofft, ist gründlich betrogen.

Die Ausstellung ist nach den allerbanalsten europäischen Mustern in kolossalen Dimensionen ausgeführt. Der Inhalt in Bezug auf Luxus- und Kunstgegenstände steht auf dem Niveau einer europäischen Provinzausstellung. Es ist auch mehr eine Weltausstellung in der Provinz für die Provinz; in New York wäre sie ganz anders ausgefallen. — So wie sie ist, erfüllt sie ihren Zweck. Die Amerikaner taten recht daran, die Ausstellung nach St. Napoleon zu verlegen — das viel echter amerikanisch ist, als New York, im Mittelpunkt der Vereinigten Staaten liegt und den Durchschnitt der amerikanischen Kultur mit all ihren gesund vorwärtsschreitenden Kräften mit ihren naiven liebenswürdigen Unzulänglichkeiten und Unreifheiten repräsentiert.

New York erinnert an einen Baum, der dank abgefeimter Treibhauskünste zu früh Früchte getragen hat und an dem schon viele Früchte faulen. St. Napoleon an einen Baum in voller unberührter Blüte. Früchte sind noch keine zu sehen — aber man ist fest überzeugt, daß sie noch kommen und

dann so süß, saftig und aromatisch sein werden, wie nur Früchte, die unter Gottes freiem Himmel an der Sonne und nicht in der dumpfen überheizten Luft eines Glashauses gereift sind.

Ich fange an, es lieb zu gewinnen, dieses St. Napoleon, über dessen barbarische Droschkenlosigkeit und andere Mißstände ich bei meiner Ankunft so bitterlich geweint habe. Alle Tage wächst es mir mehr ans Herz. —

Es gilt für alt, weil es schon ein ganzes Jahrhundert aus dem Boden ragt, und für vornehm, weil ursprünglich aristokratische Pflanzerfamilien nach dem Zusammenbruch ihres Reichtums im Sezessionskrieg ihre Zuflucht dort gesucht haben und noch heute hier den Mittelpunkt der Gesellschaft bilden.

Ich muß gestehen, daß ich unter diesen alten Familien wirklich mehr stille, echte, in sich gefestigte Vornehmheit gefunden habe, als in New York. In St. Napoleon ist es Mode, „arm" zu sein. Man prahlt mit den Unzulänglichkeiten seiner Einkünfte, wie in den besten Kreisen des lieben alten Europa. Aber man empfindet sie hier nicht so schmerzlich.

Die Bedürfnisse sind gering, die Lebensformen einfach. Naiver Weise suchte ich anfangs nach altväterischen Vierteln, leider umsonst. Malerisches habe ich in der ganzen Stadt nicht aufzuspüren vermocht. Mit den Nebenstraßen ist's sehr übel bestellt, und es riecht dort ärger nach salziger Fäulnis als in den dumpfsten Pariser Höfen und Londoner Lanes — aber in den Hauptstraßen glänzt alles von Wohl-

habenheit. Die Architektur ist ein wildes Durcheinander verschiedentlicher Stilarten der Baukunst: — gedrungen, dunkel, rohbehauen, mit drohenden Ungeheuern verziert, kauert ein Bankhaus im mexikanischen Tempelstil neben einem fast durchsichtigen Warenhaus. Dann kommt man in stille traurige Gassen, wo noch ein paar Häuser stehen, in die sich die schon erwähnten, ehemals reichen Pflanzer zurückgezogen haben, als sie plötzlich arm geworden waren und ihre Landsitze hatten aufgeben müssen.

Einen enormen Vorteil hat St. Napoleon gegen Washington und New York — es ist nicht exklusiv. Nie habe ich eine Stätte gesehen, in der schönem freiem Menschentum so viel unbehinderter Entwicklungsspielraum geboten wird wie hier.

9. Mai.

Eine sehr hohe Stellung nehmen hier selbstverständlicher Weise die verschiedenen Kommissäre ein. Sie stehen im Mittelpunkt des ganzen kommerziellen und sozialen Betriebs, knapp neben dem Präsidenten — und genießen für die Dauer des "worldsfair" die Stellung von Miniaturbotschaftern. —

Mit dem österreichischen, englischen und wehrländischen sind wir am besten befreundet. Den deutschen Kommissar sieht man kaum. Deutschland verschwindet hinter Wehrland.

Der österreichische und englische Kommissar verstehen sich am besten. Sie sind beide gleich kosmopolitisch — nur daß der Österreicher noch zwei

Sprachen mehr als der Engländer spricht. Beide sind verbindlich und überlegen, betrachten die Ausstellung und das herumwogende Getriebe mit Wohlwollen, aber ohne übertriebene Wichtigkeit. — Ihre wichtigste Aufgabe besteht darin, die Amerikaner in guter Laune zu erhalten, und dem Staate, den sie vertreten, nichts zu vergeben. Überlebensgroß und wuchtig ragt zwischen ihnen der wehrländische Kommissar — ganz Energie und Temperament und durch und durch erfüllt von seiner Aufgabe, die Amerikaner von der wehrländischen Superiorität zu überzeugen. Wo er nicht überzeugen kann, verblüfft er. — Immer unterwegs, immer bei der Hand — immer obenan. Er versteht zu imponieren. — Man weiß manchmal nicht, ob es sich um eine wehrländische oder eine amerikanische Weltausstellung handelt. Er ist überall — Wehrland ist überall. Noch nie haben die Wehrländer und durch Wehrland die Deutschen eine solche Rolle gespielt in Amerika, auch in sozialer Beziehung. Bisher wurden die Deutschamerikaner sozial als minderwertig betrachtet — fast wie die Irländer. — Das ist nun vorbei — und ein reicher deutscher Bierbrauer spielt jetzt neben König Feodor, so nennen wir den Kommissar in St. Napoleon, eine fürstliche Rolle.

Sehr charakteristisch sind die Gefährte, die die drei Herren benützen, um ihre Geschäfte zu besorgen. Der Engländer fährt in einem Dogkart, der ihm selbst gehört und den er selbst lenkt — Wagen, Geschirr, Pferde und der Groom, der, den Rücken gegen

seinen Herrn, mit verschränkten Armen auf der Hinterbank hockt, alles ist gleich präzis, blank, einfach und tadellos. Selbst der Bulldogg, der, sein schwarzes Maul aufgeregt lechzend und aus grünen Augen nach Abenteuern spähend, neben seinem Herrn sitzt, ist patent.

Der Wagen des Österreichers, ganz nach dem Ideal eines Wiener Fiakers, ist abwechselnd ein Coupé und ein offenes Phaeton, gut bespannt, elegant, leicht. Er könnte in den Prater fahren damit.

Und nun König Feodor. Sechsmal des Tags begegnet man ihm in einer hochhängenden Viktoria von herausfordernder Schäbigkeit, auf dem Bock ein Junge, der irgendwie fahren kann, in einem Rock, der nicht für ihn gemacht ist und von dem ihm die Schultern fast bis an den Ellenbogen reichen. Dem Wagen fehlt ein Kotflügel, dem Kutscher mehrere Knöpfe. — Eine herabgekommene Pächterequipage in Ostpreußen ist vornehm dagegen. Aber König Feodor merkt das gar nicht, er will vom Fleck kommen, das ist alles. — Sein auf große Dinge gerichteter Geist sieht an derlei Unwesentlichkeiten vorbei. Sie interessieren ihn nicht.

Das Merkwürdigste aber ist, daß er mit dieser Schäbigkeit weder sich noch Wehrland etwas vergibt. Wie groß muß er sein, daß er sich ein derartiges Hintansetzen aller Äußerlichkeiten erlauben kann. Der Kredit von ganz Wehrland steht hinter ihm. — Er ist unbedingt der Held des Tages. Die Damen schwärmen von ihm, sprechen von ihm als von einem „großen Mann“. Something really big, you know usw. . . . usw. . . .

„Alles recht schön," sagt die kosmopolitische Kolonie, die sich um die Ausstellung herum angesammelt hat. „Alles recht schön! Aber was aus ihm werden soll, wenn er nach Wehrland zurückkommt — das wissen die Götter. Wenn der König nicht abdiziert, so ist kein Platz für ihn!"

Die guten Wehrländer aber schütteln phlegmatisch die Köpfe. „Sobald er den Fuß auf wehrländischen Boden setzt, ist das alles vergessen," sagen sie ruhig. „Er bekommt einen Orden — der rote Hase ist besonders populär — avanciert in seinem Ministerium und arbeitet genau mit derselben Verve und Energie für seinen Allerhöchsten Landesherrn dort wie hier."

Abends.

Ja! 's ist der Mühe wert, zehn Tage lang seekrank gewesen zu sein — es ist fast der Mühe wert, in Ungnade gefallen zu sein, um das zu erleben.

Wir saßen an unserem gewohnten stillen Tischchen in der Ecke des großen Speisesaales, Olde und ich, als ein Kellner uns meldete, ein Herr läßt fragen, ob es ihm gestattet ist, die Damen zu „interviewen".

Ohne die Karte, die der Kellner zufällig mir präsentiert hatte, auch nur anzusehen — es ist mir schon lange recht gleichgültig, zu konstatieren, ob der übliche Fragebogen mir von Green, Black oder White präsentiert wird — hieß ich den Gentleman kommen.

Welche Überraschung.

Der Held, der mich über den Abgrund getragen,

der Arbeiter, der wie ein “roi en rupture” aussieht, war's! — Aber welche Verwandlung! — Diesmal war er auch äußerlich Gentleman vom Kopf bis zu den Füßen.

“Why we are old friends,” rief ich, ihm die Hand entgegenstreckend, aus. — Oldes Brauen schossen noch höher in ihre Stirne hinauf, als sie ohnehin gewöhnlich drin stehen. — „Eine Freundschaft, von der ich nichts weiß,“ schienen diese Brauen zu sagen — und mich machte es plötzlich sehr befangen, ihr meine erste Begegnung mit dem königlichen Fremden verschwiegen zu haben. —

„Es freut mich, daß Sie mich erkennen, Countеß,“ sagte dieser indessen.

„Wenn man die Menschen nicht erkennen sollte, die einem das Leben gerettet haben, dann wär's schlecht um unser Gedächtnis bestellt!“

“Please, please, don't mention it — eine solche Kleinigkeit!“ wehrte er mir, und sofort zu seinem Busineß übergehend, fuhr er fort:

„Mallards Monthly hat mich hergesandt, die üblichen Fragen an Sie zu richten. Mallards beabsichtigen, Ihre „Naivitäten“ unter dem Titel “Astonishments of Princess Uruska” in einer englischen Übersetzung zu bringen. Da Sie das Copyright nicht gesichert haben, so dürfen es Mallards ohne Ihre Autorisation tun. Mallards Monthly hat dann die Absicht, die Übersetzung Ihrer Kritik zu unterbreiten und Ihnen einen Scheck dafür zu Füßen zu legen.

Ich bin von Mallard an Sie entsandt worden, um Material für einen Artikel über Sie zu sammeln!"

Ich hatte ihn gebeten, sich niederzusetzen; er zog sein Notizbuch und sein "fountainpen" hervor, und das Interview begann.

Indessen hatten sich alle Blicke auf ihn gerichtet. Menschen traten in die offene Tür, ihn anzustarren. Ich konnte nicht umhin, mich über das Aufsehen, das er erregte, zu verwundern. Mitten im Verhör zuckte er mit seinen dunklen Brauen und murmelte: "Goodness, this is intolerable." (Das ist unerträglich!) Dann bat er, seinen Platz wechseln zu dürfen, und setzte sich mir gegenüber, den Rücken gegen das Publikum.

Er richtete nicht nur die üblichen Fragen an mich, sondern erkundigte sich, mit fabelhaftem Takt jede Indiskretion vermeidend, nach allerhand Dingen, die ihm wirklich amüsantes Material für seinen Artikel sicherten.

„Ich danke Ihnen für das schöne Vertrauen, das Sie mir gegönnt haben; so ausgerüstet, wird es mir leicht und lieb sein, den Artikel über Sie zu schreiben!" Dann schon im Weggehen, fügte er hinzu: „Wenn Sie erlauben, komme ich einmal vormittags, eine Zeichnung von Ihnen zu entwerfen. — Das Monthly hat mich darum ersucht."

Kaum war er verschwunden, so trat Miß Kendleton auf mich zu.

„Wissen Sie, wer's war, der Sie so lange und so aufmerksam interviewt hat?" fragte sie.

„Nein!“ Mechanisch griff ich nach der Karte, die der Kellner gebracht, und die ich neben meinem Teller hatte liegen lassen. — „R. S. Harrison“, las ich, ohne zu fassen, was ich las.

„Nun ja, R. S. Harrison — Roy Harrison,“ wiederholte meine alte Freundin, „Roy Harrison selbst!“

Mir schwindelte . . . Ich hätte jubeln mögen — aber ich blieb stumm; da ich beim Verlassen des Speisesaals an einem Spiegel vorbeikam, merkte ich, daß ich totenblaß geworden war.

Mai.

Was ist denn in dieser amerikanischen Luft, das einen so lebensfreudig stimmt? —

Es ist nicht, daß sie einen berauscht, nein, sie verjüngt einen. — Man ist wieder achtzehn Jahre alt — man hat noch nie eine Enttäuschung erlebt — man genießt. Alles, Dinge, die man zu Hause mit einem Achselzucken über sich ergehen lassen würde, findet man hier “delightful”, und jede Albernheit, gegen die man stößt, erscheint einem als ein extra vom Schicksal für uns aufgetischter guter Witz. Ist es die wunderbare Empfänglichkeit dieser neuen Nation, deren Flügel noch nicht von der Erfahrung gestutzt sind, die von früh bis abend in der Erwartung angenehmer Überraschungen lebt? Ist es der wundervolle amerikanische Optimismus, an dem ich mich angesteckt habe?

In St. Napoleon glauben alle Bäume, daß sie noch in den Himmel wachsen werden. —

Und dabei, um das Gleichnis direkt aus der hiesigen Natur zu schöpfen, sind die Bäume in St. Napoleon nichts weniger als hoch, sie kommen sich nur so vor, und dann — sie haben noch viel Zeit vor sich zum Wachsen. —

Das ist so wundervoll hier, der freundschaftliche Fuß, auf dem alle Amerikaner mit der Zukunft stehen. Die Zukunft ist für sie ein unerforschtes Land, in dem ungehobene Schätze auf sie warten. Wir Europäer fürchten uns vor der Zukunft. —

Während Olde sich auf der Ausstellung mit ihren Handwerkern beschäftigt, studiere ich die amerikanische Lokalfarbe für meinen nächsten Roman. Ich habe mir nämlich fest vorgenommen, noch einen zweiten zu schreiben. — Ich gehe täglich auf Entdeckungsreisen in der Elektrischen aus und knüpfe da mit den verschiedentlichsten Persönlichkeiten Gespräche an. Neulich geriet ich an einen sonderbaren, schlecht rasierten Kauz, dem die schwarzen Bartstoppeln bis unter den Augen standen und dem die Pfeife, die er vor dem Besteigen des Cars eingesteckt hatte, noch aus der Tasche seines Rockes heraus dampfte. Er sah halb wie ein Räuber, halb wie ein Tagelöhner aus — verriet aber im Laufe des Gesprächs eine fast unheimliche Belesenheit, die sich von Emerson und Ralph Whitman bis zu Carlyle und Goethe erstreckte. Er muß irgendeine Art Schriftsteller sein.

“Come from the old Country?” fragte er, nachdem wir ein Weilchen geplaudert hatten.

Stolz auf das Kompliment, das er meinem Englisch zollte, sagte ich „ja!" — Schließlich ist ganz Europa "old Country!"

„Hm! And kow do you like America!"

Ich sagte ihm alles Freundliche, was ich für diesen Weltteil auf dem Herzen hatte, wobei ich mich bemühte, nur gerade genügend Kritik zu üben, um meine Begeisterung zu würzen.

Er nickte ernsthaft.

„Sie scheinen genau derselben Ansicht zu sein, wie ein englischer Vetter von mir, der hierher zu Besuch kam. — Nachdem er einen Monat bei uns zugebracht hatte, fragte ich ihn, wie ich Sie gefragt habe, was er von uns hielte. Er erwiderte mir: Well, old chap — your attainments don't amount to much but as an effort you are splendid, and as far as resources go — they go further than even you think and you think a lot of yourselves."*) —

10. Mai.

Meine Garderobe befindet sich in einem unbeschreiblichen Zustand, und ich wäre überhaupt in bezug auf meine Bedienung übel dran, wenn mir Nr. 8 nicht mit der Ergebenheit eines Pagen und mit der Geschicklichkeit einer Kammerjungfer in allem an die Hand ginge, was ein männliches Wesen einem weiblichen

*) Ja, alter Junge, was ihr erreicht habt, ist noch gar nicht gar so großartig, aber eure Fähigkeiten sind fabelhaft, und in euch schlummert noch viel, viel mehr, als ihr ahnt, — obwohl ihr sonst ja grade genug von euch selbst überseid.

Wesen anständigerweise an Hilfeleistungen bieten kann. So weit wie manche Amerikanerinnen, die sich von den Bellboys die rückwärts schließenden Taillen zuschnüren oder haken lassen, hab' ich's noch nicht gebracht, hingegen lasse ich mir ganz ruhig die Stiefel von ihm zuknöpfen oder die Halbschuhe anziehen — auch sie ausziehen, wenn ich von meinen täglichen Entdeckungsreisen zurückkehre. Er beweist dabei eine anerkennenswerte Geschicklichkeit und bleibt streng sachlich. Auch in anderer Richtung zeigt er sich mir nützlich. Nicht nur, daß er mir Kleider und Stiefel vorzüglich putzt — er ist auch immer bereit, Kommissionen für mich zu besorgen. Neulich hat er mir eine ganz besondere Überraschung bereitet. Bei meiner Rückkehr von der Ausstellung, wo ich diesmal Olde ganz tapfer geholfen hatte, Möbel herumzurücken, fand ich den dunklen, freilich elektrisch beleuchtbaren Raum, der mir den Garderobekasten ersetzt und in dem sich in letzter Zeit wüste Verwirrungszustände eingeschlichen hatten, aufs pünktlichste aufgeräumt. Als ich mich bei dem Stubenmädchen bedanken wollte, wehrte sie mir ziemlich ungnädig: „ich mische mich nicht in Dinge, die mich nichts angehen — das war einer der Bellboys, der in der Kleiderkammer Ordnung geschaffen hat — Nr. 8." —

Ich war tief gerührt. — Als ich am Nachmittag ausging, brachte ich eine Ananas mit für Nr. 8 — aber Nr. 8 war spurlos verschwunden. — Ich bekam Angst, er könne aus irgendeinem bösen Grunde entlassen worden sein. Darüber aber beruhigte mich

mein zweiter Freund — Alexander Stuart, der Liftboy.

“Oh, he’s allright,” versicherte er mir, „er war nur für einen Monat hier, um auszuhelfen. — Er ist zu seiner Familie zurück!“

Mir war sehr leid — aber Alexander Stuart bekam die Ananas.

11. Mai.

Ganz St. Napoleon, zum mindesten das westliche Viertel (denn im Innern der Stadt gibt es gar keine Vegetation) prangt im Frühlingsschmuck. Vor vierzehn Tagen lag der Schnee einen halben Schuh hoch. Heute blühen Deutzie, Spirea beigelia, Jasmin und Bithosporum übermütig auf den Rasenböschungen, von denen die kleinen braunen Villen aufragen — denn braun sind sie alle, mögen sie sich auch sonst noch so sehr in ihren paradoxen Formen unterscheiden.

Es wird alle Tage wärmer; aber wenn es einmal so heiß wird, daß man glaubt, es nicht mehr aushalten zu können — klatsch — patsch, kommt ein Gewitter und kühlt die Luft; und es kommt immer in der Nacht, so daß es einem kein Vergnügen verderben kann. Früh beim ersten Frühstück, das wir auf dem Zimmer nehmen, sehen wir dann die Landschaft durch einen Vorhang von rieselnden Diamanten — Regentropfen, die die Sonne durchscheint, und ehe man sich’s versieht, ist der Regen vorbei; durch goldene Schleier scheint das Sonnenlicht auf eine hellgrüne, blütendurchwirkte Frühlingsvegetation, in der sich alles wohlig und behaglich dehnt — und alles duftet.

Nur eins vermisse ich, das Vogelgezwitscher, das uns zu Haus so lieblich weckt. Es gibt keine Singvögel in Amerika, nur Spatzen.

„Hm! Ich versichere Ihnen — es gibt Papageien, Paradiesvögel und Kuckucke!“ entgegnete mir soeben Olde, der ich diese Bemerkung laut vorgelesen habe.

Jetzt ist sie fort. Sie hat mächtig zu tun. Übermorgen soll die Ausstellung eröffnet werden.

Ich will auch in die Stadt, Einkäufe machen. Sie kennen mich schon in allen Warenhäusern. Die Ladenmädchen (young ladies) strecken mir lächelnd die Hände entgegen, wenn ich komme. Manchmal bringe ich ihnen Blumen, das freut sie sehr. —

Ich bin wieder achtzehn Jahre alt, ich glaube an Wunder — wenn ich ein Tannenbaum wäre, würde ich grüne Triebe ansetzen.

Abends . . .

Ich bin doch nicht in die Stadt gegangen. — Da ich bereits reisefertig war, brachte mir Nr. 5 eine Visitenkarte. Natürlich dachte ich, daß es sich wieder um die Belästigung durch einen Reporter handelte.

„Bitte, sagen Sie dem Herrn, daß ich keine Zeit habe,“ erwiderte ich ein wenig unwirsch.

Nr. 5, ein langer, grobknochiger Neu-Engländer, machte ein verdutztes Gesicht. —

“But . . . its . . . its Roy Harrison“ murmelte er betreten und zugleich frech und sehr nasal.

„Oh!“ Einen Moment schwankte ich — dann... (ich hatte es ja mit einem Amerikaner zu tun und verfügte über einen Salon — wenn der auch nur ein

verlogenes Schlafzimmer war) — dann ließ ich ihn zu mir heraufbitten. —

Er war gekommen, um mein Porträt zu zeichnen und hatte sein Reißbrett mitgebracht. — Wir machten uns sofort an die Arbeit; erst bat er, eine Skizze von mir zeichnen zu dürfen, so wie ich dagestanden hatte, als er eintrat — im großen Hut und Staubmantel. — Ich habe einen wunderhübschen Staubmantel von Redfern, aus weicher, grauer Seide, mit Kutscherkrägen.

„Merkwürdig, wie gut diese Mäntel mit den kurzen Schulterkrägen sehr schlanken Figuren stehen!" sagte er mitten im Zeichnen. „Sie machen noch schlanker. Leider verführen sie hierdurch alle dicken Damen, dieselbe Tracht anzulegen, und die sehen dadurch nur noch dicker aus."

Ich lachte — er lächelte. — Er lacht fast nie. Ich bin dessen froh. Denn sein Lachen klingt rauh und hölzern — fast möchte ich sagen ungebildet — aber nein, es klingt . . . wie soll ich mich ausdrücken — ungeübt, ungelenk, wie das von Menschen, die freudlos und ohne Heiterkeit viele Jahre das Lachen nur erzwungen haben, um das Schicksal herauszufordern.

Glücklicherweise lacht er, wie gesagt, selten, und sein Lächeln ist bezaubernd; so ein liebes, wohlwollendes, langsames, trauriges Lächeln, bei dem er wunderschöne weiße Zähne zeigt. Seine Lippen sind vielleicht ein wenig zu stark, aber sie sind prachtvoll geschnitten.

Ich möchte nur, daß er sich seine Haare besser

stutzen ließe — aber ich glaube, das käme ihm vor wie eine soziale Prätention. Er betont den Proletarier. Merkwürdigerweise verstärkt das nur meine Sympathie für ihn.

Mit der Mantelskizze war er sehr bald fertig. Im Nu hatte er den Eindruck festgehalten. Jetzt bat er mich, den Hut abzunehmen und mich so bequem hinzusetzen, als ich konnte. „Von Zeit zu Zeit werde ich Sie freilich bitten müssen, so still wie beim Photographen zu bleiben," warnte er mich, „denn wo sich's um das Eingehen in eine Physiognomie handelt, bin ich ein langweiliger, gewissenhafter Pedant; und Sie darf man nicht nur so mir nichts, dir nichts als hübsche Frau hinzeichnen, da käme sofort ein Heleu heraus, und der ist so entsetzlich typisch. — Sie sind nicht typisch. Sie sind rein individuell!"

„Haben Sie viele Heleus gesehen?" fragte ich.

„Zahllose, eine Zeitlang sah man nichts anderes in Paris. Übrigens hab' ich ein paar Monate lang bei ihm studiert. Man hatte mir's dringend angeraten, um mich für die Illustration vorzubereiten. Aber ich hab's nicht lange bei ihm ausgehalten. — Ein hübsches Frauenporträt zu extemporieren, den Schwung eines Federhutes anzudeuten, oder auch die Windungen eines Chignons, das traf ich schon, wie ich vierzehn Jahre alt war, d. h. viel früher als ich lesen und schreiben gelernt hatte."

Meine Augen wuchsen an seinem Gesicht fest.

„Mit vierzehn Jahren!" wiederholte ich, starr vor Staunen.

„Ich war vierundzwanzig, eh' ich lesen lernte!" sagte er ruhig. —

Gerade als ich ihn fragen wollte, wie er unter den Umständen überhaupt dazu gekommen war, kam Olde herein. Sie brachte die traurige Nachricht, daß die Eröffnung der Ausstellung doch wieder verschoben sei; ob, weil das Porträt des Königs von Wehrland noch nicht am rechten Nagel hängt, oder weil die Telephonverbindung zwischen Washington und St. Napoleon unterbrochen ist — oder weil die zum Schmuck der Eröffnung erwartete Geheimratsuniform des wehrländischen Kommissärs nicht hatte pünktlich eintreffen können, wußte sie nicht.

Sie schüttelte Harrison die Hand. Er sagte „Auf Wiedersehen" und ging, nachdem er seine Stifte eingesteckt hatte. Seine Skizze hatte er dagelassen, um sie bei der nächsten Gelegenheit, über die er sich noch telephonisch mit mir auseinandersetzen wollte, zu vollenden.

Ich drehte sie von der Wand weg, gegen die er sie gestellt hatte, und war eigentümlich berührt von dem Anblick. — Es war eine geniale und doch eine tastende, unklare Arbeit.

„Ich kann nicht gerade sagen, daß das Bild Ihnen schmeichelt," bemerkte Olde nachdenklich. „Zum wenigsten Ihrer Schönheit schmeichelt es nicht; aber es schmeichelt Ihrer Seele. — Den Ausdruck, den wundervoll in einem feierlichen Glauben aufgehenden, und von einem tiefen Glück beklommenen Aus=

druck könnten Ihre Züge annehmen, wenn Sie's endlich lernen würden, zu lieben!"

— — —

Roy Harrison hat mein Porträt vollendet. Er behält sich's vor, noch ein zweites zu machen. —

Außerdem haben Mallard & Co. Illustrationen für die "Astonishments" bestellt, große Kartons, einen für jedes Heft. —

Roy kommt fast alle Tage, mich um Rat fragen — manchmal bittet er mich, ihm für eine Figur zu stehen — „nur einen Augenblick". —

Dazwischen erzählt er mir von seinen Plänen — von seinen Unternehmungen.

Im "Worldsfair" stellt er ein nach seinen Zeichnungen gefertigtes Arbeiterhaus und eine Kinderbewahranstalt aus. Er geht alle Tage selbst, nicht nur den Bau inspizieren, sondern nageln und hämmern helfen. Es war auf der Rückkehr von dieser Beschäftigung, daß ich ihn damals auf der Bahntrasse getroffen habe. Nächstens will er uns sein Werk zeigen.

Anfangs genierte es mich ein wenig, wenn er kam und Olde nicht da war. — Jetzt . . . dem Papier kann ich's ja anvertrauen . . . jetzt freu' ich mich, wenn wir allein sind. — Er spricht dann noch freier, noch intensiver, und ich kann doch ganz davon überzeugt sein, daß er mir nicht den Hof machen wird.

Er ist durch und durch ritterlich. Wir sprechen von Humanität, Literatur, Kunst — über alles hat

er seine interessanten persönlichen Ansichten. — Von uns sprechen wir nie.

Ich habe noch nie Gelegenheit gehabt, ihn zu fragen, wieso er mit vierundzwanzig Jahren lesen und schreiben gelernt hat. Schließlich ist es ein heikler Punkt. Wenn er nicht selbst darauf zurückkommt, kann ich ihn nicht fragen, aber ich brenne vor Neugierde. —

14. Mai.

Wie ich schon einmal erwähnt, gibt es noch im Herzen der Stadt, knapp neben dem Negerviertel, stille Straßen mit ernsten, äußerlich unansehnlichen Häusern, in die sich die alten Pflanzerfamilien zurückgezogen haben, als sie ihre lieben alten Heimatstätten verlassen mußten. —

An eines dieser ernsten, unansehnlichen Häuser waren wir empfohlen, d. h. an den Bankier, dem es gehörte. — Er ist achtzig Jahre alt, besitzt viele Millionen, die er nach dem Sezessionskrieg neu verdient, und eine Galerie, die er sehr teuer bezahlt haben mag, und die lauter europäische Bilder zweiten und dritten Ranges enthält. Das Haus ist inwendig ebenso traurig und dunkel wie auswendig, mit einem soliden, spießbürgerlichen Mobiliar aus den sechziger Jahren. — Eine seiner Enkelinnen ist an den Sohn eines englischen Earl verheiratet, sein einziger Enkel (die Söhne sind tot) führt das Bankgeschäft weiter, sieht aus wie ein Prinz und hat eine allerliebste amerikanische Frau aus Florida, die dem alten Herrn das Haus führt. —

In diesem alten Hause mit den engen Treppen, ausschließlich weiblichem Personal und spießbürgerlichem Mobiliar aus den sechziger Jahren, wächst ein Baby auf, dessen Wäsche mit echten Valenciennes besetzt ist. — Amerika! —

Gestern waren wir bei Parkers zu Tisch. —

Das Speisezimmer befand sich im ersten Stockwerk und war mit geradezu puritanischer Schlichtheit möbliert; aber das Essen exquisit, das Service alt Meißen.

Mitten während des Essens hörten wir ein großes Geheul, und aus dem Geheul heraus von melancholischen Waldhörnern markerschütternd vorgetragen den Trauermarsch von Chopin. —

„Ein Negerbegräbnis," sagte gleichgültig Mr. Parker, und fuhr fort, eine Ente zu zerlegen, ohne nur den Kopf zu wenden. —

"Would you like to see?" fragte mich Mrs. Charley, die Schwiegerenkelin, und da ich meine Neugierde nicht unterdrücken konnte, stand ich auf und trat ans Fenster. Es sah auf eine sehr enge, noch viel traurigere Gasse hinaus, als die vordere Front des Hauses, und die enge Gasse war voll Neger, die alle heulten und die Augen verdrehten, während man einen mit vergoldeten Ornamenten buchstäblich überladenen Sarg in den bereitstehenden Leichenwagen schob. Es machte einen sonderbaren und unheimlichen Eindruck. Dazu der Trauermarsch von Chopin!!!

„Die Neger lieben prunkvolle Begräbnisse über

alles, und bei keinem fehlt der Trauermarsch von Chopin," erklärte mir Mrs. Charley.

Das Haus der Parkers grenzt an das Negerviertel. Dort wimmeln die Schwarzen, zusammengestaut. Sie haben ihre Läden, ihre Vergnügungslokale, ihre Kirchen, d. h. ihre Methodistenchapels; alle Neger sind Methodisten. —

Mr. Charley behauptet, man höre sie während des Gottesdienstes über zwei Straßen hinaus heulen, nichts böte ihnen größeren Genuß als die Anfälle von religiöser Epilepsie, in die sie sich unter der Leitung irgendeines schwarzen Kanzelpropheten gegenseitig hineinbegeistern. —

„Rede keinen Unsinn," verwies ihm der alte Herr Parker. Mr. Charley schwieg und lächelte; er hatte offenbar keinen Unsinn geredet, sondern nur eine unleugbare Tatsache etwas kurzweilig ausgedrückt.

„Bedeuten alle diese Übertreibungen nicht, daß die Neger eine sehr warmfühlende Rasse sind, und daß, seitdem sie verstoßen wurden, sie nicht wissen, wohin sie sich mit ihrer Exaltation flüchten sollen?" fragte ich.

„Es steht ihnen ja frei, sich gegenseitig ineinander zu verlieben!" erwähnte Mr. Charley humoristisch.

Der alte Mr. Parker, bei dem sich seine achtzig Jahre hauptsächlich aufs Gehör geworfen haben, so daß er unserm Gespräch nur sprungweise folgen konnte, brummte:

"Let the poor niggers alone (Laß die armen

Teufel in Ruh!) — die Neger waren ausgezeichnet, jetzt sind sie ein öffentliches Ärgernis!" —

„Nonsens, Colonel," mischte sich ein alter Judge (Richter, hier soviel wie Gerichtspräsident), der einzige Tischgast außer uns beiden, ins Gespräch, der ebenso alt, nur bedeutend weniger taub war als der Colonel. Der militärische Titel ist dem Bankier aus dem Sezessionskrieg geblieben. —

„Gut, Colonel, die Sachen konnten nicht weiter so gehen, wie sie vor dem Krieg waren; die Sklaverei war ein Verbrechen gegen die Menschheit!"

„Es ist richtig, daß die Schwarzen hier und da von einem gemeinen Spekulanten schlecht behandelt worden sind," erklärte der Colonel, dann fügte er mit gehobener Stimme, sozusagen mit durchschossenen Lettern, hinzu: "Slavery was essentially an institution for gentlemen (Die Sklaverei ist durchaus eine Einrichtung für anständige Leute); aber immerhin, man hätte ja die Grausamkeit gesetzlichen Strafen unterwerfen können. — Hm — I say, Judge — was für Gesetzte müßte man erfinden, um den Neger gegen die Grausamkeit der unerhörten Verachtung, des unverhüllten Ekels zu schützen, denen Eure große humanitäre Errungenschaft, diese gottverfluchte Emanzipation, sie preisgegeben hat!" Und der alte Colonel wurde plötzlich wieder jung, so jung, daß er seine Manieren vergaß und mit der Faust auf den Tisch schlug. —

„Grandfather wird immer sentimental und

wütend, wenn die Rede auf seine Darkies kommt," flüsterte Mrs. Charley, und der Colonel murmelte:

„Ich hatte sie lieb!"

Mr. Charley zuckte die Achseln. „Sie müssen früher anders gewesen sein!" und sich schüttelnd: „Ich kann mir nicht helfen, Granddad, mir sind sie ein Greuel. Als Haustiere gewöhnen sie sich allerdings die besten Eigenschaften eines Hundes an, die Treue und die Liebe zu Kindern. Aber kaum, daß der Neger die Freiheit erlangt hatte, wurde er sofort wieder ein wildes Tier. Es gibt eine edle Wildheit, der Indianer beweist's; beim Neger keine Spur. Er wurde einfach bösartig, hinterlistig, gemein — ein Gemisch von Schakal und Affe — der Affe herrscht vor — für mich ist der Neger einfach ein Orangutang, der sprechen kann!"

Der Judge, der im Sezessionskrieg Partei für die Neger genommen hatte, lächelte pfiffig. —

„Hm, hm! teilweise hat er recht, Colonel, was?" meinte er. „Es läßt sich nicht leugnen, daß der Neger, der sich sonst alle äußerlichen Gewohnheiten des Weißen so rasch aneignet, sich ganz unfähig zeigt, die sittlichen Ideale unserer Kultur zu begreifen!"

„Mein Gott! Wer verlangt denn sittliche Ideale von einem Neger! Anhänglichkeit verlangt man, das ist alles. — Ich versichere Euch, aus seiner Anhänglichkeit heraus entwickelte er manchmal ein Zartgefühl, eine hingebende Selbstaufopferung, deren Eure ganze weiße Dienerschaft nicht fähig ist," schrie der Colonel. „Sie waren nur Haustiere, die Neger, gut, aber liebe

Haustiere, — warum habt Ihr sie unmöglich gemacht — warum, zum Teufel, habt Ihr's Euch einfallen lassen, ihnen das allgemeine Wahlrecht und ihnen die falsche Idee einer möglichen Gleichheit zu oktroyieren!"

„Das war allerdings ein großer Fehler!" murmelte Mr. Charley.

„Ein Verbrechen war's — gerade als ob Ihr einem Kind von sechs Jahren Dynamitbomben zum Spielen geschenkt hättet!"

Der Judge räusperte sich. — Ehe er noch etwas zur Verteidigung des allgemeinen Wahlrechts für die Neger hätte vorbringen können, hatte Mrs. Charley mir über den Tisch hinüber den fragenden Blick zugeworfen, mit dem eine Hausfrau das Signal zum Aufbruch gibt. Wir zogen uns in das Drawingroom zurück und überließen die Herren ihrem Portwein.

Als wir drei Damen unter uns waren, sagte Mrs. Charley:

„Mir ist sehr leid, daß die Rede auf die Schwarzen gekommen ist. Der Großpapa regt sich da immer so fürchterlich auf. Er hat seine Darkies heiß geliebt, so, wie man seine Hunde und Pferde lieb hat. — Er vermißt sie noch immer auf Schritt und Tritt. Er hat Heimweh nach ihnen. — Denken Sie! Als er von seiner Plantation fort mußte, hatten auch unsere Toten keine gesicherte Heimstätte mehr dort. Mein Großvater hat hier in St. Napoleon eine große Familiengruft bauen lassen, und als er dann die Über-

reste seiner verstorbenen Verwandten hierher überführte — hat er auch die Knochen seiner Niggermammie ausgraben lassen, um sie in der Familiengruft zu bestatten. — Was mich anbelangt, sind mir die Neger einfach gräßlich; Charley hat den Nagel auf den Kopf getroffen, ein Neger ist ein Orangutang, der sprechen kann!" worauf sie einen diskreten Flüsterton anschlug und den Punkt in der Negernatur gründlich zu erörtern begann, den der Judge nur mit zartfühlender Flüchtigkeit gestreift. Wie es scheint, ist die Freude an der bloßen Unanständigkeit — die tierische — von jeder Gemütseite losgelöste Begierde, eine der Grundeigenschaften des Negers. Durch die geringfügigste Erregung geweckt, erscheint sie in einer Dringlichkeit, Gierigkeit, von der der normal veranlagte Weiße keine Ahnung hat. — Gerade diese Eigenschaft ist es, die auf den Durchschnittsamerikaner, dem die Achtung für die Frau noch heute eine Religion bedeutet, so abstoßend wirkt. —

Lachend fügte Mrs. Charley hinzu:

„Wenn's der Neger lernt, sich einem gewissen Grad von sinnlicher Enthaltsamkeit zu fügen, so ist er wie ein Hund, er lernt zimmerrein zu sein aus Angst vor Schlägen. Früher war es die Angst vor tatsächlichen Schlägen, jetzt ist es die Angst vor der Polizei. — Der Neger ist schamlos und ganz und gar amoralisch!"

Da traten die Herren in den Salon. Mrs. Charley legte den Finger warnend auf ihren Mund. Offenbar fürchtete sie, eine Erinnerung an die Nigger=

mammie könnte schlecht auf die Verdauung des alten Colonel wirken.

Als wir kurz darauf das häßliche aber gastfreie Haus verließen, war meine Seele voll Neger. Ich konnte sie mir gar nicht aus dem Sinn schlagen.

Der Judge begleitete uns in der Elektrischen nach Hause. — Als wir den Car verlassen hatten (er hält an der Ecke des Grandarmee-Boulevards 3. Block vom Washington), fragte ich aus meinen Grübeleien heraus:

„Der Neger ist schließlich da. Wie wollen Sie nit ihm fertig werden? Was machen Sie sich für ein Bild von der Stellung, die er in der Zukunft unter Ihnen einnehmen wird?"

„Oh! Er wird bei uns die Stellung einnehmen, ie der Bauer bei Ihnen einnimmt! Der Bauer kann a ein ganz anständiger Mensch sein und als solcher eine Bürgerrechte haben — aber er kann nicht erwarten, ins Schloß eingeladen zu werden!"

Ich sah ihn groß an.

„Sie vergessen, daß es keine hemmende Standesgrenze gibt zwischen dem Bauern und allem, was rstrebenswert ist in Europa. Beständig steigen die Nachkommen von Bauern zu den höchsten Staats- und Kirchenämtern empor, viele unserer Lehrkanzeln ind von Bauernsöhnen besetzt — wie überhaupt der Mittelstand seine Kraft immer wieder aus dem Volk chöpft!"

Er sah mich verschmitzt an.

„Ja, der Mittelstand," murmelte er dann, „aber,

Counteß . . . Sie . . . Sie würden sich doch nie einfallen lassen, irgend jemand aus dem Mittelstand, so einen, den man bei Ihnen drüben bürgerlich nennt, bei sich zu empfangen, zu heiraten?"

„Und warum nicht?" rief ich heftig. — Dann hatten wir das Washington erreicht und trennten uns. —

Ich war sehr nachdenklich geworden. Ich blieb den ganzen Abend nachdenklich. Wenn mich die Bemerkung des Judge auch gleich von Anfang an geärgert hatte, begriff ich doch erst nach und nach die Fülle von Arroganz, die sie enthielt. Der Amerikaner wagte es, dem Neger die Position eines deutschen Bauern anzuweisen — er wagte es, auf unsern Mittelstand herabzusehen, auf den Stand, dem die größten Leuchten unserer Nation, alle großen Gelehrten und fast alle großen Künstler und Dichter entsprossen sind. —

Mein Kopf fing an, sich zu drehen. Ich wußte nicht mehr, was komischer war, der Amerikaner, der eine Parallele zwischen dem Neger und unserm Bauernstand zog, oder der Europäer, der den Adel durch eine so scharfe Grenze von allem unadeligen Bürgerstand scheidet.

Eigentlich ist *die* Grenze in Europa wirklich nicht viel schroffer als die Grenze zwischen den Weißen und Schwarzen in Amerika. — Ein Bürgerlicher, der eine Adelige heiratet, wird nicht gerade mit zwanzig Jahren Zuchthaus bestraft wie in Amerika der Neger, der eine Weiße ehelicht, aber man braucht nur ir-

gendeinen Band des Almanachs von Gotha nachzuschlagen, um festzustellen, wie selten die Verbindungen zwischen Bürgerlichen und Adeligen sind, wie sehr sie gegen unsre Gewohnheiten verstoßen.

Es läßt sich nicht leugnen, daß, nachdem man sich vierzehn Tage lang in St. Napoleon aufgehalten hat, alle unsere sozialen Begriffe wackeln. Man weiß nicht mehr, was absurder ist, die Exklusivität der Europäer, bei denen sich die oberste Schicht hundert Jahre nach der Französischen Revolution noch immer mit Händen und Füßen gegen eine Verbindung mit der Menschenklasse wehrt, der Goethe und Richard Wagner entsprossen sind, oder die Amerikaner, die sich, mögen sie auch aus der Gosse stammen, solange kein Tropfen schwarzen Bluts in ihren Adern fließt, jedem europäischen Mediatisierten ebenbürtig dünken.

Seltsamerweise fing ich nach einem Weilchen an, mich auf die Seite der Amerikaner zu stellen. 's ist was Schönes bei einer Nation, wenn auch der Geringste ihrer Söhne seinen Kopf so hoch hält, daß er nichts über sich anerkennt als die Sterne und den lieben Gott.

15. Mai.

Großer Krawall mit Olde, und zwar infolge eines Briefes von Botho. — Noch vor ganz kurzem wäre die Nachricht, die der Brief enthielt, niederschmetternd für mich gewesen. — Jetzt . . . Botho schreibt:

Liebe verehrte Base!

Vor allem bitte ich Sie, nicht den Mut zu verlieren

— wenn auch leider das, was ich Ihnen heute mitzuteilen habe, nicht so günstig für Sie klingt, als ich möchte.

Der König wurde sofort nach seiner Ankunft in Wehrland, ehe ich noch dazwischentreten konnte, gegen Sie beeinflußt — und jetzt ist er so mit anderen wichtigen und sehr unangenehmen Dingen beschäftigt, daß man ihm nicht zumuten kann, Ihr Buch zu lesen, um sich ein eigenes Urteil zu bilden. So ist es unmöglich, Schritte für Ihre Begnadigung zu tun. — Unter den Umständen wage ich eine Proposition an Sie zu richten, die ich sonst wahrscheinlich noch ziemlich lange hintangehalten hätte: ich wage es . . . Ihnen ein zweites Mal meine Hand anzubieten. — Ich bin gottlob als gut königstreu und als ein anständiger Mensch bekannt. In normalen Zeiten würde meine Verheiratung mit Ihnen nichts bedeuten als — daß ich Sie liebe — jetzt würde sie noch nebenbei bedeuten, daß ich Sie hochschätze, achte und von Ihrer Integrität absolut überzeugt bin.

Bitte nur ein Wort zu kabeln: „Komm!" und ich bin in vierzehn Tagen, mit den nötigen Papieren versehen, in Washington, wo wir uns bei der wehrländischen Gesandtschaft trauen lassen können. — Sie würden zum glücklichsten der Menschen machen Ihren Ihnen nach wie vor gänzlich zu Diensten stehenden

Vetter

Botho Brandow.

Mir wurde grün vor den Augen.

Nicht einen Augenblick unterschätzte ich die Großmut Bothos. — Ich kenne nicht nur seine schroffe Anständigkeit, sondern seinen harten, jeden Makel, der ihn nur streifen könnte — abwehrenden Stolz — ich weiß, wie wichtig ihm seine Stellung — (unbewußt, wie alles Selbstverständliche) immer gewesen ist. —

Und dieser Mann bietet mir, einer diskreditierten Frau, einer Frau, die nicht nur wegen eines naseweisen Buches in Ungnade gefallen ist, sondern der man nebenbei noch allerhand abscheuliche Schmutzereien nachgesagt hat — seine Hand — teilweise aus Liebe — aber hauptsächlich, um der Welt seinen Glauben an sie zu beweisen. —

Mit seinem ganzen sittlichen Vermögen, mit seiner ganzen sozialen Position will er Bürgschaft legen für mich, für meine Anständigkeit und Ehrenhaftigkeit.

Es ist wundervoll — und doch . . .

„Was ist Ihnen denn, Titi?" fragte Olde, die mich indessen besorgt betrachtet hatte und von meinen Gefühlen das eine erraten hatte, daß sie unangenehm und beunruhigend waren. — Statt aller Antwort reichte ich ihr Bothos Brief. Während sie ihn las, fing ihr Gesicht an zu leuchten.

„Titi! Titi! . . . Ein Stern hat sich vom Firmament losgelöst, um Ihnen huldigend zu Füßen zu fallen . . . und Sie machen ein Gesicht, als ob der Stern eine Bombe wäre, vor der Sie Angst haben, daß sie platzen und sie vernichten könnte!"

„Aber s'ist ja auch eine Bombe," erklärte ich weinerlich — „und was nützt mir's, daß sie mit Liebe gefüllt ist, anstatt mit Dynamit. Ich kann diese Liebe nicht brauchen, so gut und edel sie ist. mir bleibt nichts übrig, als das gefährliche Projektil recht vorsichtig aufzuheben und in kaltes Wasser zu stecken, damit es nicht explodiert."

„Was!" rief Olde, im höchsten Maße erbost. „Sie können sich's auch nur einen Augenblick überlegen, ob Sie ihm kabeln oder nicht!"

„Ob ich ihm kable, werd' ich nicht einen Augenblick überlegen — aber was ich kable, werd' ich mir wohl mehrere Augenblicke lang überlegen!"

Olde kochte vor Zorn. — Sie sprang auf, verließ mein Zimmer, nahm ihren Hut und stürzte fort. —

So mußte ich denn mein Kabel ohne ihren wertvollen Rat aufsetzen. — Erst schrieb ich's so, dann so — es war wirklich schwierig, so viel Zartgefühl und Dankbarkeit und einen Korb obendrein in ein Kabeltelegramm zu pressen. —

Endlich, verwirrt und ungeduldig, schrieb ich auf das Formular:

Bitte nicht kommen, Brief unterwegs, tief gerührt
Titi.

Das „tief gerührt" hatte ich mir als einen gefühlvollen Luxus anzufügen gestattet, obzwar es gar nichts Wichtiges bedeutete noch bedeuten durfte.

Dann saß ich noch eine Weile vor dem Formular, starrte es an . . . und dachte über die Situation nach. —

Ich hatte Olde gestanden, mir sei tatsächlich zu Mute, als sei mir eine Bombe vor die Füße gefallen, als ich Bothos Brief durchgelesen hatte, — aber das war nicht das Hauptgefühl.

Mir war zu Mut . . . zu Mut . . . ja, wie war mir denn eigentlich zu Mut? — Als ob jemand mit einer Riesenschere an mich herangeschlichen wäre, um mir die Flügel zu stutzen, die mir in Amerika gewachsen sind . . . Mir sind tatsächlich Flügel gewachsen hier . . . Ach, es ist spät, die Augen fallen mir zu, morgen will ich's weiter schreiben, was mir noch gestern Abend alles passiert ist. —

16. Mai, morgens.

Ich hatte trotz alles Telephonierens, das hier die Stelle des europäischen Klingelns vertritt, niemand in mein Zimmer heraufzuzaubern vermocht, dem ich mein Telegramm hätte anvertrauen können. So begab ich mich an den Elevator, um mich herabsenken zu lassen. Zu meinem Schrecken war kein Liftboy zu sehen. Da die Treppe nur bis zum ersten Stock hinaufreicht, im übrigen außer dem Elevator (Aufzug) nur eine Art eiserner Leiter die unteren mit den oberen Stockwerken verbindet, fühlte ich mich von der Welt abgeschnitten und war äußerst entrüstet über die Unzuverlässigkeit des Personals. Der Liftboy hatte mir übrigens bis dahin noch nie Ursache zur Klage gegeben, war im Gegenteil bis dahin mein besonderer Liebling gewesen. Er ist derselbe Alexander Stuart, der damals die Ananas bekommen hat, ein schlanker,

blonder, achtzehnjähriger Junge, der seine grasgrüne Uniform (das Wort Livree ist, wie schon erwähnt, im Washingtonhotel gestrichen) mit der Grandezza eines Schiffsleutnants trägt, heißt Alexander Stuart — kommt nächstes Jahr auf die Universität und hofft, unter Umständen eine Astor oder Vanderbilt zu heiraten und als Senator und Millionär zu enden. Ich habe schon öfters über diese Dinge mit ihm geplaudert und mich köstlich mit ihm amüsiert.

Da seine beste Eigenschaft eine militärische Pünktlichkeit und Pflichttreue war, konnte ich mir sein Verschwinden nicht erklären. — Ich war um so ratloser, als ich nicht einmal ahnte, wo sich die eiserne Leiter befand. — Da, nachdem ich beiläufig zwanzigmal geklingelt hatte, kam Alexander mit dem Elevator. Sein Gesicht war rot und verschämt, aber seine Augen strahlten.

„Wo waren Sie denn?“ herrschte ich ihn an.

„Ich habe mir die Prinzen angesehen,“ flüsterte er.

„Prinzen!“ wiederholte ich.

„Sie sind soeben angekommen!“ erwiderte er mir.

„Was für Prinzen?“

Worauf er mit einem Stolz, den ich nicht beschreiben kann, erwiderte:

„Allerhand, europäische und chinesische — sie sind zur Eröffnung unserer Ausstellung gekommen.“

Ich sah ihn groß an. Es war etwas so ganz Eigenes um seinen Stolz. Er fühlte sich nicht im

mindesten gedrückt, wie ein europäischer Parvenü durch einen Prinzen, den er dazu bewogen hat, seine Dinereinladung anzunehmen, sondern einfach und naiv gehoben. — Er faßte den Besuch des Prinzen als eine Huldigung für Amerika auf. — Abgesehen davon war ein Prinz für ihn etwas Exotisches und Romantisches, eine Märchenfigur. Für die soziale Institution, die er repräsentierte, fehlte ihm als echtem, noch nicht von Europa abgeschliffenen und korrumpierten Amerikaner jedes Verständnis.

Nun begriff ich, warum das gesetzte und vernünftige Hotel Washington sich urplötzlich in ein Narrenhaus verwandelt hatte. — Unten im Flur bestätigte alles die plötzlich ausgebrochene Verrücktheit. — In allen Türen standen Menschen, und der Flur war mit einem solchen Gewimmel vollgepferdht, daß man nur gerade hindurchkonnte, weil „man" eine Frau war, und für eine Frau immer Platz gemacht wird in Amerika.

Zwischen dem Getümmel wandelten eine Anzahl Chinesen mit sehr vielen goldgestickten Drachen auf ihren dunkelblauen Kimonos und jener allen irdischen Dingen überlegenen Gleichgültigkeit in den Schlitzaugen und in der Haltung, deren nur die Söhne des Himmels fähig sind. — Ich habe mich manchesmal gefragt, warum die Chinesen so viel vornehmer als die Japaner aussehen. Ich glaube, es ist ihre enorme Ruhe und Gleichgültigkeit, die sie im Gegensatz zu den vor Lebhaftigkeit sprühenden Japanern zu geborenen Aristokraten stempelt. — Der Chinese macht

immer den Eindruck, über dem Leben zu stehen — der Japaner steht mitten drin. —

Obzwar man mir freie Bahn gab, schien es momentan ebenso unmöglich, mein Telegramm hier unten anzubringen, als oben in meinem achten Stock. Ratlos sah ich mich um, als ich plötzlich eine sehr europäische Stimme meinen Namen rufen hörte:

„Titi — Titi!"

Was war denn das? Mitten in dem närrischen Menschengewirr — einen neugierigen Blick in den Augen, ein ironisch angehauchtes Wohlwollen auf den lächelnden Lippen, stand eine Gruppe meiner nächsten Anverwandten und Freunde. —

„Du hier?" — „Seit wann bist du in St. Napoleon?" — „Tante Titi! Donnerwetter!"

Derjenige, der das Donnerwetter ausgerufen hatte, war ein sechs Schuh langer, sehr schlanker und bildhübscher Vetter, den ich das letztemal bei einem Hofball in Helmopolis mit glattrasiertem Kinn und dito Wangen in der weißen Gardekürassier-Uniform gesehen. Er hatte sich einen Vollbart wachsen lassen und trug den landläufigen dunkelblauen Jackettanzug. Ich hatte Mühe gehabt, ihn zu erkennen.

Ein Onkel von ihm, eine verschönerte Auflage des Königs von England, streckte mit einer komischen Geste beide Arme aus, um mich ans Herz zu drücken. Seine Schwester, meine liebe Tante Emmy, faßte mich an der Schulter. — Es regnete Handküsse und Umarmungen, diese von zwei Cousinen und einer Tante. — Ich freute mich riesig. —

„Aber wollt ihr denn wirklich noch etwas von mir wissen!“ rief ich und wischte mir die Tränen aus den Augen. — „Von so einem armen, in Ungnade gefallenen Geschöpf!“ —

„Unsinn, Titi — das ist ja alles Mumpitz — das wollen wir schon in Ordnung bringen — übrigens ist dein Buch köstlich. So witzig kann man nicht sein, ohne ein bißchen indiskret zu werden — aber das geht vorbei — du stirbst noch als Obersthofmeisterin!“

„Nie!“ rief ich.

„Ach, wer wird denn immer gleich vom Sterben reden!“ flötete die Fistelstimme meines Vetters Toni Rotheim — eines rothaarigen Kammerherrn mit betont englischem Beigeschmack.

„Na, schließlich, ob wir davon reden oder nicht, früher oder später kommt's doch!“ rief mein Vetter Guido, genannt Mutz, der mit dem Vollbart — dem als dem Allerjüngsten in der Gruppe das Sterben am gleichgültigsten war. —

„Ich will nicht mehr an den Hof — nie mehr — ich hab' euren ganzen europäischen Krempel satt,“ rief ich, halb lachend, halb weinerlich. —

„Renegatin,“ fistulierte der rothaarige Kammerherr.

„Coriolana,“ rief mein Onkel, der dem König von England ähnlich sieht. —

Mein Vetter Mutz zuckte mit den Achseln und murmelte:

„Auch das geht vorbei!“

Ich wollte ihm etwas sehr Witziges erwidern, als

ich plötzlich bemerkte, daß wir die Aufmerksamkeit in ganz unerhörter Weise von den Chinesen abgelenkt hatten. —

„Wollt ihr einen kleinen Moment zu mir hinaufkommen, eine Tasse Tee oder was man uns sonst bei dieser allgemeinen Prinzentollheit liefern wird, nehmen?" fragte ich — „auf die Gefahr hin, ein paar Gedanken mit mir auszutauschen?"

„Wieso auf die Gefahr — dieser Gedankenaustausch scheint mir ein für uns durchaus vorteilhaftes Geschäft," flötete der rothaarige Kammerherr.

„Wer weiß! Die Gefahr besteht darin, daß meine Gedanken zum großen Teil rot-republikanisch geworden sind!"

„Also heißt's Dynamit eintauschen gegen Wurst," rief meine Cousine Dada aus — wobei sie eine Anspielung machte auf die große Gleichgültigkeit ihrer männlichen Umgebung, der größtenteils alles „Wurst" ist.

Wir hatten unterdessen den Elevator erreicht, und mein Freund Alexander beförderte uns hinauf. — Als ich aber mein Zimmer betrat, war dort der Teufel los. — Olde verteidigte unsere Habseligkeiten vehement gegen zwei Hausknechte und den Manager, Mr. Pepper — der uns mit Gewalt exmittieren wollte. —

Er erinnerte uns an unser feierlich und leichtsinnig gegebenes Versprechen, unsere „suite", für die wir allerdings nur 6 Dollar täglich zahlten, sofort zu verlassen, wenn die „Prinzen" gekommen sein würden.

Die Prinzen Wesersloke wären allerdings um einen Tag früher gekommen, als man sie erwartet hatte, so daß man nicht die Möglichkeit gefunden, uns zu rechter Zeit zu avertieren, aber angesichts des uns bewiesenen Entgegenkommens erwarte man von unserer Loyalität . . .

Olde wollte nichts hören von unserer Loyalität. — Sie verteidigte unser Zimmer wie ein Löwe und schimpfte wie ein Rohrspatz.

Als Onkel Ernst Raimund, der Englandkönig, hörte, um was es sich handelte, daß wir beide, nämlich Olde und ich, hinausbefördert werden sollten, um ihm und Guido Platz zu machen, lachte er so, daß das ganze Hotel davon wackelte. — Dann versicherte er mit seiner angeerbten und anerzogenen Ritterlichkeit dem Manager: „Lieber wolle er mit seinem Sohn auf dem Dachgarten des Hotels kampieren — als seiner lieben Nichte die geringste Unbequemlichkeit verursachen," und mit einem strafenden Blick fügte er hinzu: „Er begriffe überhaupt nicht, wie man sich gegen eine Dame so vergessen könne — besonders in Amerika, und gar gegen eine so berühmte Dame wie die Gräfin Tenzin."

Mr. Pepper schrumpfte ein wie ein Luftballon, den man mit einer Stopfnadel angestochen hat, die beiden Hausknechte und das Stubenmädchen zauberten die Ordnung so rasch wieder zurecht, als sie die Unordnung geschaffen hatten. Im Handumdrehen hingen sie die Kleider in den erwähnten Verschlag und legten Bücher, Briefmappe und Photos an ihre alten Plätze.

Nach einer rasch prüfenden Übersicht konstatierte ich, daß nichts zu meiner gewohnten Behaglichkeit fehlte, als ein großer Strauß Gardenien. Aber auch den fand ein besonders betriebsamer Hausknecht, und zwar nach gründlichen Inspektionen im Müllkasten, wohin das Stubenmädchen ihn etwas heftig deponiert hatte. Ich war wütend über die Zofe und sagte ihr's ausführlich. Sie entgegnete mir:

„Es sei überhaupt nicht ihre Pflicht gewesen, sich meiner Übersiedelung anzunehmen, da ihre Arbeitszeit sich nur bis vier Uhr erstrecke — und jetzt sei es fünf!"

Ich war so erbost, daß ich ihr entgegnete:

„Sie sollten einen englischen Herzog heiraten — die haben manchmal eine Vorliebe für Stubenmädchen."

„Das hör' ich allgemein," erwiderte sie — und damit stolzierte sie hinaus — allem Anschein nach hat sie meine ironische Bemerkung als einen guten Rat aufgefaßt. —

Meine Verwandtschaft wollte sich schieflachen darüber.

„Was wollt ihr," bemerkte ich mit der ganzen Überlegenheit der Erfahrung, „das ist Amerika!"

Dann schleppten die Herren auch noch die Sitzmöbel aus Oldes Zimmer zu mir herein — und bald saßen wir gemütlich um die Erfrischungen herum, die meine grünen Freunde, die Bellboys, uns brachten. Wir schnatterten lustig durcheinander — ich er-

klärte meinen Verwandten Amerika — als einer der Bellboys nach leisem Klopfen meldete:

„Mr. Harrison fragt, ob die Countess ihn empfangen kann?" —

Die Countess war entzückt. — Er erschien, seine Mappe unter dem Arm. —

Als er aber die zahlreiche, bei mir versammelte Gesellschaft erblickte, rief er:

„Beg pardon — ich wollte Ihnen nur meine neuesten Zeichnungen zu den Astonishments vorlegen!"

„Aber bitte — bleiben Sie doch. — Sie machen uns allen das größte Vergnügen!"

Er aber gab vor, keine Zeit zu haben und verschwand, die Mappe auf meinen dringenden Wunsch zurücklassend, nachdem er versprochen hatte, wiederzukommen. —

Als er fort war, fragte mich Tante Emmy:

„Wer war denn der bildschöne Mensch?"

„Roy Harrison!"

„Der Harrison! Der berühmte Harrison — der die wundervollen Zeichnungen für Mallards Weekly macht?" rief meine Cousine Dada aus. —

„Ja — derselbe — er hat mein Porträt für Mallards gezeichnet. Jetzt entwirft er die Illustrationen für meine Naivetäten — in der Übersetzung heißen sie Astonishments. Da hab' ich natürlich allerhand zu besprechen mit ihm —"

„Oh, du Glückliche! Er sieht aus wie ein Märchenkönig," rief Dada. — „Ich wollt, i ch hätt'

ein Buch geschrieben, das er illustrieren wollte! Halt dein Herz fest mit beiden Händen!"

Und Onkel Ernst Raimund rief lachend:

„Den Teufel noch einmal! Wenn ich eine Frau wär', mit dem ging ich durch!" —

„Und ich!" Dada faltete die Hände komisch feierlich. „Wenn er mich wollte — wäre ich imstande, ihn zu heiraten!"

„Du, Dada!" rief mein Vetter Mutz mit karikiertem Entsetzen; „du wolltest ja immer nur einen Regierenden heiraten; ein simpler Mediatisierter war dir nicht gut genug!"

„Ach, für Amerikaner macht man eine Ausnahme," erwiderte sie übermütig. . . .

Jetzt sind sie fort. —

Mir klingen die Worte meiner Cousine Dada im Ohr.

„Ach, für Amerikaner macht man eine Ausnahme."

Soeben steckte Olde den Kopf zur Türe herein — nach dreimaligem einleitendem Räuspern fragte sie:

„Hm! Hm! . . . Titichen . . . haben Sie schon Ihrem Vetter geschrieben?"

„Ach, lassen Sie mich in Frieden!"

Sie ist verschwunden. . . .

. . . Es ist ein Uhr morgens.

16. Mai.

Habe tief in den Tag hinein geschlafen.

Es war halb zehn, als ich aufwachte. Olde war schon fort. Auf dem Tisch inmitten meines Zimmers hatte Sie einen Zettel an mich deponiert:

„Liebe Titi! Schlagen Sie meinetwegen den Freier aus — aber bewahren Sie den Freund.“ —

Olde hat recht. Eine solche Freundschaft setzt man nicht aufs Spiel.

Ich kann mir gar keine Existenz denken, ohne diese Freundschaft, ohne Botho ... Nur ... nur! Muß es denn jetzt schon sein? — Abgesehen von allem ... kann ich das Opfer nicht von ihm annehmen. — Ehe ich rehabilitiert bin, darf ich seinen Namen nicht tragen.

Abend desselben Tages.

Das ist mir aber eine schöne Geschichte. — Da such' und such' ich den Brief, den ich an Botho geschrieben und adressiert habe, den ich aber nach reiflicher Überlegung dann wieder nicht abschicken wollte — und kann ihn nicht finden. — Als ich dann schließlich das Stubenmädchen frage, ob sie besagten Brief nicht gesehen, knixt sie grinsend und sagt: „O, ja.“ — Sie hatte einen der Bellboys damit betraut, ihn aufzugeben. —

Fatal. — Ich weiß gar nicht mehr genau, was drin stand, nicht, ob er zu warm oder zu kalt war. — Manchmal fürchte ich das, ein andermal jenes. Die Sache kam so:

Als ich mir dessen gründlich bewußt geworden war, daß für mich eine Existenz ohne Bothos Freundschaft unerträglich wäre, setzte ich mich energisch vor mein Tintenfaß an den kleinen, mahagoniroten Tisch, der das einzige schreibtischartige Möbel in meinem

Zimmer ist (die Amerikanerinnen schreiben alle unten im Ladies writing room), und begann meinen Brief an Botho. — Er mißlang völlig. Als ich ihn durchlas, um die Kommas einzufügen, die ich beim ersten Entwurf immer vergesse — erschien er mir so abweisend fremd und kalt, daß ich darüber erschrak. Der Zwinger für seine lahmen Pferde stand mir plötzlich vor Augen. Wie damals, als ich ihn auf diesem Beweis von unsinniger Herzensgüte ertappte, wandelte mich plötzlich eine Neigung an, mich an ihn zu schmiegen, mich blindlings seinem großmütigen Schutz auszuliefern . . . mir flossen die Tränen über die Wangen . . . Das verschaffte mir Erleichterung — ich wurde wieder vernünftig. — Ich sagte mir, daß ich Haltung bewahren müsse. Da ich mich im Grunde genommen nicht definitiv verpflichten wollte, blieb nichts anderes übrig, als weiter zu „lavieren"; — einen Brief zu schreiben, der seine Freundschaft warm erhielt — seine Werbung in die Ferne rückte. —

Noch einmal nahm ich die Feder zur Hand; ich fing fünf verschiedene Briefbogen an, aber es kam nichts Gescheites zustande. Schon wollte ich die Feder weglegen, als mich eine, wie mich damals dünkte, geniale Inspiration anwandelte. Ich nahm den Brief zur Hand — und . . . übersetzte ihn aus dur in moll — d. h. ich verwandelte das ursprüngliche etwas steife Sie in ein herzliches Du. —

So klang der Brief ausgezeichnet. Ich wußte, daß er Botho Freude machen würde, kuvertierte ihn,

schrieb die Adresse, als mir Roy Harrison gemeldet wurde. — Da legte ich den Brief weg und vergaß ihn.

Roy zeichnete mein Porträt — das für Mallard. — Er arbeitete mit intensiver Aufmerksamkeit, ohne ein Wort zu sprechen. Ich verlangte auch gar keine Konversation, fühlte mich unendlich wohl, wie eingehüllt in liebevolles Schweigen. Da erschien Dada, betrachtete seine Zeichnung, geriet in Entzücken darüber, setzte sich zu uns, rauchte eine Zigarette nach der andern und flirtete fürchterlich mit Roy.

Ich hätte sie in Stücke reißen mögen, nicht wegen des Flirts. Ich merkte gleich, daß dabei nichts herauskam — aber wegen der Störung. —

Sie hatte uns aus dem Himmel, in den wir uns beide schweigend von Erde und Menschen weggeträumt, wieder ganz in die alltägliche Wirklichkeit heruntergezogen.

Das ärgerte mich. Ihn ärgerte es auch und verscheuchte ihn. Nachdem er eine kleine Weile Dadas Liebenswürdigkeiten mit passiver Höflichkeit hatte über sich ergehen lassen, kritzelte er noch der Form halber an irgend etwas Unwesentlichem in dem Porträt herum — sagte: „there that 'll do," und verabschiedete sich, wobei er das Porträt zurückließ, um es, da es ja ein ziemlich großes Format hatte, von seinem Diener („my man" nannte er ihn) abholen zu lassen. —

Gleich darauf erschien meine ganze Verwandtschaft, um mich zu dem Frühstück beim wehrländischen Kommissär abzuholen. Es gab einen fürchterlichen

Wirrwarr, über den ich völlig meinen Botho-Brief vergaß. —

Das Lunch dauerte zwei Stunden. Ich saß neben einem katholischen Bischof, der mich mit echt amerikanischem Mißtrauen nach der Genealogie meiner Anverwandten ausfragte. — Als ich ihm mitteilte, daß die alle ihre Stammbäume lückenlos bis zu den Merowingern nachweisen konnten — wo sie sich dann im Nebel der Zeit verwischten — machte er ein kluges Gesicht und sagte:

„Ja, ja, das sieht man gleich — die Abstammung macht doch unendlich viel!" —

Ich erwiderte ihm ungeduldig:

„So! Finden Sie wirklich fünfzig Generationen nötig, um einen anständigen Menschen herzustellen — ich dachte immer, die andern Amerikaner wollten die Welt lehren, wie man's schneller macht!"

Da fiel mir Botho ein — und mein Brief. — Ich wußte es plötzlich ganz genau, daß ich den Brief, den Du-Brief, nicht schicken durfte — ich war wie auf Nadeln. Das Frühstück nahm kein Ende. —

Als ich ins Washington zurückkam, war der Brief auf der Post.

Du lieber Gott! —

17. Mai.

Die Ausstellung ist endlich eröffnet worden. Es war alles sehr schön. Die drei Kanonenschüsse wirkten feierlich. Präsident Johnson hielt eine schwungvolle Rede, in der sehr viel von der Verbrüderung aller

Nationen in einem universellen Kulturfortschritt die Rede war. Knapp darauf kam der wehrländische Kommissär und sagte etwas im Namen seines Königs, in dem auch von Verbrüderung und Kulturfortschritt erwähnt wurde. — Er sprach mit großem Feuer, alles schrie Hoch.

Dann wurde der Starbanner gespielt — gleich darauf kam Yankee Doodle. Die Amerikaner haben eine ganz eigene Art, das Yankee Doodle zu spielen, so rasch, daß man der Melodie nicht folgen kann, es klingt, als ob ein Kobold den Lachkrampf hätte. —

Hiermit war die Ausstellung eröffnet. Das Publikum strömte durch die Pforte und ergoß sich, von mitgebrachter Begeisterung betäubt, durch die großen, weißen Säle, in denen bei vielen der elementarste Bretterfußboden noch nicht gelegt war — und die Kisten noch uneröffnet an den Wänden standen. —

Sie hatten sich vielleicht eine Ausstellung anders vorgestellt — aber sie waren viel zu benommen von dem großartigen Eröffnungstakt, um sich darüber klarzuwerden.

Beim Hinausgehen hörte ich sie alle sagen: "How charming!" Und „We've had a sweet time!"

— — — — —

Meine Stimmung ist recht seltsam. — Natürlich freu ich mich, meine Verwandten wiederzusehen, freu mich an der Liebenswürdigkeit, mit der sie mir begegnen, an der Herzlichkeit, mit der sie über meine Witze lachen. Ich fühl mich wohl zwischen ihnen. Und doch —kaum tret ich aus ihrem Kreis, so werde ich mir

dessen bewußt, wie weit ich mich in den letzten paar Monaten von ihren Anschauungen entfernt habe. — Ich komme mir vor, wie ein in einem schönen vergoldeten Käfig aufgezogener Vogel, den man plötzlich aus dem Käfig gewiesen hätte — dem Käfig mit all seinen Bequemlichkeiten und Beschränkungen. Und anfangs ist dem Vogel recht übel zumute gewesen und er ist ängstlich hin und her gehüpft und hat nicht gewußt, wo er sich sein bißchen gewohntes Futter und Behagen herholen soll, plötzlich aber hat er gemerkt, daß er fliegen kann, daß ihm nicht nur die ganze Welt offen steht, sondern der ganze Himmel. —

Ich bin wie der Vogel. —

Wenn ich an die Zeit zurückdenke, in der ich peinlich stolz darauf war, ja es als mit zu meinen Standesprivilegien gehörend betrachtete, daß ich mich von der „Welt", der weiten Welt, die ich jetzt kennen gelernt habe, fernhalten sollte. Eine Zeit, in der ich einen Menschen wie Roy Harrison vielleicht aus Neugier, als Kuriosum, an mich herangezogen hätte — in der es mir aber nie eingefallen wäre, ihn als Freund zu betrachten.

Als Freund . . .

19. Mai.

Der Eröffnung der Ausstellung folgen fast täglich Eröffnungen einzelner Abteilungen derselben. — Das Publikum wird beständig in Atem und Spannung gehalten. — Gestern ist das wehrländische Haus eröffnet worden. Davon, wie die Innenausstattung aus-

gefallen ist, konnte ich mir keinen Begriff machen, das Gedränge war zu groß. Ich hatte den Eindruck, als ob die Menschen alle zwei Stock hoch um mich herumständen. — Das war eine Illusion — sie krochen einander nur mitunter über die Schultern, wenn es galt, irgend etwas Besonderes zu sehen, wie zum Beispiel meinen Onkel Raimund.

Da sich das Gerücht meiner Verwandtschaft mit diesem "exalted personnage" (hohe Persönlichkeit) verbreitet hatte, wurde ich unaufhörlich um seinetwillen mit Bitten behelligt. Jeder wollte sich ihm vorstellen lassen. — Ich gab vor, das sei gegen das wehrländische Hofzeremoniell. — Man müßte erst eine schriftliche Eingabe an die entsprechenden Behörden machen. —

„Oh, really, of course, I forgot . . . to be sure!“ erhielt ich zur Antwort. Sie taten sofort, als ob sie in alle Schattierungen der Hofkunst eingeweiht gewesen wären. — Dadurch ersparte ich Onkel Raimund viele Zudringlichkeiten. Er lachte unbändig, als ich ihm beim Diner abends meinen Kniff mitteilte. Dann aber meinte er gutmütig: „Es wäre gar nicht notwendig gewesen, ihn so umständlich verlogen gegen das Interesse der Amerikaner zu schützen. — Eigentlich rühre und freue es ihn.“ —

Ich entschuldigte mich und versprach, ihn ein anderes Mal den Huldigungen von St. Napoleon rücksichtslos auszuliefern. —

Das solle ich nur tun, meinte er. — Er versteht es unglaublich, sich beliebt zu machen. Jedem weiß

er ein Schnipschen Liebenswürdigkeit zu verabreichen, dem gibt er das verlangte Autogramm, jenem sagt er etwas Freundliches über Amerika, dem Dritten lächelt er nur aus einer Gruppe ihn umringender Verehrer gutmütig zu — mit dem Lächeln, das so viel sagen will, als: „Wart' nur, bis ich ein wenig freier bin, dann kommst du dran;" und wenn er ganz besonders liebenswürdig ist, ladet er die Menschen nach Finkenburg ein. —

Auf einem der außerordentlich vergnügten Diners, zu dem er uns beide auch gebeten hatte, versank er heute mitten in der animiertesten Konversation, bei der wir uns alle gegenseitig unsere amerikanischen Beobachtungen zuschnatterten, in tiefes Schweigen. —

„Ist dir nicht wohl?" fragte Tante Emmy besorgt. —

„Bewahre, bin gesund wie ein Fisch," rief er — „ich habe nur in Bausch und Bogen zusammenzuzählen getrachtet, wie viele Menschen ich bereits nach Finkenburg eingeladen habe . . . bis jetzt dürften es so dreihundert sein!"

„Du irrst dich, Onkel," entgegnete Mutz ernsthaft, „ . . . du irrst dich wenigstens um eine Null . . ."

Mein Onkel kraute sich humoristisch hinterm Ohr.

„Na, wenn die wirklich alle kommen! — Der Stolpe wird sich freuen!" Stolpe ist nämlich der Haushofmeister. —

20. Mai.

Mein Kopf schmerzt mich — mein Körper ist schwer — ich fühl' ihn wie eine Last. — Ich bin mir selbst im Wege. —

Roy Harrison seh ich gar nicht mehr. Nachdem er bei unsern letzten zwei Sitzungen jedesmal durch meine Cousine gestört worden ist, bleibt er aus. —

Die Luft von St. Napoleon fängt doch an sehr drückend zu werden. —

21. Mai.

Das war heute wieder eine Aufregung. — Der chinesische Hauptprinz gab eine Soiree im Washington. 1200 Menschen waren geladen — 4000 erschienen. — Mein Onkel Raimund stand mit den goldbestickten Chinesen unter einem Baldachin — auch Tante Emmy war diese Ehre zuteil geworden. Dada, Mutz, mein Vetter Louis und der rothaarige Kämmerer zirkulierten mit mir und Olde im Publikum. —

Natürlich zirkulierten wir nicht als schwerfällig kompakte Masse, sondern benahmen uns wie Quecksilber. Wir zerteilten uns bei dem geringfügigsten Anlaß und flossen dann wieder zusammen. Am öftesten löste ich mich von der Gruppe. Ich hatte so viele Bekannte, die ich begrüßen wollte, oder die sich auf mich stürzten.

Auch trachtete ich, hilfreich einzuspringen, wenn sich's darum handelte, jemandem aus einer Verlegenheit zu helfen. — Da war ein armer, sehr schäbiger

Journalist, der für die Napoleon-Times einen Artikel über den Abend zusammenhexen und genau alle anwesenden exotischen Berühmtheiten und Vornehmheiten, sowie die anwesenden großen Damen von St. Napoleon erwähnen sollte. — Er kannte niemand und schien hilflos. —

Ich nannte ihm die Namen aller Prinzen und auch die aller Schönheiten von St. Napoleon, soweit ich sie wußte. Er war mir unendlich dankbar. —

Als wir uns dann später zum Büfett durchzudrängen versuchten — kam er auf mich zu und sagte:

„Sie waren sehr nett zu mir — jetzt möchte ich nett zu Ihnen sein — was kann ich Ihnen bringen? — Huhn oder Hummer, Limonade oder Champagner?"

Sein Frack glänzte von weitem, und sein weißes Vorhemd war Kautschuk — aber seine Manieren waren gut. — Mein Vetter Mutz hätte ein paar hilflos in dem Menschengewirr herumtappenden Damen seine Dienste nicht schlichter und unbefangener anbieten können.

Mutz stellte sich ihm vor: Prinz Weserslohe. Der Journalist nahm das sehr ruhig auf. Es freute ihn, ohne ihn einzuschüchtern. — Dann teilten sich der Journalist und Mutz in die angenehme, aber anstrengende Beschäftigung, uns mit Leckerbissen und Champagner zu versorgen. — Die Leckerbissen waren ziemlich primitiver Natur, der Champagner hingegen ausgezeichnet — nur zu herb für meinen Geschmack.

Mutz und der Journalist vertrugen sich sehr gut.

— Als ihre gemeinschaftliche Tätigkeit erledigt war, standen sie noch lange zusammen plaudernd in einer Ecke.

Die Gesellschaft bot ein merkwürdiges Bild. — Zwischen vielen Menschen, die sich auf jedem europäischen Rout gut ausgenommen hätten, waren Männer in Loden, Männer in schottischem Tweed, Männer im blauen Jackettanzug, Frauen in weißen Blusen mit dem Panama, Frauen in eleganten Promenadenanzügen mit dem Federhut auf dem Kopf.

Wir waren noch alle um das Büfett beschäftigt, als ich meinen alten Freund Nr. 8 erblickte. — Er war im Frack, sah bildhübsch aus und kam auf mich zu, um mir einen leergegessenen Teller abzunehmen — den ich in der Hand hielt.

„Oh, Nr. 8," begrüßte ich ihn freundlich — „Sind Sie ins Hotel zurückgekehrt? — Wie's scheint, sind Sie zum Kellner avanciert!"

Er schüttelte lachend den Kopf.

„O nein," sagte er — „wir sind nur eingeladen hier — mein Vater hat Petroleumquellen entdeckt — in Kansas. — Im Herbst soll ich nach Yale."

Yale ist die besonders „exklusive" Universität.

Mein Gott! Wenn ich einen angehenden wehrländischen Universitätsstudenten für einen Kellner gehalten hätte. Nie hätt' er mir's verziehen. Nr. 8 nahm's nicht einmal übel. — Er fragte nur, ob er mir seine Mutter vorstellen dürfe. Die Mutter war eine charmante Frau, Anfang der vierzig mit superber Figur und schlichter, vornehmer Toilette. Wir

reichten einander die Hände — ich sagte etwas Freundliches über ihren Jungen. —

Sie meinte:

„Bobby hat mir viel von Ihnen erzählt. Er ist Ihnen blind ergeben — ich glaube, er ist unendlich stolz darauf, daß er Ihnen hat die Stiefel putzen dürfen." —

Es fiel ihr gar nicht ein, seine untergeordnete Tätigkeit zu verleugnen. Darauf erzählte ich ihr, wie nett und präzis Nr. 8, wollte sagen Bobby, in meinem Kleiderkämmerchen Ordnung gemacht — und wie ich mich darüber gewundert hätte, daß er sich in Damenangelegenheiten so gut auskenne. — Sie erwiderte, das habe seine eigene Bewandtnis. Bobby sei nämlich in einer Boardingschool gewesen, wo Mädchen und Knaben gemeinschaftlich erzogen würden, und dort herrschte die Sitte, daß jede junge Dame ihren Cavaliere servente habe, der ihr ihre Schränke aufräumte, wenn sie's verlangte, ihr bei ihren lateinischen Übersetzungen half, und ihre Kleider und Stiefel putzte. —

Ich machte große Augen. Diese Ausgestaltung des Koedukationssystems, dessen Einführung letzter Zeit auch bei uns in Wehrland angestrebt wird, war mir neu. —

„Mein Junge war sehr beliebt in Knotting (so hieß das Boardingschool). Er findet immer wieder Freundinnen aus der Schulzeit — da, sehen Sie!" Mit einer diskreten Kopfwendung deutete sie auf Nr. 8, der, unbefangen, strahlend-freundlich zwischen

zwei jungen Damen stand, die in St. Napoleon zur ersten Gesellschaft gehörten.

Da erblickte ich Roy Harrison. Mit einem: „Es hat mich sehr gefreut, Sie kennen zu lernen," verabschiedete ich mich von Mrs. Wentworth (Mutter von Nr. 8), und mich geschickt in das Gedränge schiebend, gelang es mir wie zufällig gegen Roy anzurempeln.

„Sie hier?" rief ich, die äußerste Überraschung fingierend — „ich dachte, Sie machten sich nichts aus großen Gesellschaften!"

"I'm here on duty" (Ich bin hier aus professionellen Gründen), erwiderte er mir und deutete auf sein Skizzenbuch. —

„Könnten Sie mir nicht zeigen, was Sie gemacht haben," fragte ich.

„Nicht hier!" erwiderte er.

„Nun, so besuchen Sie mich morgen vormittag und bringen Sie das Buch!"

„Morgen hab' ich leider keine Zeit!"

„Nun, so kommen Sie jetzt mit mir in den Korridor — ich ersticke ohnehin vor Hitze!" —

„Darf ich Ihnen meinen Arm anbieten?"

Ich nahm seinen Arm. Mit amerikanischer Sicherheit pilotierte er mich aus dem Saal heraus — in die langen, weiten Gänge, wo die Menschen saßen, die nicht eingeladen gewesen waren. Es wunderte mich eigentlich, daß es überhaupt solche gab und wie ich sie genauer betrachtete, wunderte ich mich noch mehr, denn sie sahen alle genau ebenso gesellschaftsfähig aus, wie die Leute, die sich um die

Prinzen gruppierten. Offenbar waren sie nur des Platzmangels halber nicht eingeladen worden. Der Hotelmanager, Mr. Pepper, hatte getan, was er konnte, um ihnen ihre Zurücksetzung zu versüßen. Er hatte den Korridor mit chinesischen Lampions schmücken lassen, und die ungarischen Zigeuner spielten heute wie alle Tage — während sich in den Festsälen eine brillante Extramusik aus New York hören ließ. Aber sie spielten wie noch nie, vielleicht um die bevorzugten New Yorker zu schlagen.

Negerlieder spielten sie. — Bekanntlich sind Negerlieder durchaus nicht aus Afrika importiert — sie sind einfach europäische Gassenhauer mit ein paar eingefügten chromatischen Wendungen. — Nur die Swaney River macht eine Ausnahme, die ist kein Gassenhauer, sondern ein echtes, unverfälschtes schottisches Volkslied, das irgend ein herübergeschwommener Highländer in Amerika eingebürgert haben mag.

The Swaney River spielten die Zigeuner nicht. Sie spielten Dusky Love. — Wie sie das spielten! Es war als ob der Sturmwind einen Gassenhauer gepfiffen hätte. —

Längere Zeit hörten wir beide zu — dann . . .

„Wie lange bleiben Sie noch in St. Napoleon?" begann er.

„Warum fragen Sie?"

„Weil ich bis dahin meine Illustrationen zu Ihrem Buch beendet haben möchte!" —

„O, ich bleibe noch eine geraume Zeit, jedenfalls noch bis zur Eröffnung von Oldes Musiksalon —

die, so steht's nun einmal auf dem Programm des wehrländischen Kommissars, erst in acht Tagen stattfinden soll! Glauben Sie bis dahin fertig zu sein?"

„Ich hoffe!"

„Übrigens bin ich gern bereit, meinen Aufenthalt in St. Napoleon zu verlängern!"

„Wozu, Sie müssen des Jahrmarkts doch überdrüssig sein!"

„Nein, mich amüsiert der Jahrmarkt!"

„Und wohin wollen Sie Ihre Schritte lenken, wenn Sie St. Napoleon verlassen?"

„Das weiß ich noch nicht, irgend wohin, wo die Welt etwas kühler sein wird, als hier!" Ich fächelte mich. —

„Soll ich Ihnen ein Eiscream holen?"

„Nein, ich hasse ice cream — und fühle mich sehr behaglich — 's ist viel gemütlicher hier, als in den Festsälen."

Dann folgte eine Pause. — Plötzlich war mir's, als hörte ich mitten zwischen der aufreizenden, von Zigeunern gespielten Negermusik die Stimme meiner Cousine Dada: „Er sieht aus, wie ein König aus dem Märchenlande, halt dein Herz fest mit beiden Händen!"

Warum soll ich mein Herz festhalten?

„Werden Sie mit Ihren Verwandten nach Wehrland zurückkehren?" fragte er. —

„O nein, ich weiß nicht, ob ich überhaupt nach Wehrland zurückkehren werde. — Vergessen Sie nicht, daß ich hofverwiesen bin!"

„Hm! Aber das kann doch nur eine Frage der Zeit sein," meinte er. — „Irgendeiner Ihrer vielen einflußreichen Verwandten wird doch den König dazu bestimmen können, Ihr Buch zu lesen, und sobald er es gelesen hat, ist die Sache beigelegt. — Er ist ein großer Monarch und ein edler Mensch!"

„Kennen Sie ihn?"

„Kennen!" Er zuckte mit den Achseln. „Ich bin ihm vorgestellt worden, in London. — Er hat eine Viertelstunde lang mit mir gesprochen. — Ich war erstaunt über die Spontanität seiner Auffassung und Anschauungen und über die Treffsicherheit seines Urteils. — Der Mann läßt sich nicht beirren durch ein paar mutwillige Bemerkungen. — Der sieht sofort, was wahr und echt ist in Ihrer Schilderung. Der gibt Ihnen noch einen Orden für Ihr Buch!"

„Ich kann's abwarten!" (Sehr trocken.)

„Sehnen Sie sich gar nicht nach Europa zurück?"

„Nein!" — Er zuckte zusammen, wurde totenblaß und wendete den Kopf ab. — Dann aus einem langen, versonnenen Schweigen heraus:

„Ich wundre mich eigentlich darüber, Sie gehören doch hin, nur dorthin! — Als ich Sie zum erstenmal mit Ihren Verwandten zusammen sah, wußte ich's gleich!"

„Sie wußten etwas ganz Falsches," erwiderte ich gereizt. „Ich fühle mich meinen Verwandten entfremdet. — Wir haben ganz andere Interessensphären!" —

Die Musik spielte noch immer — diesmal kein wildes Liebeslied, sondern einen ebenso wilden Kakewalk.

Es würgte mich an der Kehle.

„Sind Sie vielleicht deshalb so lange ausgeblieben, weil Sie fürchteten, meine Verwandten bei mir zu treffen?"

„Ja . . . ich fühle mich nicht wohl zwischen den fremden Menschen! — Ich fühle mich nur wohl bei meiner Arbeit und bei meinen Armen!"

„Wenn Sie sich immer so zurückziehen, begreife ich nicht, wieso es kommt, daß Sie die Leute aus der sogenannten „großen Welt", die bekanntermaßen nur eine ganz kleine Welt ist, so ausnehmend echt zeichnen! Sie machen uns Dinge deutlich, an denen wir jahrelang achtlos vorübergesehen haben!"

„Eben weil ich die große Welt sehe wie eine Maus aus ihrem Loch, drum sehe ich sie so deutlich . . . wenn ich täglich drin verkehren würde, würde ich aufhören, sie zu sehen!" —

„Und Sie fühlen sich nie wohl mit Leuten aus . . . der Welt!"

„Nein — nie!"

„Und wenn Sie mit uns ganz allein waren, mit Olde und mir — da haben Sie sich auch nicht wohl gefühlt?" fragte ich kleinlaut. Die Tränen waren mir sehr nahe. —

Er zögerte einen Moment, dann:

„Wohl?" wiederholte er. — „Nein! . . . Aber sehr glücklich!"

Jetzt mußte ich lachen. „Wie kann man sich zugleich glücklich und nicht wohl fühlen!"

„Wie!" er sann einen Augenblick nach. — „Wenn man sich dessen bewußt ist, daß man Unrecht hat, so glücklich zu sein!"

Das Rätsel wurde immer verwickelter. — Da öffnete sich die Tür des Festsaals am andern Ende des langmächtigen Korridors. Ein sentimental wiegender Walzer flog heraus und mitten in den scharf aufgepfefferten Kakewalk hinein, das gab eine abscheuliche Kakophonie. Dem Walzer folgte meine ganze verehrliche Anverwandtschaft. Dada an der Spitze. — Sie segelte auf uns zu — eigentlich auf Roy. —

„Was sagen Sie zu diesem Fest? Ich hoffe, Sie haben meinen Onkel Raimund abgezeichnet — zwischen einem chinesischen Prinzen im drachenbestickten Kimono — und einem amerikanischen Journalisten im tintenbeklexten Reisejackett."

„Ich hab's bisher noch nicht getan — aber wenn Ihnen damit gedient ist, Prinzessin, so will ich mich sofort an die Arbeit machen!" Sich nach allen Seiten hin flüchtig und respektvoll verbeugend, entfernte er sich. —

„Nichts zu machen!" sagte Mutz lachend. Tante Emmi seufzte. „Schade, daß er so scheu ist. Er ist ein zu sympathischer Mensch!"

„Möchte wissen, ob Onkel Raimund den auch schon nach Finkenburg eingeladen hat?" mutmaßte Mutz.

„Davon kannst du überzeugt sein," versicherte

Dada. „Aber darüber braucht er sich keine Skrupel zu machen, denn der kommt doch nicht!"

„Und noch obendrein ist es schade," sagte Tante Emmi.

21. Mai.

Heute beim ersten Frühstück, das wir immer gemütlich gemeinschaftlich im Speisesaal unten einnehmen, fragte mich Dada, die die Augen überall hat, wer denn die hübsche distinguierte Frau gewesen sei, die in Schwarz mit den Brabanter Spitzen um den Ausschnitt, mit der ich so lange neben dem Büfett gestanden hatte. —

„Oh, Mrs. Wentworth, ist sie dir aufgefallen?" rief ich und erzählte ihnen allen die Geschichte von Nr. 8.

Als ich fertig war, herrschte tiefes Schweigen. Der rothaarige Kammerherr war der erste, der es brach. —

„Ich sag's ja immer," rief er mit seiner verächtlich klingenden Fistelstimme. — „Dieses Amerika ist ein ganz barbarisches Land — ein Land ohne jegliche Kultur — schrecklich — schrecklich!"

„Hm! Ich finde das gar nicht," erwiderte Mutz, — „die soziale Kultur ist im Gegenteil sehr viel weiter verbreitet als bei uns. — Möchte wissen, was bei einer solchen Verschiebbarkeit der sozialen Demarkationslinie bei uns in Europa für Unmöglichkeiten herauskommen würden!"

Dada fand die ganze Geschichte zum Totlachen

und bestand dringend darauf, ich möchte ihr Gelegenheit bieten, Bobby Wentworth i. e. Nr. 8 kennen zu lernen.

Tante Emmi aber blickte aus ihren lieben Augen recht nachdenklich vor sich hin. — Auf ihrem freundlichen Gesicht, das ich mir so gut in der Nonnenhaube denken könnte, stand etwas wie eine staunende und dankbare Andacht. —

„In Europa wäre so etwas nicht durchführbar," sagte sie ruhig — „aber man ist froh, daß es wenigstens einen Erdenfleck gibt, auf dem es möglich ist!" —

„Ja, Tante," sagte ich leise, „man ist froh", und ich küßte ihr die Hand. —

Nun wollte ich auch noch die Ansicht Onkel Raimunds über diesen speziell amerikanischen Kasus entgegennehmen, aber der war ganz in sein vor ihm aufgeschlagenes Notizbuch vertieft und hatte gar nicht gehört, was um ihn verhandelt worden war.

„Stört ihn nicht!" warnte Mutz, „ich bin sicher, der Papa bemüht sich wieder einmal damit, die Amerikaner zusammenzuzählen, die er nach Finkenburg eingeladen hat." —

22. Mai.

Heute sind sie alle nach Kalifornien abgereist, mit ihren Monokeln und Hunden und Kammerdienern und Kammerjungfern, mit Kodaks und Lunchbaskets, umständlich und anspruchslos, empfänglich für den kleinsten Spaß — blasiert gegen das höchste Raffinement — ein Haufen verwöhnter, liebenswürdiger Kinder.

Sie gehen mir ab — natürlich gehen sie mir ab — andererseits fühle ich eine liebe, einschmeichelnde Wärme in meinen Adern — fast wie eine sich heimtückisch meldende Hoffnungsfreudigkeit. —

Jetzt wird Roy Harrison wieder seine Sitzungen aufnehmen, jetzt werden wir wieder unter uns sein. —

24. Mai.

Zwei Tage sind verflossen — Roy Harrison ist nicht erschienen. Mir wird so bang und weh zu Mute. Sollte er sich am Ende einbilden, daß ich nur mit ihm spielen will. Was könnte ich tun, um ihm zu beweisen, wie warm und tief meine Sympathien für ihn sind — wie innig ich seine Anschauungen teile. —

25. Mai.

Ich habe die ganze Nacht nicht geschlafen. Immerfort schrillte mir der bewußte Kakewalk durch die Seele und der sentimentale Walzer seufzte hinein.

Dann hörte ich Roy's Stimme sagen: „Wenn man fühlt, daß es ein Unrecht ist, so glücklich zu sein?" . . . Ein Unrecht! —

Im anstoßenden Zimmer schlief Olde und schnarchte den Schlaf der Gerechten! Ich beneidete sie. — Ich werde wohl auch so gut schlafen, wenn ich einmal fünfundvierzig Jahre alt geworden bin, sagte ich mir. Die Aussicht war mir ein Trost. — Aber der Trost dauerte nicht lange. Wieviele Frauen aus meinen Kreisen, die längst fünfundvierzig und auch noch darüber sind, können doch nicht schlafen. Viele verleugnen

ihr Alter, obzwar man es im Gotha ganz genau nachlesen kann — und manche von ihnen färben sich die Haare und schminken sich und ... und — aber mehr will ich nicht wissen, obzwar wir für Tristan und Isolde schwärmen und theoretisch die freiesten Ansichten verteidigen, und asketische Forderungen in sexueller Beziehung als direkt altmodisch — ja ... und das ist das schärfste Wort, ein Wort, das jedem Ding, das es betrifft, das Todesurteil spricht — als unterklassig bezeichnen, — so wollen wir doch ... nichts wissen.

Freilich gibt's auch andere. — Frauen, die, wenn sie sich einmal den fünfzig nähern, die Waffen vor dem Alter strecken, ganz unbefangen stark und grau werden, altmodische Kleider tragen, auf keine Kurmacher mehr Anspruch machen und ganz und gar entzückend sind. —

Sie begreifen die Liebe nicht mehr recht, aber sie finden sie hübsch, und eine alte Tante von mir sah für ihr Leben gern zu, wenn schöne junge Brautleute sich küßten. — Da schloß sie die Augen so halb und lächelte — so ein zärtliches, liebes, unschuldig-nichtsnutziges Lächeln. — Gleich darauf wurde sie traurig. — Sie hatte immer große Angst, daß die Liebe ihren jungen Schützlingen heimtückisch Wunden schlagen könne, und hatte immer viele kleine lindernde Liebkosungen in Bereitschaft für die armen jungen Menschen, denen etwas schief gegangen war. —

Werd' ich je einmal eine solche sympathische alte Dame werden? ? — Ich hoff's von ganzem Herzen!

Aber . . . werd' ich so lange warten müssen, um wieder schlafen zu lernen? — Das hoff' ich nicht. — Sollte denn die Resignation das einzig wirksame Schlafmittel sein! — Könnte man nicht müde werden vor Glück, wenn es endlich käme! Endlich . . . endlich . . .

Manchmal zucken mir plötzlich seine Worte durch die Seele. „Wenn man fühlt, daß man Unrecht hat, so glücklich zu sein!"

Unrecht!? Was kann er damit meinen? Wohl nur, daß es unrecht ist, seine Zeit zu vergeuden und seine Nerven aufzuregen — durch den Verkehr mit einer Frau, die doch nur mit ihm spielt. Ja . . . gewiß denkt er, daß ich mit ihm spiele. —

Er kann nichts anderes denken. Aber ich habe einen Plan. Einen so lieben heimtückischen kleinen Plan! — Diesmal wird er verstehen! — Er muß! —

Heute nachmittag ist die Eröffnung seines Kinderheims auf der Ausstellung, ich will in die Stadt fahren und Blumen kaufen und viele einfache kleine Vasen — und damit will ich das Kinderheim schmücken.

Nachmittag!

Es sieht alles reizend aus. — Die allereinfachsten kleinen Vasen und Töpfchen aus braunem und grünem Ton hab ich gekauft — dazwischen kleine grünliche Wein- und Apothekerflaschen. — Auf die Vasen und Flaschen bilde ich mir besonders viel ein. Wir kauften sie in den verschiedensten Kramläden — Johnnie, der jüngste der Bellboys, den ich mitgenommen hatte,

um meine Pakete zu tragen, war sehr findig im Vorschlagen von guten Quellen. —

Er war stolz darauf, von mir ins Vertrauen gezogen worden zu sein bei unserer für Roy Harrison vorbereiteten Überraschung. —

Er hatte für mich die Stunden ausgekundschaftet, in denen Roy nie in der Ausstellung ist, von 12 bis 2.

Die Zeit haben wir benutzt, um das Heim zu schmücken — Johnnie hatte die Vasen mit Wasser gefüllt und, nachdem ich sie mit Blumen ausstaffiert, an die von mir bezeichneten Plätze gestellt. —

Dann hab' ich mich davongeschlichen, um mich sehr schön zu machen für seinen Empfang, für die Eröffnung des Childrens Home. Dabei darf er nicht fehlen — da muß ich ihn wiedersehen. —

— — — —

Ich hab' mich schön gemacht, und hab' ihn bei der Eröffnung gesehen. — Erst hat er mich nur von der Ferne freundlich und förmlich gegrüßt, ohne sich in seiner Unterhaltung mit der reichen Miß Glyde, die er für die Unterstützung des Homes gewinnen will, umzusehen. — Dann endlich . . .

„Waren Sie's wirklich, Countess, die mein Home so entzückend mit Blumen geschmückt — what wonderful taste you have — alles so reizend einfach, so echt — so im Charakter des Ganzen. Es war eine entzückende Überraschung. Thanks ever so much!" Das war alles. Shake hands, ein Lächeln, und fort war er. —

Er m u ß mich doch verstanden haben — will er

mich nicht verstehen? Ich fange an, es zu fürchten. —

Und doch . . . nein, darüber kann ich mich nicht täuschen! — Er gerät in Aufregung, wenn er mit mir spricht. Er wird blaß — seine Stimme fängt an zu zittern. Er bekommt plötzlich Anfälle von Heiserkeit. —

Ach — vielleicht entspringt seine Aufregung nur der Angst eines feinfühlenden Menschen — einem andern feinfühligen Menschen weh tun zu müssen. —

26. Mai.

Morgen ist Oldes Eröffnung — vielleicht seh ich ihn da! —

27. Mai.

Jetzt ist auch der letzte Hoffnungsschimmer verglommen. Roy hat St. Napoleon verlassen — er hat es eilig, heimlich verlassen, wobei er offenbar einer letzten Begegnung mit mir absichtlich ausgewichen ist. —

Heute nachmittag war die Eröffnung von Oldes Musiksalon. Sie ging mit großem Pomp vonstatten. Der wehrländische Kommissar hatte Kuchen, cool drinks und Blumen gespendet; ich half die Honneurs machen, aber sehr zerstreut, weil ich immerfort nach Roy ausspähte. — Vergeblich! —

Zum Schluß, als die Menge, die sich in Oldes ganz entzückendem Raum gewaltig zusammengestaut hatte, zu verschwinden begann, erschien noch der wehrländische Kommissar.

Er drückte ihr seine aufrichtige Bewunderung aus, sagte, er wolle sofort den „durchschlagenden Erfolg" nach Wehrland depeschieren, überreichte ihr einen prachtvollen Blumenstrauß und küßte ihr die Hand, worauf er sich verflüchtigte. Olde, die offenbar nur noch auf sein Erscheinen gewartet hatte, meinte, nun sei's wohl auch für uns an der Zeit, uns zurückzu-ziehen. —

Wir gingen zu Fuß in das Washington durch die stumpfe Hitze des müdgewordenen Tages. Starr und kantig ragte der ungeheure, von vielen Fenstern durch-löcherte Würfel aus dem blauen Abenddunst. Auf dem Rasenstreifen vor dem Hotel spielten ein paar Kinder, und der phlegmatische Portier des Hotels, ein ge-borener Holländer, im langen froschgrünen Tuch-Paletot, fegte mit feierlicher Langsamkeit die Stufen der Freitreppe. Als wir im Hall angelangt dem immer dienstbereit grinsenden Mr. Pepper unsere Schlüssel abverlangten, reichte er uns zwei Visitenkarten. — „Der Herr hat so sehr bedauert, die Damen nicht an-zutreffen, er hat ein Paket für die Damen hinterlassen. Soll ich's den Damen hinaufschicken?"

Ich nickte, sprechen konnte ich nicht. —

Eh' ich Roys Namen auf der Karte gelesen, wußte ich, daß sie von ihm kam! Er hatte nur die Worte darauf gekritzelt: "Very sorry to have missed you, have to leave St. Napoleon this evening, — hope the drawings will meet with your approval — please send parcel to Mallards 23, Avenue d. a. l." (Bedaure sehr, Sie verfehlt zu

haben, muß St. Napoleon heute abend verlassen, hoffe, die Zeichnungen finden Ihren Beifall. Bitte, das Paket an Mallard zu senden, 23 Ave. d. a. l.)

So — das war das Ende! Ich erriet, daß er gerade die Zeit zu seinem Besuch gewählt, um die wir nicht im Washington sein konnten . . . Er war vor mir geflohen. —

Ich hatte nicht die Energie, das Paket zu öffnen. Olde, die sehr neugierig auf den Inhalt war, tat's für mich. Erst die wiederholten Ausrufe ihres Entzückens veranlaßten mich, die Zeichnungen zu betrachten. — Genial waren sie, das ließ sich nicht leugnen . . . auch machte es den Eindruck, als ob er überall liebevoll (das Wort ist mir unwillkürlich entschlüpft, muß aber stehen bleiben) den Spuren meiner Individualität gefolgt wäre. —

Fast auf jedem der Blätter hatte er eine mir ähnliche Erscheinung angebracht — und die war ihm immer am besten gelungen — sie war auch immer am feinsten und am ausführlichsten gezeichnet — fast als ob's ihm da ein wenig schwer gefallen wäre, sich von der Figur zu trennen. —

In mir hat alles gezuckt, während ich die Blätter betrachtete. —

Er liebt mich. —

Er liebt mich! — Aber . . . er ist fort. — Warum ist er fort? —

Glaubt er denn wirklich, daß ich nur mit ihm spiele? Denkt er, daß ich nicht genug Gefühlstiefe, Tatkraft und Charakterfestigkeit besitze, um das Le-

ben, in das er mich einführen würde, zu würdigen — das schöne, große, edle Leben . . .

Wie er mich unterschätzt. — Vielleicht unterschätzt er nur das, was er mir zu bieten hätte. —

Oder denkt er . . . denkt er, daß, wenn meine Seele von der großen Begeisterung ermüdet — aus den Weiten des Himmels in die engen Nüchternheiten des irdischen Alltags zurücksinken würde — ich dann . . . anfangen könnte . . . über seine Vergangenheit zu grübeln. — Das braucht er nicht zu fürchten — oh nein, nein . . . .

Olde ist allein zum Diner hinuntergegangen und hat mir eine Tasse Bouillon und Toast heraufgeschickt. Den Toast hab' ich stehen lassen — für die heiße Bouillon bin ich ihr dankbar gewesen. — Immer und immer hab ich die Bilder angesehen — und wenn sie mir in ihrer Gesamtheit einen Tränenstrom entlockten — so haben mir doch viele Einzelheiten darin ein Lächeln abgewonnen — besonders in den letzten Bildern, in denen ich verschiedene Figuren aus der um Onkel Raimund herumgruppierten Gesellschaft auftauchen sah — auch Onkel Raimund selbst. —

28. Mai.

Was soll ich noch hier. — Freilich! Was soll ich irgendwo? — Mir ist's als habe mein Leben jegliche Richtschnur verloren. — Ich begreife gar nicht mehr, daß ich mich so wohl habe fühlen können in St. Napoleon. —

Es ist eine sehr häßliche Stadt. Die Kost im Hotel ist langweilig, ich vertrage sie kaum mehr. Wenn es nicht wegen des wehrländischen Kommissars wäre, den ich unmöglich im Stich lassen kann, so würde ich mich lieber morgen als übermorgen aufmachen, um mir Amerika von irgendeinem andern Gesichtswinkel zu besehen. —

Aber seit meine Verwandtschaft aus St. Napoleon verschwunden ist, fehlt es König Feo an aristokratischem Aufputz; da muß ich eben herhalten. —

„Vor dem wehrländischen Ball kann ich Sie nicht freigeben — liebe Countess," erklärte er mir gestern — er nennt mich spaßhafterweise „Countess" wie die Amerikaner, von denen er behauptet, daß sie das Wort immer mit zärtlichem Behagen wie einen Lutschbonbon im Mund herumdrehen. —

Mai.

Morgen ist der Ball zu Ehren der Präsidententochter, und heute sitze ich in der Eisenbahn und rolle dem Niagara zu.

Man kommt sich immer noch wichtiger vor als man ist. — König Feo kann mich gar nicht brauchen für den Ball, ich bin auf Umwegen . . . gebeten worden, mich v o r dem Ball zu entfernen; und das kam so. —

Wie ich über vielem Wichtigen zu erwähnen vergessen (ich schreibe mein Tagebuch geradezu, als ob's für die Nachwelt bestimmt wäre oder zum wenigsten für Enkelkinder, die ich nie haben werde),

treibt sich seit ein paar Tagen die liebliche Mac Furson hier herum. Gestern hatte sie ein Ladies=Lunch organisiert. Inmitten des Speisesaals saßen vierzehn Damen um einen großen runden Tisch. Sie waren alle sehr hübsch gekleidet und plauderten lebhaft, und (so eingebildet ist man nun einmal) ich wunderte mich eigentlich, daß wir beide, Olde und ich, nicht mit eingeladen worden waren; gegrämt haben wir uns nicht.

Als wir uns aber an unsern angestammten Platz setzten, merkten wir, daß eine nach der andern der Damen sich nach mir umsah. Solche Phrasen wie „ich hab mir's gedacht" und „zu denken!" . . . „aber ich ahnte es gleich," "now think of it" — schlugen an mein Ohr. — Ich merkte wohl, daß sie im Begriff standen, mich zu zerpflücken.

Inmitten des Geplappers hörte ich ganz deutlich — offenbar war's darauf abgesehen, daß ich die Worte verstehen sollte:

"O he's quite a common person" — es war Miß Mac Furson, die sprach — „ein ganz gewöhnlicher Mensch!"

„So — wirklich, ich dachte, es sei ein Prinz?"

„O nein, he's a ‚Fürst', das ist etwas ganz anderes, die Titel haben nichts zu bedeuten, er ist ein einfacher Brauer! — Sie meinen doch den Onkel, mit dem sie sich so breit gemacht hat — und was sie selber anlangt!" — — —

Darauf kam ein großes Gewisper. Dann sahen sich alle Damen nach mir um. —

Wir kürzten unsere Mahlzeit ab und verließen den Speisesaal, so rasch wir konnten.

Heute abend platzte die Bombe. —

Meine liebe Miß Kendleton kam zu mir in mein Zimmer herauf in ihrem mir wohlbekannten schwarzen Crêpe de Chine Kleid und mit einem mir ganz neuen bekümmerten Gesichtsausdruck. —

„Wie lange beabsichtigen Sie noch in St. Napoleon zu bleiben?" fragte sie mich.

„Bis nach dem wehrländischen Ball. Den muß ich ja noch über mich ergehen lassen!" erwiderte ich.

Sie räusperte sich und sah noch bekümmerter aus.

„Liebes Kind," begann sie endlich.

„Nun, dear Miß Kendleton?"

„Liegt Ihnen sehr viel an dem Ball?"

„Mir gar nichts! Der wehrländische Kommissar hatte nur den dringenden Wunsch ausgesprochen, ich möchte das Fest noch abwarten!" —

„Nun! — Er . . . er hat seine Ansicht geändert!"

„Wie so?"

„Da alle sozialen Veranstaltungen derart mit Gästen überflutet waren, daß man schon nicht mehr aus noch ein konnte, hat man sich entschlossen, ein Komitee zu bilden, das über die Zulässigkeit der Gäste abstimmt. An die Spitze des Komitees hat man Miß Mac Furson berufen. — Die hat dem Kommissar erklärt, daß — da Sie, meine liebe junge Freundin, momentan in Ungnade sind, infolgedessen in Europa aufgehört haben, hoffähig zu sein, Sie

absolut keinen Anspruch erheben dürften, in der ‚so überaus exklusiven Gesellschaft' von St. Napoleon zu verkehren!" —

Die „überaus exklusive Gesellschaft" betonte meine verehrte Freundin natürlich nicht ohne Ironie.

Die Mac Furson hatte König Feo geradezu eine Szene mit vielen Vorwürfen darüber gemacht, daß er nicht gleich ganz St. Napoleon über meine mangelnde Hoffähigkeit aufgeklärt, ihm hierauf mitgeteilt, daß er es ja halten möge wie er wolle, aber daß keine von den Damen aus Washington, die den Ball zu besuchen beabsichtigen, die geringste Notiz von mir nehmen würde. —

So, jetzt wissen wir's! König Feo besteht darauf mich einzuladen, aber die Situation ist für ihn schwierig, — um ihm jede weitere Verlegenheit zu ersparen, reisen wir ab.

Miß Kendleton hab' ich in den zwei Tagen, die wir brauchten, um uns reisefertig zu machen, noch lieber gewonnen als früher. — Sie, die sonst so zurückhaltend war, sich nie zu unsern Mahlzeiten gesellte, ohne speziell dazu eingeladen zu sein, hat jetzt gebeten, sowohl zum Lunch als zum Diner an unserm Tisch sitzen zu dürfen. —

Heute vormittag, als wir zur Abreise gerüstet im Hall des Washington standen, kam der wehrländische Kommissar mit zwei wunderschönen Blumensträußen für Olde und mich, äußerte sehr laut und gründlich sein Bedauern darüber, daß er nicht vermöge, uns zum längeren Verbleiben zu bewegen —

dann fügte er hinzu: „Er hoffe, daß wir ihm und der Ausstellung ein freundliches Andenken bewahren wollten.“

Er hat sich mordsanständig benommen.

Nun sitze ich in der Eisenbahn und kritzele diese Notizen auf.

So schrecklich die Reise nach Washington, so unbehaglich die nach St. Napoleon war, so angenehm reist sich's diesmal. —

Der ungeheure Wagen ist luftig. Immer ist was los — bald bietet ein Austräger einem Illustrierte Blätter oder Monatsschriften an, bald Bonbons der ersten New Yorker Firmen — auch andere Artikel — famose Schildpattkämme. — Die Bahn gleitet wie auf Sammet durch die weite grüne Landschaft — die nur ab und zu von einer leider außerordentlich häßlichen Stadt unterbrochen wird. —

Das Mittagessen war ausgezeichnet. Der Dining Car mit seinem roten Teppich, seinen freistehenden, exquisit ausgerüsteten kleinen Tischen, die alle mit Blumen geschmückt waren, erinnerte an ein Pariser Restaurant. —

Ich bin neugierig, was der Niagara mir für einen Eindruck machen wird. Viele haben behauptet, der erste Eindruck böte eine Enttäuschung!

Was soll ich tun, wenn ich einmal den Wasserfall genugsam betrachtet habe? Einen schönen Brief an meinen Vetter Botho schreiben! . . .

Vielleicht verfügen wir uns zu Miß Kendleton. — Die liebe, liebe Miß Kendleton — die hat uns

mit Ostentation nach Florizel Cottage eingeladen — ihrem Landsitz bei Philadelphia. —

„To meet the George van der Stratens! — Die wünschen sich so, Sie kennen zu lernen," erklärte sie mir, so laut als möglich (im Speisesaal), damit die Mac Furson es hören solle. Die George van der Stratens sind nämlich Ia fine fleur von Amerika — und gehören tatsächlich nicht nur in Amerika, sondern auch in Europa zur Gesellschaft. Es war sehr lieb von ihr. — Ich erklärte ihr aber: Die van der Stratens wolle ich sehr gern ein andermal kennen lernen. In meiner jetzigen Stimmung zöge ich vor, sie in Florizel Cottage zu besuchen, wenn sie allein wäre. —

Niagara Falls.
The great International Hotel.

Soeben angekommen. —

Mir ist elend vor Heimweh nach St. Napoleon, Heimweh nach meinen grünen Freunden, den Bell Boys, Heimweh nach all den lieben vergnügten Menschen, die ich im Washington zurückgelassen habe, Heimweh nach dem wundervollen Optimismus, der die ganze, um die Ausstellung herumwirrende Menge mit der Überzeugung erfüllte, daß jeder kommende Morgen eine neue angenehme Überraschung bringen müsse.

Hier kann kein Optimismus gedeihen. Der Tag lastet so schwer auf einem, daß man vor lauter Müdigkeit nicht dazu kommt, an den Morgen zu

denken, und wenn man dran denkt, wendet man sich schaudernd von der Vorstellung ab. — Vielleicht wird der morgige Tag noch ärger sein, sagt man sich! —

Meine Melancholie wird freilich von einem recht leeren und vor Hunger knurrenden Magen unterstützt. Es ist unmöglich, in diesem ungeheuren Hotel nach 10 und vor 1 Uhr etwas zu essen zu bekommen, nicht einmal ein paar Biscuits und ein Glas Sherry.

Wir hätten in Buffalo frühstücken sollen, erklärte man uns. Aber in Buffalo war das Bahnhofsrestaurant so widerlich, daß man an Essen gar nicht denken konnte. Schmutzige Tischtücher, schmutzige Bestecke. — Gläser, aus denen alle Welt trinkt und fettglänzende zerzauste Kellner, denen die Portionen von Ham and Eggs über den Tellerrand hinunterschwappen, und die einem mit schlechtgewaschenen Händen Semmeln oder zugeschnittene Brotstücke reichen, die sie kurz zuvor auf den Fußboden hatten fallen lassen.

Dazu die traurigsten Menschen der Welt. Fast nie begegnet man angenehm aussehenden Vergnügungsreisenden, sondern immer nur Familien mit zahlreichen Kindern und zahlreichen Bündeln, die von einem Ende von Amerika zum andern fliehen, um erträglichere Existenzbedingungen zu suchen. —

Immer dasselbe Bild — der Mann müd, versorgt, gedemütigt von dem Gedanken, daß er noch nicht Millionär geworden ist, die Frau abgehetzt und verdrießlich, die Kinder unheimlich aufgeweckt — und die ganze Gruppe sehr häßlich. —

Seit ich St. Napoleon verlassen, hab' ich keinen halbwegs gut aussehenden Menschen erblickt, außer dem Portier vom International, und der ist ein Engländer. —

Das Hotel macht hingegen einen sehr anständigen Eindruck. Das Mobiliar ist zwar verwohnt, abgestoßen, abgegriffen und die Teppiche vertreten, aber alles ist sehr bequem und von ehemals guter Qualität. Die Badezimmer wie immer neben den Schlafgemächern prächtig. —

Und Wasser gibt's genug in Niagara Falls. —

Ich nahm ein Bad und bürstete mir mein Reisekleid selber aus. Dann warf ich einen Blick in die verschiedenen illustrierten Blätter, die man mir aufs Zimmer geschickt hatte, um mich dafür zu trösten, daß mein Magen so lange leer bleiben müsse. — Die Bilder waren sehr hübsch, die Qualität der Illustrationen weit über dem europäischen Durchschnitt. Natürlich, der Amerikaner so dargestellt, wie er sein möchte und noch nicht ist, die Amerikanerin hingegen ganz lebenstreu gezeichnet. Ihr Schick kann gar nicht übertrieben werden von den Schmeichlern, die die Society Payers mit Bildern versehen. Der Text in diesen Zeitschriften ist miserabel, das soziale Moment aufs lächerlichste betont.

Ich war gerade damit beschäftigt, die Schilderung der Brautschleppe von Miß Alicia Hensalt zu entziffern, als der Kellner uns mit der angenehmen Nachricht beglückte — daß "Lunch ready" sei.

Ich habe sehr oft einen luxuriöseren, nie einen

stimmungsvolleren Hotelspeisesaal gesehen. — Sehr hoch, sehr luftig — lang, nicht viereckig, die weißen Wände von hohen und bis an den Boden reichenden Fenstern unterbrochen. Durch duftige, gerade herabfallende Vorhänge schimmerte der Frühling, zart und grün. — Pechschwarze Neger in weißen Anzügen besorgten die Bedienung. — Es war etwas eigentümlich Feierliches um diese weißen Gestalten, mit ihren wie aus Ebenholz geschnittenen Gesichtern, die lautlos den weißen Saal durchschritten.

In die Stille hinein tönte etwas so Harmonisches und so Gleichförmiges, daß ich es anfangs von der Stille nicht unterschied, so sehr schien es zu ihr zu gehören, mit ihr verwachsen zu sein. — Erst als Olde mir einen Finger auf die Schulter legte und sich bedeutungsvoll umsah, horchte ich auf, und da vernahm ich einen Laut, der mich so eigentümlich berührte, daß ich kaum zu versuchen wage, ihn zu schildern, einen Laut, zugleich großartig und feierlich und unendlich weich. — Einen Laut, der an das Schluchzen erinnerte, mit dem eine sich in Liebe verzehrende Frau den letzten Widerstand gegen ihre Leidenschaft preisgibt, und an die traurigen Schlummerlieder, mit denen die Frauen aus dem Volk ihre armen, hungrigen Kinder zur Ruhe singen, denen sie nichts Besseres zu bieten wissen als den Schlaf. — Und plötzlich tauchte die Frage in mir auf, ob denn überhaupt etwas Besseres auf der Welt zu finden sei als der Schlaf. —

Nie habe ich eine Stimme gehört, die lockender

zum Selbstmord gerufen hätte, als die Stimme des Niagara. —

Und ich horchte und horchte! —

Der schwarze Oberkellner, der meinen Zustand bemerkte, fragte:

„Soll ich die Fenster öffnen? Wenn Sie sich vorbeugen, können die Damen ein Stück des Falls sehen!"

Olde winkte ihm ab. —

„Verderben Sie sich den Eindruck nicht durch diese Musterprobe!" wehrte sie meiner Neugierde, worauf sie hinzufügte:

„Ich wollte, ich könnt' den Niagara ein zweites Mal zum erstenmal sehen. — Es war der großartigste Eindruck meines Lebens außer der neunten Sinfonie. — Ich bin gespannt, wie der Wasserfall auf Sie wirken wird. — Indessen würde ich Ihnen raten, etwas zu essen!"

Aber ich hatte plötzlich gar keine Lust zu essen — und daran war nicht nur der Niagara schuld, sondern die angebotene Nahrung.

Schweinefleisch mit Kraut, Hammel in Gemüse, Zunge mit Kartoffeln, Eiscream und Pudding, alles in kleinen Schüsselchen um uns herumgestellt, das Fett zu Rinden erkaltend, das Eis zu Brei zerfließend.

Die Amerikaner haben eine sehr treffende Art, den Akt der Nahrungsaufnahme in zwei verschiedene Kategorien einzuteilen: "eat" und "stoke". —

Essen, wenn die Nahrung mit Annehmlichkeiten verbunden ist, stoke, wenn sich's um das Nachlegen

der Feuerung handelt, die nötig ist, die Maschine im Gang zu erhalten.

Um das Herunterwürgen des Futters etwas zu erleichtern, ließen wir uns eine Flasche weißen Kalifornierweins geben, den ich sehr gut, nur zu feurig fand — etwas zwischen ungarischem Weißwein und Grave. —

Also gestärkt, machten wir uns auf den Weg. Dem Rat des Wirts folgend, nahmen wir uns einen Wagen und fuhren über die Brücke nach Kanada, wobei wir beständig anhielten und ausstiegen, um den Anblick des grandiosen Schauspiels bald von dem, bald von jenem Aussichtspunkt zu genießen.

Die Menschen, die behaupten, vom ersten Anblick des Niagara enttäuscht worden zu sein, kann ich nur bedauern. — Mir ist's ergangen wie Olde. Nie hat ein Naturschauspiel großartiger auf mich gewirkt. Nie hab' ich so feierlich den Eindruck vollständiger Hingebung empfangen, der Hingebung an die Leidenschaft oder an den Tod, als wie ich diese Wassermengen über Klippen herab in die Tiefen stürzen sah. Und es ist ein unbegrenzter Reichtum, der sich schrankenlos gibt oder aufgibt, ein heiliger Jubel in dem Brausen, mit dem er sich schenkt und vernichtet. — Dann wieder schwebt etwas Beruhigendes durch sein Rauschen — der süße Schmerz der Erfüllung oder . . . der Auflösung. —

Wo müssen die Menschen, die den Niagara als einen großen Reinfall bezeichneten, ihre Augen und Ohren gehabt haben? Der Schilderung dieser Philister

zufolge erwartete ich eine Art Wehr, über das sich der San Lorenzo in gleichmäßiger Höhe herabstürzen würde. Ich suchte danach und bemerkte allerdings eine Strecke, wo der Niagara aus gleichmäßiger Höhe breit und durchsichtig niedergleitet. Er macht da den Eindruck eines leichtbewegten Vorhangs aus dem weichsten und glänzendsten Material der Welt, der mit einer Art feierlicher Vornehmheit den Felsen herabsinkt — aber das ist nur eine Episode in dem wundervollen Drama des Niagara. —

Wenn er sich auf der einen Seite einfach in die Tiefe gleiten läßt, so schäumt er an anderen Stellen empört aufbrausend und sich ganz in weißen Gischt auflösend, gegen mächtige Felsblöcke auf, brodelt große Strecken lang in unzähmbarer innerer Bewegung, aber zum Schluß klingt er aus in einem breiten Hinfließen, das so glatt ist, daß man kaum eine Bewegung wahrnimmt, und so klar, daß sich jedes Wölkchen drin spiegelt, das über den Himmel zieht.

Seltsam ist die Umgebung, die Fassung des Falls; auf der einen Seite die Fabrikschlote von Niagara Falls und das erbärmliche, vernachlässigte Bauwerk der Stadt, auf der andern Seite der dunkle Ernst des Waldes mit einem grünen Frühlingsschimmer darüber.

So gut sich die Wälder von der Ferne ausnehmen, muß ich doch sagen, daß sie mich, in der Nähe besehen, enttäuscht haben. — Allerhand im Wachstum zurückgebliebene verkrüppelte Koniferen vermischen sich mit einer Anzahl von Ahornbüschen. —

Die Vegetation macht hier den Eindruck, durch die Übermacht des Wassers verschüchtert zu sein, wie so häufig am Meeresstrand. — Nachdem wir ein Stück in die Wälder hineingefahren waren, kehrten wir zurück, um die übliche Rundfahrt um den See anzutreten.

Dazu mußten wir uns erst mittels eines das Innerste der Welt durchquerenden Lifts an einen Punkt des Strandes herabsenken lassen, wo das Schiff anlegen konnte. Es heißt "the maid in the mist" und vermittelt einem für einen Vierteldollar mehr Poesie, als die in echtes oder falsches Pergament gebundenen gesammelten Werke so manches modernen oder auch alten Dichters. —

Kaum hatten wir das Schiff betreten, so kamen sofort zwei Stewards auf uns zu, jeder mit einem Haufen verschiedener wasserdichter Gegenstände, um uns für unsere Seefahrt zweckentsprechend auszurüsten. Wir wurden in dicke Wachstuchpaletots eingeknöpft, die Kapuze wurde uns über den Kopf geschlagen und eine große, steife Wachstuchscheibe daran befestigt, die, Kinn und Stirn ganz verdeckend, nur Auge, Nase und Mund freiließ. — Rings um uns waren viele ebenso eingemummte männliche und weibliche Geschöpfe, die laut schnatterten und über ihre komische Maskerade Witze machten. Ich konnte keine Witze machen. Mich an die äußerste Spitze des Schiffes stellend, gab ich mich dem Zauber des Niagara hin. Wir fuhren durch einen feinen, sprühenden Gischt, der nasser als Nebel, zugleich aber auch durchsichtiger und glänzender war, und der den sich vor uns aufrollen=

den Bildern einen geheimnisvollen Nimbus lieh. Und als wir so langsam den See entlangglitten, sah ich's erst recht, wie schön der Niagara ist. — Eine Sehnsucht kam mir, eine unaussprechliche Sehnsucht nach dem Aufgeben meines „Ich", nach dem Verklingen in einer großen Harmonie. —

Mein Gott, was hat das nüchterne Amerika aus mir gemacht! Für mich ist es das Land der großen Romantik. —

1. Juni.

Eine neue Komplikation! Werde ich denn überhaupt nicht mehr zur Ruhe kommen in meinem Leben. Wir saßen gerade gemütlich beim Frühstück in meinem Zimmer, als es an meiner Tür klopfte und ein schwarzer Diener mir ein Kabeltelegramm brachte, das mir aus dem Washington nachgesandt worden war. — Was mich das interessierte! — Ich öffnete es fast unwillig:

„König Buch gelesen. Entzückt mit Vorbehalt. Will persönlich strafpredigen. Sofort Helmopolis kommen. Marie Amélie."

Das Blatt fiel mir aus der Hand.

„Mein Gott, was gibt's denn schon wieder, Titi?" rief Olde besorgt. —

Ich reichte ihr das Kabel.

Olde fiel mir um den Hals . . . „Freuen Sie sich doch, Titi, freuen Sie sich!"

Aber ich freute mich nicht.

Ein guter Freund von mir, der einmal als leb-

los aus dem Wasser gezogen worden war, erzählte mir, wie wahnsinnig unheimlich ihm zumute wurde, als man ihn ins Leben zurückgezwungen hatte. —

Er hatte während seiner Bewußtlosigkeit so schön geträumt.

Kaum hatte ich das erste Telegramm verdaut und war eben im Begriff, eine dankbar ergebene Antwort möglichst kurz zu stilisieren, als ein zweites Kabel erschien:

„Prinzessin gesprochen, gratuliere von Herzen, mit welchem Schiff kommst du? Botho."

Das war ärger! Was mir am meisten auffiel, war das „Du". — Mit welchem Recht gebrauchte er diese Anrede! — Und plötzlich, ganz plötzlich erinnerte ich mich des Briefes, den ich aus dem Sie ins Du übersetzt hatte und der irrtümlich abgegangen war, der Brief, dem ich nachgelaufen war und den ich nicht mehr hatte einholen können — alles am Tage der großen Konfusion, dem denkwürdigen Tage der Prinzenankunft in Washington. —

Offenbar hatte Botho das „Du" als eine poetisch umschriebene Form der Kapitulation aufgefaßt, als etwas, womit ich ihm ein Recht einräumte. —

Ich hätte es gern vermieden, aber auch dieses Telegramm mußte ich Olde zu lesen geben. — Ich mußte ihr das „Du" erklären. —

Daraufhin setzte sie mir kurz und bündig auseinander, ich hätte mich meinem Vetter gegenüber durch das „Du" verpflichtet, und es wäre ein Treu=

bruch, wenn ich die dadurch in ihm erweckten Hoffnungen nicht verwirklichte. —

Sie besteht darauf, ich solle sofort nach Wehrland zurückreisen. Davon will ich nun ganz und gar nichts wissen. Ich erklärte ihr, daß ich mich wohl fühle im Great International Hotel und vorläufig unter gar keinen Umständen Niagara Falls verlassen wolle.

Sie verließ mich wütend und ging spazieren, um ihren Zorn auszutoben. —

Ich benutzte ihre Abwesenheit, um meine beiden Telegramme aufzusetzen und abzuschicken. — Das an die Prinzessin, voll dankbarer Ergebenheit, geriet ziemlich lang, das an Botho hingegen enthielt nur zwei Worte:

„Rückkehr unbestimmt. Erneſtine."

Ich unterschrieb Erneſtine, statt Titi, um das Du zu immunisieren. —

Soeben ist Olde zurückgekommen, um mit mir zu Tisch zu gehen. —

Sie aß energisch. Ich konnte nichts schlucken. Anfangs bestand sie darauf, mit finsterer Miene zu schweigen. Dann spielte ihr gutes Herz ihr einen Streich. Mitten im Zerteilen eines sehr zähen Hühnerflügels legte sie Messer und Gabel nieder, und, mich besorgt anblickend:

„Titichen, Sie essen ja gar nichts!" bemerkte sie.

„Es lockt mich nichts!" bemerkte ich mit einem wegwerfenden Blick auf die um unsere Teller herumgruppierten Schüsselchen.

„Mich auch nicht . . . aber ich habe Hunger!“

„Ich nicht.“

„Aber etwas müssen Sie doch zu sich nehmen, es ist ja erschrecklich, wie mager Sie geworden sind, wie blaß Sie aussehen!“ —

Keine Antwort. —

„Und da wollen Sie behaupten, daß Sie sich wohl fühlen hier?“

Wieder keine Antwort.

Sie hob die Sitzung auf. — Oben in meinem Zimmer legte sie mir die Hände auf die Schultern, sah mir lang und voll in die Augen und seufzte. —

Ich wendete mich ab. Dann:

„Seien Sie froh, daß Sie nicht in meiner Haut stecken!“ sagte ich.

Sie fuhr mir einmal über die Wangen, dann ließ sie mich allein.

Sie ist ein Schatz! —

Wohl fühlen! — Mit dem Wohlfühlen ist's freilich eine eigene Sache. — Immerhin, mein Schmerz fühlt sich hier weicher gebettet als anderswo, und die rasende innere Unruhe, die mich peinigt, löst sich wenigstens zeitweilig in Schwermut auf.

Ich habe mein Fenster geöffnet, damit das Lied des Niagara zu mir dringen könne. Seltsam . . . Der Niagara hat nicht nur eine Stimme, wie er auch nicht nur ein einziges, sondern viele Gesichter hat. Der Niagara hat noch mehr Stimmen, als er Gesichter hat. Manchmal hört man die Stimmen einzeln, dann wieder alle vereinigt zu einem mächtigen Chor, und

der Chor singt immer dieselbe Hymne einer alle Hindernisse gewaltig besiegenden, sich endlich rücksichtslos preisgebenden Leidenschaft. —

Nachdem wir schweigsam und traurig unser Gabelfrühstück verzehrt, gingen wir aus — gingen über die Brücke und schritten stumm nebeneinander durch die Wälder am Rand des Falls. Wir begegneten vielen sonntäglich aufgeputzten Menschen mit ihrer Nachkommenschaft. Sie waren wieder alle sehr häßlich — derbe unregelmäßige Züge, hohe Schultern, große flache Füße, abstehende rote Ohren. — Es läßt sich nicht leugnen, daß der Menschendurchschnitt in Amerika nicht an Schönheit leidet. —

Als wir uns der Brücke näherten, bemerkten wir einen ansehnlichen Menschenauflauf. —

„Er geht unter . . ."

„Der unartige Bub' ist nicht der Mühe wert, daß ein Mensch sein Leben aufs Spiel für ihn setzt!"

„Dort . . . dort . . . Nein, der Mut!"

„What pluck! Bei einem Amerikaner ist das doch selbstverständlich!" Letztere Behauptung stammte von einem jungen Mann ohne Hut und mit sehr vielen Pickeln auf einem glattrasierten Gesicht. — Er machte sich wichtig und tat — als ob er sich seines Jacketts entledigen wollte, um den Neufundländer zu spielen, ein Vorhaben, an dem ihn ein junges Frauenzimmer, das entweder sein Weib oder seine Braut war, mit allem Aufgebot ihrer Kräfte zu hindern trachtete. —

„Regen Sie sich nicht auf, dem ist nicht ernst

drum seine Haut zu riskieren, der tut nur so," rief wegwerfend ein alter Yankee mit einem grüngelben Ziegenbart. —

"Silly little chap!" schrie indessen händeringend eine arme Frau neben einem Kinderwagen, in dem ein Baby schlief. —

Eine zweite stand wie festgebannt, einen dunkelblauen Männerrock in den Händen.

„Mein armer, kleiner Liebling, mein Herzblatt," sagte die Frau, die den Rock hielt.

"Oh sister, sister, sei doch nicht so verzweifelt," rief die Frau neben dem Perambulator — "Don't worry, it'll all come right!"

„Um was handelt sich's denn eigentlich?" rief ich, aufs äußerste gespannt. —

Die Sache war einfach genug. Zwei Buben hatten sich gezankt, und einer von den beiden hatte den kleinen Hund des anderen ins Wasser geworfen, um seinen Freund zu ärgern, wahrscheinlich ohne die Gefahr, in die er das Tierchen dadurch brachte, zu überlegen, und der Besitzer des Hündchens war, wahrscheinlich auch ohne die Gefahr zu überlegen, ins Wasser gesprungen, das Hündchen zu retten; so glatt das Wasser auch da zu Füßen des Waldabhangs erschien, es war doch äußerst tückisch — der Kleine konnte nicht an dagegen — noch ein paar Sekunden und er wäre in die Strömung geraten, da habe ein Mann, der zufällig vorbeikam, seinen Rock abgestreift und sei wie ein Blitz den Abhang hinabgerast, dem Kinde beizuspringen. —

„Wenn er imstande ist, der Strömung auszuweichen, so ist keine Gefahr . . . um Gotteswillen . . . jetzt — entsetzlich . . . da . . . da . . . er hat ihn! — Sogar das Hündchen hat er gerettet — der Bub' hält das Hündchen!"

"Thank God, thank God!" schluchzte der kleine Missetäter, die Fäuste in den Augen. —

„Ja, danke Gott dafür, daß er mit heiler Haut davongekommen ist, du heilloser Tunichtgut!" riefen ein paar Leute. Offenbar schienen sie zu finden, daß der Tod seines Freundes eine gerechte Strafe für seine unbedachte Grausamkeit gewesen wäre.

Die Mutter des Kleinen hatte indessen ihren Jungen in ihren Mantel eingehüllt, den sie sich von den Schultern heruntergezogen hatte. Sie küßte und herzte ihn und vergoß Tränen über ihn. Der kleine Missetäter hatte sich herangeschlichen und reichte ängstlich der Mutter die Hand:

„Mir ist so leid. Ich bitte um Verzeihung!"

Aber die Menschen rings herum schrien immer noch wild durcheinander:

„Er verdient keine Verzeihung — er hätte verdient, seinen Freund ertrinken zu sehen!" — Das war wieder einmal echt amerikanisch. —

— — — Beim Heimgehen fröstelte ich so, daß ich dem Wunsch nicht widerstehen konnte, mir eine schöne, breite Pelzstola aufs Zimmer schicken zu lassen, die mit andern ähnlichen Dingen in der Hall ausgestellt war. — Dann bestellten wir uns Tee ins Zimmer hinauf. Wir wollen morgen abreisen. —

Drei Uhr früh. —

Die Augen sind mir heiß und geschwollen vom Weinen. —

Schlafen kann ich doch nicht. So will ich, um mich zu beruhigen, einfach versuchen, die unruhigsten und ereignisvollsten Stunden meines Lebens in meinem Tagebuch zu schildern.

Wir waren darin übereingekommen, den nächsten Morgen abzureisen. Olde packte im Nebenzimmer. Da klopfte es. Ein Kellner brachte mir ein Paket — — ein großes, flaches Ding zwischen zwei Pappen. — Mir wurde plötzlich ganz kurios zumute; wie ein elektrischer Strom fuhr mir's durch die Glieder. — „Der Herr läßt fragen, ob er Sie einen Augenblick sprechen könnte, Madame," erläuterte der Kellner, während ich hastig mit einem Messer, das noch bei den Resten unseres five o'clock-Tea's lag, den Bindfaden durchschnitt. Das Paket enthielt mein Porträt von Roy Harrison, die Federzeichnung, die er aus dem Gedächtnis von mir gemacht hat. — Der Atem versagte mir, während ich doch (mich vor dem Kellner verstellend) so gleichgültig als möglich sagte: „Wollen Sie Mr. Harrison mitteilen, er möge so bald kommen als es möglich ist," sagte ich, „wir wollen mit dem Nachtzug abreisen — und haben vorher noch viel zu tun!" —

Der Nachtzug war eine Erfindung; aber ich schämte mich vor dem Kellner, schämte mich ganz blödsinnig, daß ich's gar so eilig hatte, Roy Harrison wiederzusehen; das mußte ich doch irgendwie be-

mänteln. — Aber als er wenige Minuten später hereintrat, bemäntelte ich nichts, sondern zeigte ihm meine Freude ganz unverhohlen.

„Das ist eine schöne Überraschung," rief ich und streckte ihm die Hand entgegen. „Denken Sie, als Sie das Washington so schnell, so ohne Sang und Klang verließen, hatte ich mir's in den Kopf gesetzt, daß Sie gar nichts mehr von mir wissen wollten. — Ich zerbrach mir den Kopf darüber, durch was ich Sie geärgert haben konnte."

„Geärgert? Sie mich? — Gräfin!" Er sah mich aus leuchtenden dunklen Augen so seltsam an, so seltsam, daß ich's kaum bemerkte, daß er vergessen hatte, meine Hand freizugeben. —

„Nun, wir wollen nicht weiter forschen," erwiderte ich hastig, verlegen und tief innerlich befriedigt; den Blick aus seinen Augen konnte ich nicht mißverstehen, bildete ich mir ein! Ich Törin! „Jedenfalls freu ich mich des Zufalls, der uns hier zusammengeführt hat. — Wie kommen Sie eigentlich her?" fügte ich hinzu, und dabei durchzuckte mich plötzlich eine wundervoll aufregende Vermutung, daß unsere Begegnung gar keine zufällige, daß er mir zielbewußt nachgereist war. —

„Der Niagara ist mein alter Freund," erwiderte er, „ich . . . besuche ihn jedesmal, wenn mir meine Nerven aufspielen, wenn ich mit mir . . . fertig werden will. — Ich sah Sie gestern im Vorübergehen, Gräfin, da... entschloß ich mich, hier meinen in St. Na-

poleon versäumten Abschiedsbesuch bei Ihnen nachzuholen!"

„Warum haben Sie mich denn nicht schon gestern aufgesucht?"

Er zog die Brauen zusammen und biß sich in die Lippen; dann sehr schroff: „Weil ich mich gestern entschlossen hatte, es nicht zu tun . . . aber heute habe ich Sie noch einmal erblickt, und . . ." Er brach ab.

„Sind Sie zufrieden?" fragte er, und deutete auf seine Zeichnung. —

„Mir ist keines der dreißig bis vierzig Porträts, die von mir gemacht worden sind, annähernd so sympathisch wie dieses," erwiderte ich ihm.

„Das kommt daher, daß die andern dreißig bis vierzig nur die schöne, elegante Frau wiedergeben wollten. — Ich aber habe getrachtet, das Bild der liebenswerten Frau festzuhalten!"

Seine Stimme war heiser und seine Worte stürzten sich eins ins andere wie bei einem Trunkenen. — „Ich denke, es ist mir gelungen . . . fast wenigstens!" —

„Fast? . . . Wie können Sie das sagen — das Bild ist eine Verklärung," rief ich. „Ich danke Ihnen dafür, daß Sie mich so sehen! Und soll das Bild im Weekly erscheinen?"

„Nein," erwiderte er, „für das Weekly hab' ich ein anderes gezeichnet!" Und er fing an, in seiner Mappe zu kramen. — „Das Bild einer geistreichen Frau mit einer stolz gleichgültigen Haltung und einem gutmütig persiflierenden Lächeln!" Er legte es mir vor. Es war genial gemacht, freute mich aber nicht

annähernd so wie das erste Bild. — „So sieht Sie die Welt, und so sind Sie in der Welt," sagte er. „So," er deutete auf das erste Bild, „so waren Sie, wenn wir ungestört miteinander plauderten. — Das Bild," er berührte es leise und zärtlich mit der Hand, „das lasse ich nicht reproduzieren, es ist mir zu heilig dazu. — Nur für mich selbst hab' ich eine Kopie davon gemacht. Darf ich mir die behalten?" Er sah mir flehend in die Augen, als ob sein Leben von meiner Antwort abhinge. —

Da klopfte mir das Herz bis in den Hals hinauf; ohne mir recht klar zu werden, was ich tat, trat ich einen Schritt näher an ihn heran.

„Warum wollen Sie eine Kopie von dem Bild behalten . . . könnten wir das Bild nicht gemeinschaftlich besitzen?" murmelte ich.

Meine Stimme schien mir selber fremd, so dünn und ängstlich, wie die eines Kindes, klang sie. — Ich hielt den Kopf gesenkt, vermochte es infolgedessen nicht, seinem Gesicht abzulesen, wie er meine Worte aufnahm. Leicht war mir's nicht geworden, sie auszusprechen, und natürlich erwartete ich eine Belohnung dafür. Es kam nichts . . . gar nichts.

Ich wurde ungeduldig und verlegen, aber nun war doch alles einerlei, wenn ich so weit gegangen war, konnt' ich auch weiter gehen. Ich legte ihm leise die Hand auf den Arm . . . „Haben Sie mich denn nicht verstanden? . . . Roy!" flüsterte ich.

„Verstanden!" stammelte er; dabei nahm er meine Hand und führte sie an seine Lippen, „verstanden . . .

Sie meinen . . . Sie könnten . . . könnten sich entschließen . . . meine . . ." Der Atem versagte ihm.

„Nun ja!" lachend und schluchzend zugleich stieß ich's hervor, „ich könnte mich entschließen, die Frau Roy Harrisons zu werden, und . . . und ich wäre sehr stolz darauf, seinen Namen zu tragen!" Noch immer hielt ich den Kopf gesenkt, als erwartete ich, daß die warmen, goldenen Wellen des Glücks über mir zusammenschlagen sollten. Nun mußte es doch kommen, nun endlich! — Aber nein, wieder kam nichts, und als ich dann endlich, unsicher und ängstlich, doch zu Roy aufblickte, um zu entdecken, warum es nicht kam — da sah ich, daß Roys Antlitz so blaß geworden war, wie das eines Menschen, dem vor Schrecken das Blut in den Adern stockt, und als er endlich doch ein paar Worte herausbrachte, waren sie fast unverständlich — so leise und heiser: „Also doch . . . ich konnt's nicht glauben . . . wollte nicht!" Dann lauter, fast schrill: „Oh . . . wie grenzenlos, wie unaussprechlich traurig!"

„Aber, was ist denn traurig dabei?" drang ich in ihn. Ich begriff noch immer nicht.

„Was?" Er blickte zu mir nieder mit einer so hilflosen, starren Verzweiflung, daß mir ein Frösteln durch alle Glieder lief. „Was traurig ist? . . . Daß etwas so Herrliches, wie's unser Glück gewesen wäre, nun einmal nicht zustande kommt auf dieser Welt, daß es nicht sein kann . . . nicht kann. — Weil . . . nun einfach — — — weil ich gebunden bin!" Seine Stimme klang immer leiser. — Es war, als ob er

sich beim Sprechen mit jedem Wort weiter, immer weiter von mir entfernte.

„Sie sind verheiratet," murmelte ich, und ihn nicht ohne Vorwurf anblickend: „Warum haben Sie mir das nicht früher gesagt?"

„Ich konnt' es nicht über mich bringen . . . und . . . und — das schwör' ich Ihnen — ich glaubte der einzige von uns beiden zu sein, der litt!" —

Ich blieb stumm. —

„Ich hatte unrecht!" gestand er demütig. „Unrecht gegen Sie und gegen meine Frau! Meine arme, liebe Frau!"

Er sprach in einem Ton von seiner Frau, der mir weh tat. Er merkte es. Das Blut stieg ihm in die Stirn. —

„Sie ist das süßeste Geschöpf in der ganzen Welt," murmelte er, „und ich verdanke ihr alles!" „Oh . . .!" Alles drehte sich um mich herum. — Ich schwankte. Ich griff nach irgend etwas, um mich zu stützen. — Da streckte er die Arme nach mir aus — fast heftig wehrte ich ihn ab. — Ich schloß die Augen; als ich sie wieder öffnete, war er fort. — Ich sank erschöpft in einen Sessel, als Olde eintrat. —

„Um Gotteswillen!" rief sie, „was ist Ihnen?" Sie holte Eau de Cologne, rieb mir die Schläfen, dann: „Sind Sie vor etwas erschrocken — was war's?"

Mühsam hob ich den Kopf. —

„Was es war?" stammelte ich und fuhr mit der Hand über meine Stirn. „Was es war? Ich habe

Roy Harrison einen Heiratsantrag gemacht . . . und er hat mich abgewiesen!" —

Olde fuhr zusammen. — „Sie hätten sich entschließen können, Roy Harrison zu heiraten!" rief sie aus — „Sie!"

„Ich!" —

Da schüttelte sie nur langsam ihren großen Kopf.

„Das Land der unbegrenzten Möglichkeiten!" murmelte sie.

— — —

New York, Plaza Hotel, 3. Juni.

Olde hat ihren Willen durchgesetzt — ich habe mich bereit erklärt, nach Europa zurückzukehren. — Was soll ich noch hier. — Das Land der unbegrenzten Möglichkeiten hat keinen Reiz mehr für mich, seitdem ich einsehen mußte, daß Olde recht gehabt hat, indem sie behauptete, daß das Wort „unbegrenzte Möglichkeiten" ein Bluff sei, und daß es in Amerika ebensowenig wie irgendwo anders „unbegrenzte Möglichkeiten" gibt. —

Wir haben dem schönen Niagara den Rücken gekehrt und sitzen wieder im Plaza. Es ist alles abgemacht. — Wir reisen auf demselben Schiff mit Onkel Raimund, auf der „Wehrland". — Am 10. Juni stechen wir in See. —

Was ich in Wehrland anfangen werde, das wissen die Götter. — Ich fürchte mich entsetzlich davor — besonders vor der Auseinandersetzung mit Botho, die leider, ich weiß es ganz gut, unvermeidlich ist. —

Aber wenn ich mich einerseits vor Europa fürchte — so graut mir andererseits vor Amerika. — Wenn er mich wirklich liebte . . . so . . . mein Gott . . . eine Scheidung ist ja nicht schwer zu erlangen in Amerika — und ich . . . ich bin freilich katholisch . . . aber . . .

Großer Gott! Wohin verirren sich meine Gedanken . . .

Er liebt mich nicht! — nicht wirklich. — Er liebt seine Frau — eigentlich liebt er nur sie. — Nie werd' ich den weichen, verschleierten Ton seiner Stimme vergessen, als er sagte: „Sie ist das süßeste Geschöpf der Welt — und ich verdanke ihr alles . . .“ Nun, das eine weiß ich, ich will nicht fort von Amerika, ehe ich entdeckt habe, welcher Art die Frau ist, der Roy Harrison alles verdankt. —

Wenn ich mir doch die Adresse der Inspectreß verschaffen könnte, die uns damals durch das Armenviertel pilotiert hatte! — Die schien über Roy Harrison und seine Verhältnisse genau orientiert zu sein. — Ich will meinem kleinen Freund Mr. Carwood schreiben. —

6. Juni, abends.

So, jetzt weiß ich alles, alles! — Nachdem ich mir die Adresse der Inspektorin verschafft, fragte ich telephonisch bei ihr an, wann ich sie besuchen dürfte. — Sie bestellte mich auf heute vormittag, und als ich erschien, empfing sie mich mit einer Herzlichkeit, die mich überraschte und tief rührte. —

Offenbar muß unsere gemeinschaftliche Wanderung durch die Slums von New York ein Ereignis in ihrem Leben gewesen sein.

Ohne viele Umschweife zu machen, erzählte ich ihr, daß ich Roy Harrison in St. Napoleon kennen gelernt! — Sie wußte schon davon, auch daß er mein Bild gezeichnet — und daß die Illustrationen zu den "Astonishments" von der Firma Mallard bei ihm bestellt worden seien. — Sie nannte mir die Summe, die er von der Firma dafür erhalten solle, eine ungeheure Summe. Dann fragte sie mich:

„Und wie hat er Ihnen gefallen — war er Ihnen sympathisch?"

Ich antwortete oberflächlich.

„Kennen Sie seine Frau?" fragte ich. —

„Ob ich die kenne! Wir sind befreundet, von Jugend an, Nancy und ich!"

„O!"

„Hat Roy Ihnen von ihr erzählt?"

„Ja," erwiderte ich und hatte Mühe, die Worte herauszubringen — „er hat mir gesagt, she's the sweetest girl in the world — und ich verdanke ihr alles!"

„Das ist buchstäblich wahr!" rief sie aus — „Ich kann's bestätigen — ich hab's mit erlebt, wie sie ihn aus dem Sumpf gezogen hat!"

„Stammt er wirklich ... aus den untersten Klassen?"

„Aus den untersten Klassen — wenn's nur das

wäre — Kellner und Laufbursche war er in einer der berüchtigtsten Schenken von New York!"

„Aber?" Dies war für mich der rätselhafte Punkt . . . „Ihre Freundin . . . muß ja aus gutem Hause gewesen sein — ein Mädchen mit anständiger Erziehung . . .!"

„Ja," die Inspectreß nickte — „ihr Vater war Arzt — starb leider mittellos — die ältere Schwester hat gut geheiratet — Nancy wollte nie etwas von ihr annehmen, und war Zeichenlehrerin an einer Mädchenschule . . ."

„Nun . . . wie konnte die mit dem Laufburschen aus einem solchen Lokal . . . in freundschaftliche Beziehungen treten?" —

„Ja, das hatte seine eigene Bewandtnis. — Er kam einmal dazu, wie sie auf dem Heimweg aus der Schule von ein paar Rüpeln attackiert wurde. — Er verteidigte sie und verliebte sich in sie; seitdem wartete er, nur um sie beschützen zu können, jeden Abend zwischen sechs und sieben — um die Zeit war er frei — an der Ecke derselben berüchtigten Straße, die sie auf ihrem Heimweg aus der Schule passieren mußte — dabei versuchte er's nie, sich ihr zu nähern. Sie war's, die endlich ein Gespräch mit ihm anknüpfte. Er interessierte sie. Eines Tages forderte sie ihn auf, mit ihr in ihre Wohnung hinauf zu kommen, und eine Tasse Tee bei uns zu trinken. Wir wohnten damals zusammen, Nancy und ich — Sie können sich vorstellen, wie ich mich freute! . . ."

„Sie waren entsetzt!“

„Und ob! Natürlich war ich entsetzt ... ich bitte Sie, ich hielt etwas auf mich — als Enkelin eines verkrachten Plantagenbesitzers aus Virginia. — Ich stand auf und verschwand aus dem Zimmer, als sie ihn aufforderte, sich niederzusetzen, und als sich dann die Tür hinter ihm geschlossen hatte, da hab' ich Nancy eine fürchterliche Szene gemacht. Ich sah nur das Gewöhnliche an ihm, das, was für seine damalige Umgangs- und Beschäftigungssphäre typisch war... auch seine allerdings auffallende Schönheit — die aber durch seine Art sich zu kleiden, durch seine Haltung, seine Manieren und Sprechweise einen sehr unangenehmen Beigeschmack hatte ... Gott verzeih mir, ich habe meine arme Nancy, die ihres dürftigen Äußeren halber niemals von Männern ausgezeichnet worden war, einer unwürdigen Leidenschaft geziehen. — Die Augen, mit denen sie mich angesehen hat ...“ Die Inspectreß stockte. —

„Nun?“ drang ich in sie.

„Sie war tief verletzt — aber sie bewies einen unerhörten Mut. — Nie werd' ich die glockenreine Kinderstimme vergessen, mit der sie mir erwiderte: ‚Du hast ganz recht. Ich liebe ihn. — Von ganzem Herzen liebe ich ihn. Aber Häßliches und Unwürdiges ist nichts dabei. Du kannst wählen zwischen ihm und mir. Er braucht mich — du brauchst mich nicht!‘ — Natürlich hielt ich zu ihr ... ich wollte sie nicht ganz ohne Schutz dem Verkehr mit ihrem Apachen preisgeben!“ Wieder

stockte die Inspectreß und wieder drang ich in sie, ihren Bericht fortzusetzen. —

„Nun . . . und?"

„Nach vierzehn Tagen war ich ebenso überzeugt davon, wie Nancy, daß Roy ein Ausnahmemensch und sie vom Schicksal dazu auserwählt sei, ihn von seiner Vergangenheit zu erlösen. Es ist ihr gelungen. — Er lohnt's ihr jetzt, aber das ist nur in der Ordnung. Was sie für ihn getan hat, das hat noch keine Frau für einen Mann getan! —"

„Nun ja," fast mit einer Art Widerspenstigkeit sagte ich's, „sie hat ihn geliebt — hat ihn erzogen, und wie er ein großer Künstler geworden war, hat sie ihn geheiratet!"

„Nein — nein, das war's nicht — nicht einmal, daß sie ihn aus der Gosse gezogen — direkt aus der Gosse heraus in ihren Verkehr aufgenommen hat — ist das Merkwürdige. Es war etwas anderes . . . Sie liebte ihn mit jeder Faser ihres armen schwachen Körpers, mit jedem Gedanken ihrer großen starken Seele. Sie hat ihn nicht nur denken und fühlen, sondern auch lesen und schreiben gelehrt. Zum Dank dafür hat er ihr ein Alphabet gezeichnet, das aus Bildern bestand — jeder Buchstabe eine andere charakteristische Figur. Das Zeichnen war ihm angeboren. — In dem Dive,*) wo er Laufbursche war, hat er sich manchen Dollar als Schnellzeichner erworben. — Nancy erkannte sofort sein hervorragendes Talent,

*) Eine verrufene Art Schanklokal.

sie gab ihm Zeichenstunden, verschaffte ihm Illustrationsarbeit in kleineren Zeitungen. Aber es ging ihm doch recht schlecht — und materielle Unterstützungen wollte er nicht annehmen von ihr. Da heiratete sie ihn. Sie war selig. — Aber sein Talent entwickelte sich immer großartiger. Sie wurde sich klar darüber, daß es nur der nötigen künstlerischen Disziplin und Fertigkeit bedürfe, um aus ihm einen der größten Künstler seiner Zeit zu machen — und so setzte sie sich's in den Kopf, daß er drei Jahre lang in Paris studieren sollte. Sie besaß ein kleines Kapital und schlug alles in die Schanze, um ihren Plan durchzuführen.

Ursprünglich hatte sie Roy nach Paris begleiten wollen. Aber als die gemeinschaftlichen Reisevorbereitungen schon im Gange waren, merkte sie, daß ihr immer etwas schwacher, linker Fuß fast völlig zu versagen anfing. Sie ging allein zu ihrem Arzt, um ihn zu konsultieren. Der Arzt sagte ihr die Wahrheit, Lähmung der unteren Extremitäten binnen sechs Monaten. Von da ab beginnt ihr Heldenmut. — Mit keinem Wort verriet sie Roy ihre innere Gebrochenheit, noch ließ sie ein Wort fallen von dem sie bedrohenden Schicksal. Sie spielte die Gesunde, fand Vorwände, in Amerika zurückzubleiben — und ließ ihn allein reisen, versprach nachzukommen, erfand neue Gründe dafür, es zu verschieben. — Drei Jahre lang führte sie die Komödie durch. Drei Jahre lang erduldete sie die Trennung von ihm. Daß sie es durchsetzte, ihn

fernzuhalten, beweist leider, daß sie ihm nicht unumgänglich nötig war — daß seine Kunst ihm näher am Herzen lag, als seine arme, blasse, verwachsene kleine Frau. Briefe schrieb er ihr, wundervolle, geistvolle, reichillustrierte Briefe — Radierungen von ihm sandte er ihr, auch vielgelesene Blätter mit Illustrationen von ihm. —

Den Tag, an dem er erwartet wurde, war ich's, die ihr ein hübsches weißes Kleid anzog — und Blumen in ihr Zimmerchen stellte. — Als ich seinen Tritt auf der Treppe hörte, verschwand ich. Was dann zwischen ihnen vorgegangen ist, weiß ich nicht — nur so viel weiß ich, als ich sie den nächsten Tag besuchen kam, hatte sie die verklärtesten Augen, die ich je aus dem Gesicht einer Frau habe herausleuchten sehen. — Und eine glückliche Frau ist sie geblieben — er trägt sie auf Händen!"

„Und ist er glücklich?" fragte ich, und war mir genau der eifersüchtigen Bosheit bewußt, der meine Frage entstammte. —

„Ich weiß nicht," murmelte Miß Bird — „wenn er mit ihr beisammen ist, macht er den Eindruck — aber wenn ich ihm auf der Straße begegne, so erschrecke ich manchmal über die trostlose Traurigkeit in seinem Gesicht. — Alle Jahre verläßt er sie . . . auf ein paar Wochen — meist um in Kanada zu jagen!"

„Um sich von der Anstrengung zu erholen, glücklich zu scheinen," dachte ich bei mir — und wieder

wurde ich mir meiner eifersüchtigen Bosheit bewußt. War es am Ende nur aus dieser eifersüchtigen Bosheit heraus, daß sich der Wunsch in mir regte, sie kennen zu lernen? —

7. Juni.

Ja, ich hab' sie kennen gelernt, seine Frau, seine Erlöserin, auf die ich so schmerzlich eifersüchtig war. — Ich bin nicht mehr eifersüchtig — nur traurig, daß ich ihm nicht so viel geben kann, wie sie ihm gegeben hat . . . Vielleicht ist sie noch trauriger, weil sie ihm nicht geben kann, was ich ihm geben könnte.

Ein Lächeln auf den Lippen lebt sie weiter oder stirbt sie hin. Ich weiß nicht, wie ich's eigentlich nennen soll, — nur das eine weiß ich, daß die Askese, zu der sie sich erst gezwungen hat und zu der nun ihr Siechtum sie zwingt, ihr nichts von der unendlichen Anmut ihrer Seele, der Zartheit und Wärme ihres inneren Empfindens geraubt hat. —

Gewöhnlich werden die Menschen, die sich zu viel haben überwinden müssen im Leben, steif und hart — so daß ich ihnen zurufen möchte: „Seid nicht so tugendhaft, wenn's euch unausstehlich macht, sündigt lieber drauf los, vielleicht werdet ihr ein wenig besser und duldsamer davon." — Und darauf kommt's ja doch hauptsächlich an. Die Tugend ist ja nichts als ein Luxus, ein großer schöner Luxus, den nicht jeder erschwingen kann. — Es gibt Naturen, die die Sünde — warum gebrauche ich den altmodi=

schen Ausdruck — die sinnliche Befreiung und Befriedigung brauchen, um zu gedeihen, um nicht nur physisch, sondern in ihrem ganzen Empfinden fruchtbar zu werden, wie manche Felder den Dünger brauchen, um fruchtbar zu werden. Nur der ganz reiche gottgesegnete Boden braucht nichts als ein wenig Regen und sehr viel Sonnenschein, um freudig zu spenden. —

Für Nancy aber war, und das merkte ich, nachdem ich fünf Minuten lang mit ihr zusammen gewesen war, die Tugend kein Luxus und auch nichts, das ihr Entbehrungen auferlegte, sondern einfach eine Lebensbedingung — alles andere waren Dinge, die sie nicht begriff und an die sie kaum glaubte, selbst wenn sie oft ganz handgreiflich dagegen angerempelt sein mochte, was ihr in ihren bescheidenen Lebensanfängen nicht erspart sein konnte, damals — ehe noch Roy schützende Rosenhecken um ihre Existenz aufgebaut hatte. —

Die Inspectreß hatte sie schon auf meinen Besuch vorbereitet. — Die Autorin der berühmten „Naivetäten" hatte den Wunsch gehegt, die Gattin des berühmten Roy Harrison kennen zu lernen. — Für gewöhnlich erteilte die Gattin des berühmten Roy Harrison keine Audienzen, außer recht armen traurigen Menschen, die ihren Zuspruch notwendig brauchten — ließ überhaupt keine Fremden an sich herankommen — und wenn sie für mich eine Ausnahme gemacht, so war es wohl nicht so sehr das Verdienst der "Astonishments", sondern das der

lieben Inspectreß, die eine so besonders anziehende Schilderung von mir entworfen hatte.

Die Wohnung der Harrisons befindet sich am Rand des alten Bowerie-Viertels, gegen dessen Mißstände Roy seit zehn Jahren so heftig und erfolgreich kämpft — im obersten Stockwerk einer der neuen Tenementshouses, dessen sämtliche Gelasse mit allem nötigen Komfort ausgestattet sind und mit allen hygienischen Maßregeln, die gegen Epidemien vorbeugen. —

Das Volk hegte Mißtrauen gegen die neuen Tenements, wie gegen alles Neue, und erst der Umstand, daß Roy selbst in das erste der fertiggestellten Häuser einzog, noch obendrein mit seiner zarten, kränkelnden Gattin, flößte den Obdachbedürftigen der Gegend Vertrauen ein. Das einzige, was die Harrisons von den andern voraushaben, ist der Lift — hier sagt man Elevator — den Roy Harrison in das Haus hineinbauen oder vielmehr von der Rückseite daran anbauen ließ — zur Erleichterung seiner Frau, — außerdem haben die Harrisons die zwei Wohnungen, die sich in jedem Stockwerk befinden, zu einer einzigen vereinigt — zwischen zwei Zimmern ist eine Wand durchgebrochen, um einen größeren Raum zu schaffen. Über der Wohnung befindet sich Roys Atelier. Der Lift reicht bis hinauf.

Das Haus ist ein Eckhaus, und das „Parlour" sieht aus zwei großen Fenstern auf die Straße hinaus, und aus einem entzückenden Erker auf einen Square, eigentlich einen der vielen schönen, großen,

grünen Gärten, die die Luft des Viertels reinigen und der Jugend duftige und schattige Spielplätze bieten. —

Gerade diese Squares — ein ungeheurer Luxus in dem übervölkerten Viertel — bedeuten den größten Sieg des Idealismus Roy Harrisons über den jeden Zoll Terrain ausnutzenden Geschäftsgeist amerikanischer Bauunternehmer. —

In dem Parlour lernte ich sie kennen. Sie saß in dem Erker. Der Erker war weiß verschleiert. Nur ein Fensterflügel stand offen, um die Luft einzulassen und um Nancy Harrison den freien Ausblick auf den Square zu gewähren. — Sie blickte gerade dort hinaus, als wir eintraten, wandte sich aber sofort und hieß uns mit einem freundlichen Blick willkommen. —

Sie spricht ein klein wenig durch die Nase — aber ihre Stimme ist weich und lieb — eine Kinderstimme — und ihr Gesicht ist ein Engelsgesicht, ein Engelsgesicht von Botticelli, nur mit einem etwas zu langen Kinn — dem Kinn, in dem sich ihre enorme Energie, ihre Zähigkeit in der Ausführung eines gefaßten Entschlusses verrät. Sie ist etwas verwachsen — der Kopf steckt tief zwischen den Schultern, und die langen, schmalen, mageren Hände sind fast die eines Krüppels. Sie empfing mich mit der konventionellen Phrase:

(„Bin entzückt, Sie kennen zu lernen.")

„Delighted to meet you — wie nett von Ihnen, mich aufzusuchen! — Sie kommen von St. Napoleon?"

„Ja!" Ich war sehr befangen. —

„Sie haben doch den Elevator benutzt, um heraufzukommen?"

„Ja!"

"I'm so glad — ich hatte Daisy" — mit einem Blick auf die Inspectreß — „gar nicht daran erinnert, daß sie Ihnen den Elevator anbieten soll — sie steigt immer zu Fuß herauf. Denken Sie . . . den Elevator hat mein Mann erst ein Jahr, nachdem wir uns hier festgesetzt hatten, anbauen lassen. Das ganze Jahr über hatte er mich jedesmal, wenn wir zusammen ausfuhren, selbst die Treppe herauf- und hinuntergeschleppt. — "It was very pleasant!" (Es war sehr angenehm!) Es schimmerte wie eine glückselige Wehmut aus ihrem Blick. — „Aber ich merkte, daß es doch eine Anstrengung für ihn war, poor boy (armer Junge). Da suchte ich ihm die Mühe zu ersparen. — Als er mich darauf ertappte, packte er mich zusammen und brachte mich in ein süßes, kleines Cottage am Hudson. Wie ich nach Hause zurückkam, war der Elevator fertig. Es gibt keinen zweiten wie Roy," murmelte sie halblaut, und dabei blieb ihr Blick stehen, als ob er sich plötzlich in eine Vision vertiefe. —

„Wie entzückend Sie wohnen," bemerkte ich, um das Gespräch von allzu rührungerfüllten Regionen wegzuleiten. „Dies ist das hübscheste Wohnzimmer, das ich je gesehen habe!" Es ist wirklich reizend, die Fenster alle weiß verschleiert und mit duftigen, weißen Batistvorhängen umrahmt — eine Ahnung von grün-

seidenen Gardinen unter dem Weiß hervorlugend — die Wände mit feingefaltetem, weißem Musselin über blaßgrünem Grund bespannt, der Fußboden mit einer grünen Matte überzogen. Ein paar Aquarelle und Zeichnungen hingen an der Wand — Blumen standen überall — und überall lagen Bücher, köstliches Porzellan schimmerte aus einer großen, altholländischen Vitrine.

„Ich freu' mich, daß es Ihnen gefällt," rief Nancy mit ihrer hellen Kinderstimme. „Wir spekulieren das immer sehr sorgfältig aus, Roy und ich — und alle Jahre ändert er ein Zimmer in unserer Wohnung — nur um mich zu beschäftigen — poor old boy!" — Sie wischte sich mit dem Rücken ihrer langen, schmalen Hand flüchtig über die Augen, die plötzlich feucht geworden waren. Die Art, wie sie die drei Worte sprach, verriet, daß sie sich über die Situation vollständig klar war. Ändern ließ sich daran nichts. So warf sie nur tapfer ihren Kopf zurück und rief, sich diesmal an ihre Freundin wendend, aus:

„Jetzt hat er übrigens eine große Freude erlebt. Nicht nur die sittliche Bedeutung, sondern die eminent praktische Organisation seines ‚Home' für verwahrloste Kinder ist in St. Napoleon anerkannt worden, und zwölf der reichsten Männer in Amerika haben große Summen unterzeichnet zur Errichtung solcher Anstalten in verschiedenen Städten der States! — Er ist aus Kanada nach St. Napoleon zurück, um die Sache festzustellen."

„Wie schön!" rief die Inspectreß.

„Ich freu' mich schon so, mit ihm darüber zu plaudern. Heute oder morgen muß er eintreffen. Ich zähle die Stunden!" Und sich plötzlich an mich wendend: „Sie kommen aus St. Napoleon — Sie haben ihn doch kennen gelernt?"

„O ja, er hat mich interviewed für Mallards Weekly!" erwiderte ich etwas verlegen.

Sie heftete die Augen auf mich und betrachtete mich stumm mit ihrem eigentümlich visionären Blick.

„Seltsam!" murmelte sie.

„Was soll seltsam sein?" fragte Miß Bird — die offenbar nicht mit dem visionären Blick begabt ist. —

„Daß er mir so wenig von Ihnen geschrieben hat! — Er schreibt mir doch alle Tage — dicke Briefe — und hat Sie nur flüchtig ein-, zweimal erwähnt!"

„Ich — ich fürchte, er . . . er mochte mich nicht!"

„Mochte Sie nicht? . . . Das wäre noch seltsamer!" meinte sie und lachte ein leises, etwas gebrochenes Lachen — in dem viele Tränen erstickt waren. — „Noch viel seltsamer. — Roy kennt sich aus. Sie sind ja offenbar eine Weltdame — und eine gewisse Sorte von Weltdamen kann er nicht leiden! Weltdamen, die ihm nachlaufen und beständig in begeisterten Phrasen ersterben für die Kunst, von der sie nichts verstehn. Die hat er erst kürzlich in seinen Cartoons abgezeichnet. — Aber Sie . . ."

— wieder der helle visionäre Blick — der nicht in meine Seele hineindrang, sondern hineinschwebte — „aber Sie sind ganz anders — wenn Sie eintreten, so ist's einem, als ob man in einem engen Zimmer ein Fenster geöffnet hätte und der Frühling käme herein mit seinem Glanz und seiner Wärme, seiner Schönheit, seinem weichen Rauschen und süßen Vogelgesang! — Das kann ihm nicht entgangen sein . . ."

Mit einemmal wurde sie sehr blaß . . . sie versank in tiefes Nachdenken. — Die Freundin stand auf.

„Sie ist müde," flüsterte sie mir zu. — Ich erhob mich nun ebenfalls. —

„Gehen Sie schon? — mir ist's leid . . . aber ich bin wirklich ein bißchen müde — die ersten schwülen Tage greifen mich immer an!" —

Eine Minute später waren wir draußen. — Ehe ich das Zimmer verlassen, war ich neben Roy Harrisons Frau niedergekniet und hatte ihr die Hand geküßt. —

8. Juni, vormittag.

Daß ich mich so klein fühlen würde neben seiner Frau, hab' ich nicht erwartet. Neben etwas so Heiligem kann keine Versuchung bestehen. Ich leide entsetzlich, aber ich bin ruhig. Übermorgen geht's nach Hause, ins alte Leben — ins alte Joch zurück. —

Mitten in meine Aufregung schneit der Ruhm hinein.

Mallard, der schon vorgestern Karten abgegeben

hat, sendet einen Boten mit einem Brief, in dem er mir mitteilt, daß die erste Nummer meiner Astonishments geradezu Sensation erregt hat; er ladet uns für heute nachmittag zum Polo nach West-Hampshire. Nach dem Polo zum Diner — "to meet" — wie die Phrase lautet — ein paar besondere Verehrer.

Zugleich ladet uns Mrs. Pincher, die Gattin des Konkurrenten von Mallard, zu einem Lunch im Waldorf. — Ich nehme beides an — ich bin froh, wenn meine Tage mit Zerstreuungen vollgepfropft sind bis an den Rand, wenn mir keine Zeit bleibt, nachzudenken. Oh, wenn ich nur schon am Schiff wäre. Mit eng zusammengeschnürten Flügeln liegt die Sehnsucht in meinem Herzen, von Pflicht und Anstandsgefühl bewacht — betäubt von dem Rummel, in dem jetzt meine Existenz aufgeht. Aber manchmal erwacht sie plötzlich und spricht! — spricht entsetzlich deutlich.

Ich bin ja brav, werde immer brav sein — will nichts anderes sein als brav. Aber Abschied nehmen möcht' ich doch noch von ihm. Manchmal überkommt mich ein wahnsinniger Wunsch, meine Reise aufzuschieben, bis nach seiner Rückkehr nach New York.

Eine letzte Aussprache! Nein . . . ich will nicht — ich weiß es ja, daß mir nach jedem Wiedersehen der Abschied schwerer . . . schmerzlicher wird. —

Ich habe Himmel und Erde, das heißt den ganzen persönlichen Einfluß Onkel Raimunds in Bewegung

gesetzt, um noch eine Kabine auf der „Wehrland“ für uns zu erwerben. — Nun kann ich nicht mehr zurück.

Soeben erhalte ich einen Brief Miß Kendletons, die mich abermals dringend nach Philadelphia einladet. —

Ich könnte immerhin den Vorwand benützen — — um . . .

Nein! Nein! Ich will nicht. —

— — — — —

Ich hab' nicht weiterschreiben können, vielleicht eine Stunde bin ich auf und ab gegangen in meinem Zimmer, um mich zu beruhigen! — Am Ende bin ich auf einem falschen Weg — und all der Zwang, all die Überwindung, die ich mir auferlege, all der Schmerz, zu dem ich mich und ihn verdamme, sind ganz unnötig . . .

Eine berühmte Schriftstellerin — eine unserer berühmtesten, die ich die Ehre hatte persönlich zu kennen — erzählte mir einmal die Geschichte ihrer Ehe.

Sie war auch in einen verheirateten Mann verliebt. Nachdem sie sich in Entsagungsvorsätzen wundgeschlagen, lösten sie und der Geliebte den Konflikt wie ein Rechenexempel. Wenn er sich nicht scheiden ließ, litten drei Menschen — wenn er sich scheiden ließ, litt nur ein Mensch. Ergo wurde die Scheidung Pflicht, damit die Summe des Leidens um zwei Drittel verringert würde. Diese streng mathematische Lösung erschien meiner verehrten Gönnerin als die einzig gerechtfertigte. —

Was mich anbelangt . . .

Olde erinnert mich an das Lunch im Waldorf. — Es wird Zeit, mich dafür zu schmücken. —

Ein Uhr nachts.

Olde packt im Nebenzimmer — ich schreibe — dabei fallen meine Tränen unaufhörlich auf das Papier. — Ich habe das Gefühl, als ob diese Tränen das Blut meiner Seele wären — als stünde meine arme Seele im Begriff, zu verbluten. Wenn ich nur wenigstens wüßte, ob ich recht getan habe — ob's nicht einfach glatte Philisterei war — kläglicher Selbsterhaltungstrieb — Angst vor der öffentlichen Meinung, die mich gerettet haben. —

Ich will meine Gedanken sammeln zu einer letzten, rücksichtslosen Beichte, vielleicht komm ich dann eher zur Ruhe. Und die Ruhe scheint mir jetzt das einzige, wonach ich in meinem Leben noch streben möchte. —

Ich hatte mich zusammengerappelt und auch ganz schön gemacht für das Lunch in Waldorf — ein reichgesticktes, weißes Batistkleid hatte ich angetan über ein Unterkleid von blaßlila Seide — und einen großen Hut aus derbem, glänzendem, blaßgelbem Stroh mit einer Girlande von Glyzinen umschlungen.

Ja, ich sah hübsch aus, und als ich mich ein letztes Mal im Spiegel betrachtete und meine langen schwedischen Handschuhe anstreifte, wurde mir leid, daß mich gerade der nicht sehen würde, dem ich vor allen hätte gefallen wollen. — Aber ich schlug mir den Gedanken energisch aus dem Kopf, nahm

mir vor, allem, was mich in den letzten Wochen gelockt und gequält hatte, den Rücken zu kehren — ein Stück vorwärts zu gehen auf dem Wege, den Pflicht und Vernunft mir wiesen — und wenn ich den Tag auch nur ein kleines Stück vom Fleck kam, sei's drum, wenigstens würde der Anfang gemacht sein. —

Das Frühstück war reizend. In einer Ecke des Speisesaals, gegen einen sehr geschmackvollen Paravent zwischen üppigen, grünen Palmen in mächtigen Fayencetöpfen stand der Tisch, mit Rosen geschmückt. Zwei künstlerische Notabilitäten und ein Milliardär zählten zu den Gästen. —

Essen konnte ich nichts, aber dafür ergab die Hitze einen genügenden Vorwand, und ich plauderte, was das Zeug hielt, bestätigte den Empfang der meiner Literatur entgegengebrachten Huldigungen mit der nötigen Verbindlichkeit, ob sie mir mundeten oder nicht, und sagte viele witzige Dinge, die mehr bewundert wurden, als sie's verdienten. —

Als wir aufstanden, um uns zwischen dem Gewirr von Palmen und Paravents und kleinen Tischen hinauszuwinden und uns in den Rauchsalon zu verfügen, wo der Kaffee genommen werden sollte, murmelte der Milliardär:

"Ah, it's the royal party!" Und in der Tat erblickte ich meine lieben Anverwandten lebensmüde um zwei verschiedene Tischchen gruppiert. — Außer Onkel Raimund, der überhaupt nie die Laune verliert, wenn er nicht gerade dazu kommt, daß ein Hund malträtiert wird, oder wenn jemand auf einem ver-

stimmten Klavier die Mondscheinsonate spielt — und meiner Tante Emmy, deren Beruf im Leben darin zu bestehen scheint (wie Mutz behauptet), den Menschen den Kopf zu halten, wenn sie seekrank sind — waren alle mit sich, einander und Amerika zerfallen. —

Die beiden Geschwister (Onkel und Tante) hatten sich abseits gesetzt, um's dem Rest der Gesellschaft zu vergönnen, ungestört über Amerika und den lieben Gott zu blasphemieren; — sie wollten an der Beschäftigung nicht beteiligt sein. —

Mrs. Pincher und ihre Gäste baten mich, nur ungeniert mit meinen Verwandten zu plaudern. Sie würden mich im Palmensaal erwarten — versicherten sie mir. —

„'s bleibt doch dabei, morgen reist du mit uns?" rief Onkel Raimund. —

„Gewiß — bin so froh, daß du mich noch mitnehmen konntest. Was fehlt denen dort?" Mit einem Blick auf den andern Tisch. —

„Die jungen Herrschaften haben nichts zu tun, als sich zu unterhalten, drum langweilen sie sich von früh bis abends," erwiderte mir Onkel Raimund lustig. — „Wenn sie, wie ich, alle Tage ein paar Stunden mit verschiedenen wichtigen Behörden im Interesse Wehrlands konferieren müßten, stünd's anders um sie!"

„Bin froh, daß die Geschichte morgen zu Ende geht," seufzte der rothaarige Kammerherr, da ich an die jungen Herrschaften herangetreten war. —

„Was habt Ihr für den Nachmittag vor?" fragte ich. —

„Zu gähnen und zu schwitzen," klagte mein Vetter Louis. „Und du, Titi?"

„Ich . . . oh, allerhand Interessantes. — Wir sind zum Polomatch eingeladen, im West Hampshire Country Club!"

„Was?" rief meine Cousine Dada. —

Sie wurden mit einemmal alle lebendig. —

„Sag'! Könntest du uns mitnehmen?"

Das Ende einer langen Beratung, zu der auch Mrs. Pincher zugezogen wurde, war, daß anbetrachts des Umstandes, daß es sich um meine Anverwandten handelte — usw. usw. —

Kurz nach vier Uhr zogen wir gemeinschaftlich in den Country Club hinaus. —

In bezug auf ländlichen Komfort leisten die Amerikaner das Hervorragendste. —

Der ganze Club ist ein Meisterstück von gutem Geschmack und Gemütlichkeit — solche easy chairs! Die Möbel mit Chintz bespannt — lauter lustige Muster — große Blumensträuße und fliegende Bänder. Auf den mit rotem Kattun bezogenen Wänden viele Radierungen von Roy Harrison, in flachen Rahmen aus dunkelm Holz.

Unsere Ankunft hatte sich um eine Stunde verspätet — Patrick Mallard — Pat, wie er in ganz New York genannt wird, war im Bad. Er hatte bereits an unserm Erscheinen gezweifelt,

ließ er mir sagen, entschuldigte sich dafür, daß er momentan nicht in der Lage war, mich mit dem obligaten Zeremoniell zu empfangen, und ersuchte mich ergebenst, indessen über den ganzen Country Club zu verfügen!

Dies teilte er mir aus seinem Bad heraus durchs Telephon mit. —

„Hatte ich Verwandte mitgebracht? — Sehr schön! The more the better — wie nannte ich sie? — Prinzen Wesersloh, Prinzessin Adda .... ha, ha, ha, princes — just think of it (Prinzen — da seht einmal) — bin entzückt — vielleicht setzen Sie sich alle auf die Terrasse und lassen sich Erfrischungen geben — iced tea for the ladies and cocktails (Tee für die Damen — Cocktails für die Herren) — für die Herren — für die Prinzen, ha, ha, ha ..."

Es schmeichelte ihm offenbar gewaltig, Prinzen zu empfangen, aber es schmeichelte ihm in einer so naiven, humoristischen, unbefangenen Art, daß man ihn nicht lächerlich finden konnte, nur sympathisch-komisch. —

Wir setzten uns nun wirklich auf die Terrasse, die sehr angenehm und kühl war, und die Aussicht auf das Meer bot. — Wir waren noch alle in unsere wirklich außerordentlich erfrischenden Getränke vertieft, als „Pat" (wie der Chef von Mallards Weekly in "tout New York" seiner irischen Abkunft halber genannt wird) erschien, schon in Dreß, das zu meinem großen Erstaunen nicht weiß, wie in Hurlingham,

sondern dunkelblau war, uns willkommen hieß und uns auf den wirklich idealen Poloplatz hinausführte.

Er befindet sich zwischen einem bewaldeten Hügel und dem Meer. Verhältnismäßig ist's dort immer kühl — und die landschaftliche Fassung für den Sport ist ideal. —

Wir setzten uns auf ein paar Bänke und Korbstühle am Fuße des Hügels, der mit dem struppigen, sich eigensinnig gegen den Sturm wehrenden Buschwerk bewachsen ist, das mir für Amerika charakteristisch erscheint.

Das Spiel hatte bereits begonnen. Meine Herren Vettern, ganz in europäischen Hochmut gepanzert, zogen die Brauen hinauf, die Mundwinkel herunter, zuckten die Achseln und kritisierten schonungslos. Alles beanstandeten sie — die Farbe der Pferde — auf die man hier gar keinen besonderen Wert zu legen schien, das Kostüm der Reiter, den Umstand, daß hier Polo mit Hunters anstatt mit Doppelponys gespielt wurde — nichts verschonte ihre Kritik.

„Sitzen im Sattel wie die Kümmeltürken," brummte Mutz.

„Seien wir höflich," verbesserte mein Vetter Louis, „wie die Cowboys!"

„Meinetwegen — wie die Cowboys!" gähnte Mutz. — Bis dahin hatte er so schlaff in seinem Korbstuhl gelehnt wie ein abgelegtes Kleidungsstück. Mit einemmal richtete er sich ganz stramm auf, so wie wenn er einen Vorgesetzten erblickt hätte, dem er Respekt schuldig war — er machte unwillkürlich

Front vor Amerika. Das Monokel fiel ihm aus dem Auge, und zugleich mit dem Monokel fiel auch alle europäische Arroganz von ihm ab.

„Donnerwetter!" rief er, und mein Vetter Louis, der ebenso überrascht schien wie Mutz, nur nicht aufgesprungen war, weil er etwas phlegmatischer und sehr viel weniger beweglich ist, murmelte:

„Famos! war das eine Parade!"

„Ich bitte dich, Dada!" bat Mutz und nahm seiner Cousine das Opernglas aus der Hand, mit dem sie bis dahin über die Köpfe der Polospieler hinweg das Meer und abwechselnd die Wellen und Wolkenbildungen bewundert hatte. — Von dem Augenblick an kannte die Bewunderung meiner beiden Vettern für die „wilden Reiter", wie sie die Polospieler tauften, keine Grenzen, und auch mir gewann das Schauspiel auf dem Poloplatz eine Spannung ab, die mich momentan alle meine inneren Aufregungen und Kämpfe vergessen ließ.

Von Reitkunst war keine Rede, nur von subtilstem Instinkt kundigster Erfahrung; die Reiter waren derartig eins mit ihren Pferden, daß man in der Beurteilung vergaß, den einen Teil über den andern hinauszuloben. Man betrachtete sie immer als ein Ganzes. Die Festigkeit im Widerstand, die Elastizität im Ausweichen, die Kühnheit in der Attacke, ebenso wie die Geschicklichkeit in der Parade waren unerhört. —

Manchmal sah man eine Gruppe Reiter in einen Knäuel verwickelt, wie einen Rattenkönig, dann, wie

mit dem Alexanderschwert durchhauen, stoben sie auseinander; — die Pferde schienen ebenso aufgeregt von dem Spiel wie die Menschen, sie schienen alles zu tun, was von ihnen erwartet, ehe es von ihnen gefordert wurde — und wenn sie von ihren Reitern zurückgehalten wurden, standen sie mit aufgespreizten Nüstern schnaubend da und zitterten wie im Fieber. —

Einem der Reiter flog ein Poloball ins Gesicht — er mußte mit zerschmetterter Kinnlade ohnmächtig weggetragen werden, und eine Amerikanerin, die, neben uns im Schatten des struppigen Waldes sitzend, den Gang des Spiels verfolgte, teilte mir mit, es ginge bei dem Polo in West-Hampshire fast nie ohne lebensgefährliche Verletzungen ab. —

Als der Schatten des struppigen Buschwaldes sehr lang geworden und die letzte Partie beendet war, sagte Mutz zu mir:

„Allen Respekt, Titi — etwas wild — aber sehr interessant. Das amerikanische Polo verhält sich zum europäischen wie eine Schlacht zum Manöver!"

Dann ging er auf den Poloplatz hinunter, sich den Spielern vorzustellen und ihnen seine Anerkennung kundzugeben. —

Der gastfreie „Pat", Irländer vom Kopf bis zu den Füßen, mit seiner kurzen Nase und langen Oberlippe, seiner weitausgreifenden Menschenliebe und lustigen Kampffreudigkeit, hatte natürlich meine drei Anverwandten auch zum Diner eingeladen — und nach einiger Überredung war es ihm ge-

lungen, die Prinzen und die Prinzessin zum Bleiben zu überreden. —

Die Damen wurden nun alle von einer der ortskundigen Habitués in reizende Toilettezimmer im ersten Stock geführt, wo sie sich entweder, wenn sie für einen Toilettewechsel gesorgt, umkleiden — oder wenn dies nicht der Fall war, wenigstens ihr Haar ordnen und sich waschen konnten. —

Ich war mit meinen Vorbereitungen bald fertig und eine der ersten, die herunterkam. Der freundliche „Pat" erwartete mich bereits in dem hübschen Parlour mit den rosenübersäten Chintzmöbeln. Zu meiner großen Überraschung traf ich eine alte Bekannte. Mit ausgestreckten Händen kam sie mir entgegen — Miß Mac Furson. Ein paar junge Männer standen um sie herum, sie achtete ihrer nicht weiter, nur um sich mir ganz zu widmen. —

„Meine liebe, liebe Gräfin," flötete sie, „können Sie mir je meine Taktlosigkeit verzeihen — aber seit Sie Amerika kennen gelernt, werden Sie's erfahren — erlebt haben, wie schauderhaft exklusiv wir ... Amerikaner sind — ich meine — wir . . . wir echten — wir . . ."

„Wir von den vierhundert," half ich ihr, nicht ohne Ironie. Sie aber merkte die Ironie nicht und stimmte nur grinsend ein „ja, ja, wir von den vierhundert hier — wir bringen selbst den volltönendsten europäischen Titeln ein Mißtrauen entgegen — aber Sie verzeihen, nicht wahr? Große

Damen sind über solche kleine Mißverständnisse erhaben. Große Damen verstehen einander immer . . ."

Das Zimmer hatte sich indessen gefüllt — der gastfreie Pat kam auf mich zu, eine Depesche in der Hand. —

„Eine große Enttäuschung, meine Damen — Roy Harrison telegraphiert soeben, daß er nicht zum Essen kommen kann!"

„Bin so froh darüber," rief die Mac und schlug kindisch, Vergnügen markierend, in die Hände. — "He's quite an impossible person, you know, countess" — dies in vertraulichem Flüsterton. — „Er ist wirklich ganz unmöglich!"

„Fanden Sie das auch, Gräfin?" wandte sich Mallard an mich. Er hatte mir indessen den Arm geboten, um mich zu Tisch zu führen. —

„Ich nein. Im Gegenteil. Er ist einer der sympathischsten, edelsten und genialsten Menschen, denen ich je begegnet bin!" Das sagte ich sehr laut und deutlich. — Hinter mir kicherte die Mac, die mit meinem Vetter Louis zu Tisch ging. —

„Aber von den vierhundert wird er doch nicht aufgenommen! Die Fremden kennen sich eben in unseren sozialen Nüancen nie aus!"

„Hol' der Teufel die vierhundert und ihre sozialen Nüancen," murmelte Mallard — „Gott sei Dank sind sie im Aussterben" — dann direkt zu mir: „Es schien Roy sehr leid zu tun, nicht kommen zu können — Geschäfte in bezug auf seine Kinderheime

halten ihn fest in New York; wenn er irgend kann, kommt er nach Tisch!" —

Das Diner war echt amerikanisch. — Sehr viele Rosen standen auf dem Tisch, und der Champagner fing gleich mit der Suppe an. Ich war sehr amüsant und meine Witze wurden belacht — und am Schluß des Diners hielt mir Miß Mac Furson mit einem intimen Zwinkern ihr Glas entgegen und rief: „Auf die europäische Aristokratie!" worauf Mallard, das seine erhebend und es mir ebenfalls entgegenstreckend, ausrief: „Auf die europäische Genialität!" —

Aus dem Nebenzimmer tönte der Starbanner. —

Mallard rieb sich die Hände:

„Ah, ist the black Band endlich gekommen — wir wollen ein wenig tanzen, countess!" —

Von da ab ist alles wirr in meinem Kopf . . . Ich weiß, daß wir Kaffee getrunken und über Politik gesprochen haben, aber wie und wo das war, ist mir ganz unklar. Deutlich seh ich nur die Negermusikanten in einer Ecke des Parlour in blauen Schnürröcken, und ich bemerke, daß das Parlour sehr hell erleuchtet ist — und daß alle Frauen hübsch aussehen — alle tanzen — auch ich muß tanzen — — — ich tanze bis zur Atemlosigkeit, um mir die Unruhe aus dem Leib zu tanzen — und schließlich kann ich nicht mehr, schleiche ins anstoßende Zimmer und lehne dort in einem Sessel. Wie aus weiter Ferne, wie etwas aus meinem Leben Herausgeschiedenes sehe ich durch die offene Tür Mallard, der mit Dada einen Kakewalk tanzt, sehe, wie er sich die größte Mühe gibt, Dada

in dieser schwierigen Kunst zu unterrichten, und wie sie mit dem mutwilligsten Humor darauf eingeht. — Miß Mac Furson tanzt mit Mutz, dessen Erziehung sie auf gleiche Weise zu vervollständigen sucht, wie „Pat" die Dadas; ich sehe, wie Mutz sich vorsätzlich ungeschickt anstellt — dann plötzlich in einen wilden Cancan ausbricht, und fragt: „Hab' ich's endlich begriffen?"

Olde tanzt mit meinem Vetter Louis — da aber in diesem Fall keiner den anderen unterrichten kann, artet der Kakewalk bei ihnen in eine feierliche Quadrillefigur aus. —

Der rothaarige Kammerherr steht herum und witzelt, und ein Amerikaner, der sich mir freundlich zugesellt und mich mit Riechsalzen versorgt hat, setzt mir gutmütig den Ursprung des Tanzes auseinander. — In der guten alten Zeit, wo die aufsässigen freien Negerbürger noch anhängliche Negersklaven waren, wurde an besonderen Tagen ein Kuchen für die Darkies hingestellt, auf den sie alle zugehen durften, und den derjenige geschenkt bekam, der beim Losgehen auf den Leckerbissen für die intensivste Freude den groteskesten Ausdruck fand. — Daher der Name Kakewalk — ein Tanz, der weiter nichts ist, als ein mit möglichst naiven Kapriolen garniertes Auf-etwas-Losmarschieren. —

Ich dankte verbindlich für seine Erklärung, die mich interessierte — aber ich horchte hinaus — horchte immerwährend auf einen Tritt, der nicht kam. — Meine Antworten wurden so konfus und wider-

sprechend, daß der gutmütige Amerikaner auf weitere Versuche, mich zu unterhalten und zu zerstreuen, verzichtete und mich im Stiche ließ, um sich mit einer sehr hübschen Landsmännin dem humoristischen Tanzunfug anzuschließen. Anfänglich sah ich den beiden zu, und ich muß sagen, sie machten es ganz allerliebst und gewannen dem plumpen und grotesken Nationaltanz allerhand anmutig schalkhafte Seiten ab. — Nach einer Weile schweiften meine Gedanken ab. — Die tanzenden Paare, die eifrig musizierenden Neger mit den wolligen Haarschöpfen und den gelblichen Onyxaugen — der Kronleuchter und die rot bezogenen Wände, an denen die Radierungen von Roy Harrison hingen, alles verschob sich in der seltsamsten Weise. — Meine ganze Umgebung schien sich in eine schwere, graue Gewitterwolke zu verwandeln — eine Gewitterwolke, aus der sich ein Blitz loslösen wollte ... wollte ... wollte und nicht konnte. — Eine große Angst packte mich. — Dann wurde ich müde. —

Ich hatte festgestellt, daß es elf Uhr war. In einer halben Stunde mußten wir aufbrechen. Ich sehnte mich schon danach. Ich hoffte, mich endlich ausruhen zu können; auf etwas anderes hoffte ich längst nicht mehr. —

Da — wie aus der Erde gewachsen, stand Roy vor mir — und ich wußte, daß alles Frühere in meinem Leben nur Vorbereitung gewesen war — daß endlich die Stunde, in der mein Schicksal sich entscheiden sollte, geschlagen hatte. —

Meine Hände waren eiskalt, mein Mund war trocken — ich schwankte. Eine rasende Angst kam mir — eine Angst vor mir selbst. Zugleich tauchte der alte Kehrreim, der mich bis dahin durchs Leben begleitet hatte, in meiner Seele auf: „Du bist ja so brav, Titi, so brav, und du wirst immer brav bleiben. — Immer brav bleiben.“ Zum erstenmal aber hängte sich ein neuer Gedanke an den alten Kehrreim: „Du hättest ja gar nicht den Mut, nicht brav zu sein!“ Der Gedanke durchbrannte mich wie ein schneidender Hohn, er reizte und verdroß mich.

Ich konnte nicht sprechen, mein Mund war trocken, meine Zunge schwer. Er war's, der das erste Wort fand:

„Wie blaß Sie sind! . . . Sind Sie krank?“

„Nein . . . das heißt, ich weiß selber nicht!“ — Die Hand an meine Stirn legend: „Müde bin ich — zum Zusammenbrechen müde . . .“ Ich versuchte zu lächeln und ihm Reisevorbereitungsstrapazen vorzuspiegeln, dann fühlte ich deutlich, daß das zwischen uns beiden nicht am Platze war: „Zu was es leugnen, Sie wissen's so gut wie ich — das Leben hat mich ein wenig hart mitgenommen in den letzten Tagen!“ murmelte ich.

Der Kakewalk war zu Ende. Aus dem Nebenzimmer tönte die Stimme der Mac Furson:

“I'll learn German at last!” (Endlich werde ich Deutsch lernen!), und dann die Stimme meines mutwilligen Vetters:

„Was ich dazu beitragen kann, soll geschehen — leider steche ich morgen um zwölf Uhr in See . . ."

„Sie werden bleiben, wenn ich Sie bitte!"

„Ich . . . werde wiederkommen, wenn Sie erlauben —" ein Handkuß. —

„Das kann ich nicht aushalten," murmelte Roy, und drehte dem Tanzzimmer den Rücken — „ich meine dieses ganze modische Mit-dem-Leben-spielen — das Leben ist etwas so Großes, Heiliges, ist eine Vorbereitungsstufe für etwas noch Schöneres!" — Er blieb einen Moment stumm, dann: „Hier kann ich nicht mit Ihnen sprechen. Wollen Sie mit mir hinauskommen an den Strand — die Nacht ist herrlich, und die frische Luft wird Ihnen guttun . . ."

Wir traten hinaus. — Die Stimme des Meeres drang zu uns. — Der Niagara fiel mir ein mit seinen vielen Stimmen, die sich alle in dem einen herrlichen Hymnus vereinen — dem Hymnus der begeisterten Selbstvernichtung, des kühnen Hingebens. — Und die Angst, die mich schon vorhin überfallen hatte, als ich einsam in dem leeren Zimmer neben dem Tanzsaal saß, griff neuerdings nach meinem Herzen. — Aber auch diesmal schoß mir die alte Beruhigungsformel durch den Sinn: „Die Titi war immer brav und wird immer brav bleiben! Immer brav . . . brav!" Und wieder tauchte der häßliche, demütigende Nachsatz auf: „Die Titi hat ja nicht einmal den Mut, nicht brav zu sein!"

Er beeilte seinen Schritt, ich ging neben ihm. Das rauhe Strandgras knisterte unter unseren Füßen — die

häßliche Musik verstummte hinter uns — nur die große Stimme des Meeres hörte man noch. —

Es wurde sehr düster. Meine innere Angst meldete sich stärker, ein Wunsch umzukehren wandelte mich an. —

„Es ist sehr schön," murmelte ich, „aber erfrischend ist es nicht. Es ist schwül, noch schwüler als dort!" und ich machte eine halbe Körperbewegung nach der Richtung des Klubs. —

„Bleiben Sie — nur einen Moment!" rief er heiser. „Ich muß ganz allein sein mit Ihnen und dem lieben Gott, um Ihnen das zu sagen . . . was ich Ihnen zu sagen hab' . . ."

Er hatte mich bei beiden Händen gepackt.

„Nancy hat erraten. Nancy hat mit mir von Ihnen gesprochen. Nancy sagt, es sei eine Sünde, zwei Menschen, die so füreinander geschaffen sind, wie wir, getrennt zu halten. — Nancy hat mir angetragen, sich von mir scheiden zu lassen!"

Da war's ja, was ich heimlich erhofft, gewünscht. Ja, da war's. — Aber seitdem ich Nancy kannte, hatte ich aufgehört, es zu wünschen. — Entsetzt riß ich meine Hände aus den seinen.

„Nein! Nein! Nein!" rief ich. „So niedrig denken Sie doch nicht von mir, das können Sie nicht . . . Seitdem ich Ihre liebe Frau kenne, seitdem ich weiß, was die Ärmste für Sie getan, für Sie gelitten hat, möchte ich mir lieber den Hals abschneiden, als zwischen Sie beide treten. — Wie konnten Sie's auch nur über sich bringen, mir so etwas zuzumuten. — Nie — Nie!"

Er senkte den Kopf:

„Sie haben recht — tausendmal recht," murmelte er, „ich wußte, daß Sie Nancy nichts von dem wenigen, das ihr übrig bleibt, nehmen würden!"

„Sie hätten mir nicht davon sprechen sollen!" rief ich.

„Nein," sagte er tonlos. „Nein — ich hätte nicht sollen . . . ich hatte die feste Absicht, alles zu verschweigen, alles mit mir allein auszukämpfen — Ihnen ein letztes Mal die Hand zu küssen — mich ein letztes Mal an Ihrer Anmut zu freuen . . . aber . . . kaum hatte ich sie gesehen . . . da hab' ich den Kopf verloren — gottlob, daß Sie besser sind als ich. — Nur . . . . ich sag's, damit Sie in späteren Zeiten etwas nachsichtiger von mir denken mögen als jetzt — ich weiß Nancy zu schätzen — ich liebe sie innig — aber — denken Sie doch daran, was meine Existenz neben ihr ist!" Er räusperte sich befangen, dann mühsam atmend, heiser: „Es . . . es . . . manchesmal ist's, als ob man sein ganzes Leben in einem geschlossenen Raum bei künstlichem Licht verbringen müßte — während draußen die Luft streicht und die Sonne scheint! — — Ich . . . ich hatte vergessen, daß es eine Sonne gibt — eh' . . . ich Sie kennen lernte!"

Er nahm meine Hände noch einmal und führte sie an seine Lippen. —

Ich zitterte. Unwillkürlich blickte ich empor nach den Sternen — fast wie ein Schiffer, der von ihnen seine Richtschnur sucht; aber die Sterne waren fort. Das Halbdunkel verdichtete sich um uns herum — es

wurde immer weicher und schwüler. — Und wieder ganz plötzlich kam mir das Gefühl, als löse sich die ganze Welt um mich herum in eine schwere Gewitterwolke auf, die sich in einem Blitz entladen und erleichtern wollte. Die Welt war weit — war ausgelöscht für uns beide. Ich war allein mit ihm und dem lieben Gott.

Da tauchte eine furchtbare Frage in mir auf. — Daß es unrecht gewesen wäre, ihn der lieblichen, kleinen Freundin — der aufopfernden Frau zu entfremden, das war leicht zu entscheiden gewesen — aber . . . aber . . . ohne ihre Existenz zu beeinträchtigen, konnte ich ihm ein heimliches — durch die Heimlichkeit um so köstlicheres Glück spenden. Ich konnte königlich großmütig sein . . .

Wie oft hatte ich die Szene in Romanen gelesen — in den schillerndsten Lockfarben stellte sie sich vor meinen inneren Blick. — Ich konnte ihm sagen: „Roy . . . mach aus mir, was du willst, Roy . . . nimm mich hin!"

Ich atmete kaum mehr. — Da mit einem Mal kam Licht — ein kurzes grelles furchtbares Licht. Ich sah Roys von innerem Kampf verzerrtes Gesicht — und es war etwas in dem Gesicht, das ich nie früher drin gesehen — etwas, vor dem ich mich fürchtete — etwas, das mir die ungeheuren Verdienste, die Nancy sich um ihn erworben hatte, den Schlamm, aus dem sie ihn gerettet hatte, deutlicher machte als er mir je gewesen war. — — Sein Gesicht war rot, gierig, brutal. — Ich war gerettet. — Gleich auf den Blitz

krachte der Donner, der die ganze Welt zu erschüttern schien. —

Es mußte eingeschlagen haben, knapp neben uns. — Fast augenblicklich kühlte sich die Luft. — Die ersten großen Tropfen fielen. — Ich eilte fort, fort, so schnell ich konnte, von der großen Gefahr. — Durch das Dunkel schimmerten von Ferne die gelben Lichtstreifen aus den Fenstern des Klubs. Ich eilte dorthin zurück, da hörte ich eine liebe bekannte Stimme „Titi" rufen. — Es war Olde, die mir entgegengekommen war mit einem Umhang, um mich . . . vor dem Regen zu schützen. — Ich atmete auf, als ich den Klub erreicht hatte, gleich darauf durchfuhr's meine Seele höhnend: „Die Titi war brav, die Titi wird immer brav bleiben, — sie hat ja nicht einmal den Mut, nicht brav zu sein!"

Der Elfuhrzug war versäumt — erst um zwei Uhr nachts kehrten wir ins Plaza zurück. — Ich hatte mich den ganzen Heimweg hindurch gut gehalten — aber als sich die Tür hinter uns geschlossen hatte, war's mit meiner Selbstbeherrschung vorbei. — Ich warf mich auf den ersten besten Stuhl, versteckte mein Gesicht in meine verschränkten Arme auf dem Tisch vor mir und fing an krampfhaft zu schluchzen. — Da fühlte ich Oldes Hand, die mir mit unendlicher Teilnahme über den Scheitel strich. —

„Olde!" murmelte ich — „haben Sie erraten?" und ich sah aus heißgeweinten Augen zu ihr auf.

„Ja," sagte sie. Sie trat von mir zurück und setzte sich mir gegenüber. —

„Daß mir die Versuchung sehr nahe war?"

„Ja! Meine arme Titti!" —

„Seine Frau . . . hatte ihm selbst angetragen, sich von ihm scheiden zu lassen, den Tag, nachdem ich sie besucht hatte . . . und er . . . legte die Entscheidung in meine Hand . . ."

„Und!"

„Natürlich konnt' ich das Opfer nicht von der Armen annehmen. — So etwas hätten Sie mir doch gar nicht zugemutet — das war ausgeschlossen!"

„Natürlich war das ausgeschlossen — für einen anständigen Menschen, wie Sie!" rief energisch Olde.

„Ja, ausgeschlossen — nachdem ich seine Frau kennen gelernt hatte — war es ausgeschlossen. — Und da's eben ausgeschlossen war — war's eigentlich gar keine Versuchung . . . Nein . . . die Versuchung kam nachher!"

Olde nickte. „Ja! Die kam erst nachher!" murmelte sie kaum hörbar. „Auch das hab' ich erraten!"

„Auch das?"

„Ja!"

Und ich fuhr fort:

„Die Versuchung kam, nachdem er selbst hatte zugeben müssen, daß eine Scheidung unmöglich war, und als ich fühlte, wie schrecklich er litt — da kam die Versuchung!" —

„Ja, da kam sie!"

„Ein Wunsch, ihm nur etwas Glück zu spenden, ihn zu trösten um jeden Preis, überkam mich . . .

ich . . . wollte mich ihm königlich schenken . . . wollte . . .!"

Oldes Gesicht verfärbte sich. Starr vor Angst richteten sich ihre Augen auf mich. —

„Ja! Ich wollte! . . . Aber" — kaum hörbar — „ich konnte einfach nicht!" —

„Gott sei Dank," murmelte Olde. — Die Worte taten mir wohl. Und da ich nun einmal im Zug war, mein Herz auszuschütten, so wollte ich's auch ganz ausschütten.

„Das Merkwürdigste dabei war," beichtete ich, „daß, solange die Versuchung währte, sie mir gar nicht wie eine Versuchung vorkam, sondern wie die Mahnung an eine höhere Pflicht — eine Pflicht, der ich mich aus Feigheit, aus niedrigem Selbsterhaltungstrieb entziehen wollte!"

„Arme Titi!" Sie streckte ihre beiden Hände über den Tisch hinüber nach den meinen aus und drückte sie warm. — „Das ist oft das Gefährliche an der Versuchung, daß sie bei manchen Gelegenheiten die höhere Pflichtmaske aufsetzt — daß sie wie der Wolf in der Fabel von den sieben Geißlein sich die Pfote weißtüncht, eh' sie Einlaß begehrt!"

„Ich bin mir so klein und erbärmlich vorgekommen — aber ich konnte nicht — ich konnte einfach nicht!"

„Sie brauchen sich nicht klein vorzukommen! Sie sind einfach für so etwas nicht geschaffen. Eine klägliche Geliebte wären Sie geworden. — Sie hätten sich in den Heimlichkeiten, die Sie sich hätten auferlegen müssen, um die arme Frau, der Sie die Scheidung

ersparen wollten, zu schonen, nie zurechtfinden können. So ungeschickt hätten Sie's angefangen, daß die Frau schließlich dringend auf einer Scheidung bestanden hätte, um Ihnen beiden einen Ausweg aus unerträglichen Verhältnissen zu schaffen! Ihr königliches Geschenk — Gott, wie zuwider mir das Wort ist — hätte schließlich ja doch zu demselben kleinbürgerlichen Ziel geführt, dem Sie ursprünglich ausweichen wollten, nur auf einem schmutzigen Umweg!"

„Sie haben recht, Olde," gestand ich ihr melancholisch, „aber . . . glauben Sie, daß er das einsehen wird . . . wird er mich nicht am Ende verachten? — Die deutschen Romanhelden verachten immer die Frauen, die nicht imstande sind, sich königlich zu schenken!"

„Ach, lassen Sie die Romanhelden Romanhelden sein! — Roy ist kein deutscher Romanheld — der ist ein Amerikaner — und ist Ihnen jetzt schon dankbar dafür, daß Sie nicht den Kopf verloren haben!"

„Meinen Sie? . . . Denken Sie, Olde?" — ihre Hand streichelnd — „einen Moment hatte ich Angst, Sie würden mich auch verachten!"

„Ich! Aber, liebes Kind! Ich Sie?"

„Ja! Sie mich — Sie haben mir ja immer Schwung gepredigt!"

„Ja! Aber das war etwas anderes — ich wollte den Schwung in einer ganz anderen Richtung!"

Ich lächelte müde.

„Oh, jetzt weiß ich's — Sie wollten einen ge-

setzlich konzessionierten, kirchlich und standesamtlich bestätigten Schwung!"

„Vielleicht!" sie errötete. — Dann erhob sie sich. „Und nun legen Sie sich nieder," sagte sie, „trachten Sie zu schlafen. Sie haben's nötig. Die paar Sachen, die noch bei Ihnen herumliegen, die pack ich morgen in Ihren Handkoffer, eh' Sie mit dem Ankleiden fertig sind!" Sie trat an mich heran und streichelte mich wie ein Kind. „Arme Titi!" murmelte sie. „Es tut weh — sehr weh — aber es dauert nicht. Früher als Sie denken, wird's besser. Sie ahnen nicht, wie das beruhigt — ein tüchtiges Stück Meer zu legen zwischen ihn . . . und sich . . . — Gute Nacht!"

Damit ist sie verschwunden. Aber niederlegen konnte ich mich nicht. Ich mußte erst alles aus mir herausschreiben! —

Hab ich ihr alles gebeichtet — alles? — Ja, alles, was mich anging. Alles, was ich ihr erzählen durfte. — Nur Roy Harrisons gieriges, rotes Gesicht hab' ich für mich behalten. — Ich hatte nicht das Recht, ihr das preiszugeben. —

Mir ist so leid um den Armen — dafür — daß er mir das Gesicht gezeigt hat. Dieses abscheuliche, aus seiner schmutzigsten Vergangenheit heraufbeschworene rote Gesicht. Ich hoffe von ganzem Herzen, daß er keine Ahnung davon hat, daß er's mir gezeigt hat. Für die brutale gierige Regung, die das Gesicht mir verriet, schämt er sich gewiß jetzt schon tief. —

Armer Roy Harrison! — Ich bedaure ihn aus

tiefster — tiefster Seele, aber, das eine weiß ich, von nun an wird dieses rote Gesicht immer zwischen mir und ihm stehen — vergessen werde ich es nie. —

Armer Roy Harrison. — Anfangs sagte ich mir, daß es nur das häßliche rote Gesicht war, das mich gerettet hat, aber jetzt weiß ich's besser. —

In meiner innersten Natur ist etwas, das sich im letzten Moment unüberwindlich dagegen gesträubt hätte. Ich konnte einfach nicht.

Aber ich habe auch ein für allemal aufgehört, mich dafür zu schämen, daß die arme kleine Titi nun einmal nicht anders als brav sein kann, daß sie immer brav bleiben wird.

Ich bin dem lieben Gott dankbar dafür. Es ist alles noch unendlich wund und weh in mir, aber die Unruhe hat sich gelegt, die Verwirrung sich geordnet. —

Das eine seh' ich deutlich. Unter gar keinen Umständen hätte ich das Recht gehabt, zwischen ihn zu treten und seine Frau, — denn im Vergleich zu Nancys Liebe für ihn war die meine nur eine gefühlvolle Spielerei.

Mein Fenster steht offen. Der Himmel wölbt sich weit und weiß über den Centralpark — die erste Morgenröte schimmert daran empor — die Spatzen zwitschern laut . . . ah . . . die Feder fällt mir aus der Hand vor Müdigkeit . . .

Ob wohl Botho unter irgendwelchen Umständen je solch rotes gieriges Gesicht zeigen würde? —

An Bord der Wehrland.

Es ist vorbei. —

Das Land der unbegrenzten Möglichkeiten ist weit. Lange, lange hab' ich auf Deck gestanden, um dem letzten, verschwimmenden Umriß nachzublicken. Er ist ausgelöscht. Amerika und was ich dort erlebt, liegt hinter mir wie ein schöner trauriger Traum, von dem mir das Nachgefühl noch in den Adern bebt. — Ich frage mich — ob . . . wenn ich einmal eine alte Frau geworden bin und mir diese Blätter in die Hand geraten sollten — ob ich's aus diesen aufgeregten und konfusen Zeilen werde herauslesen können, wie mir gestern . . . oder war es vorgestern . . . zumute war, als mir die Feder vor Müdigkeit aus der Hand fiel. — Ich hab mich dann endlich niedergelegt, und zwar mit einem dringenden Wunsch — nie wieder aufstehen zu müssen, so innerlich zerbrochen, so wund war ich. —

Mir ist wie nach einer schweren Krankheit — ich bin noch schwach, sehr schwach — aber der Krankheitsstoff ist ausgestoßen, ich habe kein Fieber, und habe auch keine heftigen Schmerzen mehr — und wenn ich mich auch noch nicht am Leben beteiligen kann, so fühl ich es doch genau, daß ich mit jeder Stunde stärker danach zurückstrebe — nach meinem alten Leben strebe ich und in meine alten, normalen Gewohnheiten hinein. — Ganz unwillkürlich strebe ich danach, muß mich gar nicht dazu zwingen. —

Das rote Gesicht fängt an, sich in meiner Erinnerung zu verwischen. — Aber auch die Erinnerung an Roy fängt an undeutlich zu werden. — Ich kann

mir's gar nicht mehr glauben, das heiße, pochende Sehnen, das mich noch vor — wie lang ist's denn her — zu ihm drängte. —

Ein großer Wirrwarr legt sich in meinen Erinnerungen trennend zwischen mein einschläferndes Reiseleben und meinen aufgeregten Abschied von Roy Harrison. —

Als ich mich nach meiner langen Aussprache mit Olde und ... mit mir selbst endlich zur Ruhe gelegt hatte, schlief ich totenfest tief in den Tag hinein. Olde weckte mich endlich gegen halb zehn Uhr, sie hatte meine Siebensachen schon fast alle mit der praktischen Präzision, die ihr eigen ist, eingepackt; aber einiges mußte ich doch selber besorgen. Ich war zugleich aufgeregt und wirr im Kopf, verstopfte die Sachen überall hin, wo ich grad ein Plätzchen fand — und richtete dabei eine so heillose Konfusion an, daß Olde alles herausnehmen mußte — sonst hätte ich nichts von dem, was ich auf dem Schiff brauchte, in meinen Kabinen- und Handkoffern vorgefunden. —

„Jetzt setzen Sie sich! Sagen Sie mir einfach, wo wollen Sie das haben — wo das — die Kämme, die Schwämme, Ihr Nachtzeug — Wäsche für Tag und Nacht — die Kleider — eins für das Deck — zwei für den Abend — Ihren Morgenrock — so!" —

Je weniger sie mich zugreifen ließ, um so aufgeregter wurde ich. „Wir werden nicht fertig, wir werden nicht fertig!" rief ich immer kläglicher — worauf Olde kurz und schroff erwiderte: „Wir müssen fertig werden!" —

Und wir wurden fertig.

Dann kam das sich Sammeln in den Docks, das Zusammenzählen der Gepäckstücke — die herzbrechende Trennung von den Koffern, die man vor der Ankunft in Hamburg nicht wiedersehen würde. —

Ein sich Herumstoßen, Herumschieben zwischen den verschiedensten Persönlichkeiten. — Man klettert aufs Schiff. — Von Deck aus wirft man einen letzten Blick auf die Docks. — Man sieht die Gesichter kaum, nur wehende weiße Taschentücher. — Alles riecht nach Öltuch und Teer. — Das Pusten der Maschinen verändert seinen Klang. Ein leises Vibrieren in dem großen Schiffskörper — eine kaum merkliche Bewegung unter unsern Fußsohlen meldet uns, daß die Wehrland aus ihrem Torpor erwacht ist — daß sie angefangen hat zu leben. —

Rasch, aber ohne Hast — lebhaft, aber ohne die Haltung zu verlieren — feierlich, trotz ihrer erstaunlichen Schnelligkeit strebt sie heimwärts. —

Die Musik spielt, irgend etwas pfeift dazwischen — man hört das Grollen der Schraube, die die Wellen hinter sich treibt. — Die Menschen schwatzen — einige lachen — andere weinen. — Der Kapitän wird mir vorgestellt, der Schiffsarzt wird mir vorgestellt. Ein paar sehr elegante Amerikanerinnen zeigen einander flüsternd die Autorin der „Astonishments" und . . . die Nichte des Fürsten Wesersloh. —

Die Stewards präsentieren Brötchen und Bouillon, aber sie haben wenig Zuspruch. Alles strömt in die

inneren Schiffsräume, um von seiner Kabine Besitz zu ergreifen, um seine Gepäckstücke zu revidieren. Nun folgt ein unbeschreibliches Durcheinanderkrabbeln in den engen Gängen des Schiffsraumes — man hört ein Lachen dort — ein Zanken da. —

Meine Cousine Dada sucht händeringend ihre Jungfer. Meine Tante Emmy kommt ganz verweint vom obersten Deck herunter, wo sie ihr Hündchen hat abgeben und in einen eisernen Käfig einsperren lassen müssen, „da die Hunde nun einmal nicht anders reisen dürfen". —

„Arme kleine Katja," wiederholt sie immer wieder. „Es ist ja gar nicht auszudenken, was so ein zartes Geschöpfchen leidet durch die ungewohnten Umstände, dazu die Einsamkeit. Hunde haben eine so lebhafte Phantasie."

Die liebe Gute — Wenn's irgendwie angegangen wäre, hätte sie sich mit ihrer Katja zusammensperren lassen. —

Mein Vetter Mutz, schlank und braun — im dunkelblauen Nachtingsuit und mit dem Monokel im Auge wendet sich bald dahin, bald dorthin, sieht wie ein moderner Eulenspiegel aus, läßt einen Sprühregen von mutwilligen Bemerkungen, guten und schlechten Witzen um sich herumflimmern, macht den nichtsnutzigsten Eindruck von der Welt und erweist sich als unermüdlich hilfreich, umsichtig und ebenso geschickt im Bändigen aufgeregter Nerven als im Auffinden von am unrechten Ort verstauten Gegenständen. — Onkel

Ernst Raimund, auch ganz in dunkelblau mit einer Marinemütze auf dem Kopf, schleppt schwer an dem mir wohlbekannten, goldbeschlagenen Toilettennecessaire von Tante Emmy, deren Kajüte er ihr suchen hilft. Eine demokratisch zugespitzte junge Dame, in der ich eine der wehrländischen Reportresses aus St. Napoleon erkenne, hält ihn für den Kapitän und ruft, den Blick durchbohrend auf die geschlossene Krone geheftet, mit der das Necessaire geziert ist:

„Herr Kapitän! Anstatt für Prinzessinnen den Kammerdiener zu spielen, möchte ich Sie dringend bitten — einfacheren, aber nützlicheren Sterblichen eine anständige Unterkunft zu besorgen. Die mir angewiesene Kabine ist ein Stall . . . ein Stall . . .!"

Und Onkel Raimund mit seiner unverwüstlichen Gutmütigkeit erwidert:

„Es tut mir sehr leid, daß Sie unzufrieden sind, gnädiges Fräulein — gestatten Sie mir nur, dieses unbequeme Ding in der Kajüte meiner Schwester abzulagern, dann will ich mich gerne um eine Verbesserung Ihrer Unterkunft bekümmern!"

Die Demokratin erbleicht und stammelt tödlich erschrocken:

„Verzeihen Sie, Durchlaucht . . . ich . . . ich"

„Ja, ja! Sie haben mich für Kapitän Sprung gehalten. — Hat mir sehr geschmeichelt!" erwidert mein Onkel. —

Und nach und nach legt sich die Aufregung —

jeder verkriecht sich in sein Loch — auch wir finden unsere Kabine. — Sie ist so klein, daß Olde sich beim Anblick derselben beinahe so verzweifelt geberdet wie die Korrespondentin des „Zeitgeistes". Mir ist alles gleichgültig. Ich mache sogar Witze, wiederhole immer wieder, die Worte der Demokratin zitierend: „Unsere Kabine ist ein Stall — ein Stall!" — Olde aber faßt den Entschluß, sich zu wehren: Ich möge sie nur hier unten erwarten, sie wolle sich mit dem Kapitän auseinandersetzen, Onkel Ernst Raimund um Protektion ansprechen, den Schiffsarzt — was weiß ich, wen noch. —

„Wie Sie wollen, Olde!" Und ich strecke mich ruhig auf die rotsammetne Polsterbank unter dem Porthole aus und warte ab. —

Nach einer Viertelstunde klopft's an die Türe. Dr. Berger tritt ein, stramm, sonnverbrannt, sympathisch, gute holsteinische Rasse. —

„All right, Frau Gräfin, wir können übersiedeln. Zwei schöne Kabinen — durch den Gang getrennt. — Sind im letzten Moment freigeworden. Es werden immer im letzten Moment Kabinen frei. Dann heben wir sie auf für Schiffsgäste, die wir besonders verwöhnen wollen! Darf ich Ihnen den Weg zeigen!" Er reichte mir die Hand, um mir aus der horizontalen Lage behutsam aufzuhelfen. — Mir wurde trotz seiner Behutsamkeit miserabel. Er eilte hinaus und brachte mir etwas Kognak mit Menthol! Davon wurde mir besser. Als ich mich ziemlich schwer auf ihn stützend die Kabine verließ, sah ich an

beiden Seiten der Tür zwei große Haufen aufeinander geschichteter Pakete und Kartons. —

„Was ist das?"

„Lauter Sendungen für die Frau Gräfin und für Fräulein Walter!"

„Wir haben ja nichts bestellt, zum wenigsten ich nicht!"

„Aber meine Gnädigste! Das sind ja lauter Abschiedsgrüße. — Die Amerikaner sind kluge Leute und lassen sich's angelegen sein, Ihnen ein freundliches Andenken zurückzulassen. — Dort drüben (mit einem Blick über seine Schulter hinüber nach der eben verlassenen Kajüte) haben wir die vielen Präsente nicht gemeldet, weil wir das Kellerloch immer nur für einen provisorischen Zustand angesehen haben, — und die Sachen nur im Wege gewesen wären. — Da sind wir!"

Ich atmete auf. Meine neue Kabine war gut situiert. Direkt ober dem Promenadendeck — mit einem Porthole auf die See. — Und während ich mich nun doch herzlich darüber freute, dem engen Rattenloch entkommen zu sein, schleppte der nette Doktor noch die sämtlichen Pakete herbei, die für mich abgeliefert worden war. Er brachte mir sogar eine Schere, um den Bindfaden durchzuschneiden, und dann verließ er mich. — Als feinfühlender Mensch erriet er's, daß man beim Öffnen von Abschiedsgeschenken nicht beobachtet werden will. —

Unglaublich, wer sich alles meiner erinnert hatte. — Die verschiedenen Amerikaner, bei denen ich blaß-

grüne, violette und dunkelrote Lunches eingenommen hatte — der wehrländische Konsul und der Erzbischof von New York, Mr. Carwood, Patrick Mallard, die kleine Inspectreß. So viele schöne Früchte, Grape fruit, Ananas, Pfirsiche, Erdbeeren. Das Grape fruit hab ich mir für meinen Privatgebrauch in meiner Kabine reserviert, alles andere durch den Steward für die Tafel von Onkel Raimund aufbewahren lassen. — Viele Bücherpakete — alle Romane, die gerade in dem Jahre von sich hatten reden machen — zwei entzückende weiße Kissen aus Leinenbatist von Mrs. Edwards — und Blumen — Blumen! — — Rosen! — immer wieder Rosen, meistens American beauties mit langen Stielen!

Ja, viel Schönes fand ich — aber das, was ich, ohne es mir selbst eingestehen zu wollen, suchte — fand ich nicht. —

Sollte er am Ende doch wie die deutschen Romanhelden sein und mich verachten — fragte ich mich . . . Oder . . . oder schämte er sich am Ende so sehr vor mir, daß er gar nicht mehr wagte, sich mir ins Gedächtnis zu rufen. Beides hätte mir leid getan. —

Da . : . noch ein Blumenkarton — der größte von allen. Ich öffnete ihn ohne mehr zu denken, daß er von Roy kommen könne. — Eine Fülle von weißen Rosen lag darin — und ein Zettel von Roy Harrison, nur ein kleiner Zettel. Hastig öffnete ich ihn.

„Der reizendsten Frau in der Welt, der reizendsten und reinsten — in der Hoffnung, sie möge groß-

mütig verzeihen und ein nachsichtig Gedenken bewahren ihrem dankbaren Freund und ergebenen Diener

Roy Harrison."

Ich hielt das Blatt noch in der Hand, als der Steward an meine Tür klopfte, um mir mitzuteilen, daß aufgetragen würde, und daß Seine Durchlaucht Fürst Wesersloh mich an seiner Tafel erwarte. —

Ich schickte Seiner Durchlaucht all die dicken roten und rosa Rosenbündel herauf, die ich erhalten hatte, alle — nur die weiße nRosen nicht — und bat, mich für diesmal zu entschuldigen. Ich fühlte mich nicht wohl genug, um an der Mahlzeit teilzunehmen. —

Als der Steward fort war, bat ich die Stewardeß um eine Vase für meine weißen Rosen. Sie brachte mir eine Art Kupferkessel, „der nicht leicht umfallen würde", und den ließen wir auf der Erde stehen und banden ihn an ein Bein der roten Polsterbank. Die Rosen duften süß, während ich das schreibe. —

Er hat's verstanden, daß ich nicht anders konnte — nicht konnte! Und . . . er hat sich geschämt . . . Armer Roy! — Das rote Gesicht ist ganz aus meinem Gedächtnis geschwunden. — Dafür dank ich Gott! —

Gott! — Sonderbar — daß — gerade in diesen letzten Jahrzehnten das Wort zu klein geworden ist für unsern sich immer mehr weiternden und vertiefenden Gottesbegriff. —

— — — —

14. Juni.

Jetzt sind wir den vierten Tag auf See. — Ich empfinde meinen Schmerz kaum mehr, hab nur immer so ein Gefühl, langsam zu verbluten; aber es fällt mir gar nicht ein, das Blut zu stillen. Es ist fast ein angenehmes Gefühl, dieses Verbluten — das Überhandnehmen einer großen Schwäche, das mit einer großen Beruhigung verbunden ist. — Das Bewußtsein einer inneren Läuterung mischt sich hinein. — Der Schmerz ist fort — eine verträumte Schwermut ist an seine Stelle getreten. Die Fähigkeit, dagegen zu reagieren, ist mir verloren gegangen, — die Fähigkeit, neue Unternehmungen zu planen, Luftschlösser zu bauen — mich mit der Zukunft zu beschäftigen. —

Der Doktor sagt, das ist die Wirkung des Meeres — und Olde sagt, es ist die Nachwirkung meines Schmerzes. — Sie irren sich beide. — Es ist der Einfluß von Europa, der sich meldet — Europa, dessen Seele uns weich und leise entgegenschwebt — die unter tausend Enttäuschungen erlahmende, uralte, müde Seele von Europa. —

Das Land der unbegrenzten Möglichkeiten ist weit — nicht dreitausend Meilen und nicht drei Tage weit — drei Jahrhunderte weit entfernt ist es, — ja noch viel, viel weiter. — Und auch alle meine Erlebnisse dort sind in die Ferne gerückt, in eine weite, weite Ferne. —

Heute nacht hatte ich einen wunderlieben Traum.

Ich träumte, daß die vier Engelchen, die lustig strampelnd auf der Krönung des Beichtstuhls in un-

serer Kirche in Saßnitz in Schlesien hocken — von dem Beichtstuhl, in dem ich meine allerersten Sünden abgebeichtet habe, ihrem gewohnten Sitz, weggeflattert wären, um, mit großen Scheren bewaffnet, ein Stück blaues Zeug aus dem Himmel zu schneiden. Das brachten sie mir und legten mich darauf, und wiegten mich leise, leise in den Schlaf. — Ich hatte noch das Gefühl des Eingewiegtwerdens, als ich früh morgens erwachte. —

Die Tage fließen so hin, einer in den andern — nicht ohne Annehmlichkeit. Jeden Morgen weckt mich das Ständchen, das der Schiffstrompeter vor meiner Kabine bläst — dann kommt die Stewardeß und macht mein Portholе auf, um die frische Luft hereinzulassen. — Dann dehne und recke ich mich. — Die Stewardeß bringt mir ein in Eis gekühltes Grape fruit, eine Tasse heißen Kaffee mit Toast; es schmeckt mir. — Mitten in dem Essen blättere ich in einem von den Romanen, die man mir aufs Schiff nachgeschickt hat. Die Stewardeß macht mich ein wenig zurecht; sie ist eine Perle. Gegen zwölf Uhr kommt sie noch einmal, wäscht mich, wie eine Krankenpflegerin, und kleidet mich an, wie eine Kinderfrau. Dadurch erspart sie mir den Schwindel, der durch unnötige Bewegungen erzeugt wird, und infolgedessen die Seekrankheit.

Um ein Uhr erscheine ich jedesmal zum Lunch, und wir sitzen alle um Onkel Ernst Raimund herum, an dem hübschen, länglichen Tisch, auf dem in silbernen Champagnerkühlern die schönen Rosensträuße stehn,

die uns zum Abschied aufs Schiff gesandt worden sind. — Alle Rosen meiner Tante und Cousine — alle meine Rosen — alle . . . alle . . . nur nicht die weißen. Die verbreiten noch immer in meiner Kabine ihren zarten Duft. —

Nachmittags lieg' ich oben auf Deck, und zwar auf einer langen Couchette aus Bambusgeflecht, die ich speziell zu dem Zweck in New York gekauft habe. Von da stell' ich meine Beobachtungen an. — Am öftesten kommt mein Onkel Ernst Raimund an mir vorbei. Er ist absolut seefest und unermüdlich im Promenieren. — Dabei plaudert er mit den merkwürdigsten Leuten — mit einem Gastwirt — mit dem Chef eines Hamburger Warenhauses — einem Schauspieler, und mit zwei Trapezkünstlern. — Er behauptet, daß ihn diese Gespräche ungeheuer interessieren, und daß er unglaublich viel dabei lernt. — Mein Vetter Mutz schlendert vorbei, immer mit derselben bildhübschen Amerikanerin, die er erst auf dem Schiff kennen gelernt hat und der er auf Tod und Leben den Hof macht, so daß das ganze Schiff hinter der Flirtation eine Verlobung wittert. — Tante Emmy und meine Cousine Dada regen sich jede nach einer andern Richtung über die Scheinverlobung auf; Tante Emmy aus Mitleid mit der hübschen Amerikanerin, Dada aus Angst, Mutz könne alles Ernstes den Kopf verlieren.

Der rothaarige Kammerherr tröstet sie:

„Ach, Prinzessin, lassen Sie's gut sein, das ist so ein letzter Nachklang des ‚Unbegrenztenmöglich-

keitswahns!' Sobald wir den ersten europäischen Uferrand erblicken, werden wir alle wieder normal!" sagt er. —

Ich glaube, er hat recht. —

Jeden Tag zieht der Schauspieler, mit dem Onkel Raimund sich so lebhaft unterhält, den Hut tiefer vor Seiner Durchlaucht — heute hat er schon mit dem Hutrand das Deck gefegt.

15. Juni.

Ich fehle jetzt bei keiner Mahlzeit und laß mich jedesmal von meiner braven Stewardeß für das Diner sehr hübsch dazu herrichten. —

Unser Tisch ist der vornehmste im ganzen Speisesaal und erregt viel Aufmerksamkeit. Meine beiden Vettern erscheinen immer im kurzen Meßjackett — nur Onkel Raimund und der Kammerherr im Smoking. Die Rosen in den Champagnerkühlern halten sich noch immer, trotzdem das Wetter seit ein paar Tagen recht stürmisch geworden ist, und wir jeder ein Holzkästchen mit ziemlich hohem Rand zur Sicherung der Speisen vor uns stehen haben, damit nicht alles durcheinander fliegt. —

Die Sirene brüllt auf Deck die ganze Nacht; mein Vetter Louis fürchtet sich vor Eisbergen, und mein Vetter Mutz lacht ihn aus. Ich fürchte mich nicht.

Es geht mir merkwürdigerweise gut, trotz des Sturms. Gestern hatte ich sogar die nötige Energie, anstatt Tante Emmy, die kampfunfähig geworden

war, auf das oberste Deck hinaufzukriechen, um mich nach der Gesundheit der armen Katja zu erkundigen. — Der geht's ganz gut, aber Bimbam, der Foxterrier meines Vetters Mutz, ist schauderhaft seekrank.

Sehr viele nette Amerikanerinnen sind an Bord. — Amerikanerinnen in der Art Miß Kendletons — nur jünger, hübscher, aber auf derselben Kulturstufe. Sie sind sehr zurückhaltend; aber Dr. Berger, der mit einigen schon ein Dutzendmal die Überfahrt gemacht hat, vermittelt hier und da eine Bekanntschaft zwischen ihnen und mir.

16. Juni.

Europa ist sehr nahe!

Die See ist wieder ruhig. Manchesmal sage ich mir plötzlich: in zwei Tagen bin ich zu Hause, ich werde von der Königin in Audienz empfangen werden. Ich . . . ich werde mich mit Botho auseinandersetzen müssen; was werde ich ihm sagen?

Ich weiß nicht, was ich ihm sagen werde; ich habe nicht genügend innere Kraft und Wehrhaftigkeit, um den kleinsten Vorsatz zu fassen. —

Ach, nur sich so treiben lassen, weit, weit ins Endlose, und niemals mehr an einem Ufer landen, von einer Grenze gehemmt werden; mir ist's, als wünsche ich nichts anderes mehr, als könne ich nie mehr etwas anderes wünschen. —

18. Juni. Hamburger Hof.

Jetzt ist's vorbei, ganz und gar vorbei. Der Ozean liegt zwischen mir und meinem Traum. —

An dem Tag, an dem wir uns Europa nahten, hatte ich Kopfschmerzen, auch war ich so müde, daß ich mich nachmittags niederlegen mußte. — Ich verschlief Plymouth und Cherbourg, erwachte erst, als die Stewardeß an meine Tür klopfte, um mich für das Diner herzurichten. — Es sollte das Abschiedsdiner, das sogenannte Capitainsdinner, sein. — Die Stewardeß mußte mein weißes Chiffonkleid für mich aus dem Koffer nehmen. —

Sie lobten mich alle, als ich zwischen ihnen erschien. Das Diner war köstlich; prachtvolle Hummer und Poularden, die in Cherbourg eingeliefert worden waren, Sahne und Erdbeeren. —

Die Musik spielte die scharfgewürzten amerikanischen Tanzweisen, die übermütigen Kakewalks, die einem wie elektrische Ströme in die Nerven dringen, und von denen Mutz immer behauptet, sie seien das musikalische Äquivalent für einen Cocktail.

Zum Dessert ging (vorschriftsmäßig) das Licht aus, und feuerumglühte Eisspeisen wurden hereingetragen. Dann flammte das Licht wieder auf, und die Herren entstellten sich mit allerhand sonderbaren Kopfbedeckungen, die sie in den Knallbonbons gefunden hatten, die mit dem Dessert herumgereicht wurden, nur an unserm Tisch entstellten sich die Herren damit nicht, das Zuschauen langte. —

Und plötzlich in all den Unsinn hinein klang "The Swaney River", die musikalische Poesie von Amerika, da zog sich mir das Herz zusammen, daß ich Mühe hatte, nicht zu weinen, und froh war, als

die Musik gleich darauf den Starbannerhymnus ertönen ließ, der alle Wehmut wegschmetterte. —

Anläßlich dieser den Amerikanern dargebrachten Huldigung mußten wir uns alle aufrichten, das ist so Sitte, und wir machten die Sitte mit, obzwar wir innerlich wütend waren, weil die Amerikaner nie aufstehen, wenn „Heil dir im Siegerkranz" gespielt wird. — Als wir uns wieder setzen durften, erhob mein Onkel sein Glas und sagte:

„Nun wollen wir alle in dankbarer Erinnerung an unsere schöne Reise und die viele über dem Ozean drüben genossene Gastfreundschaft anstoßen auf Amerika. Das Land der unbegrenzten Möglichkeiten — lebe hoch!"

Wir mußten natürlich alle einstimmen, wenigstens offiziell — aber kaum, daß wir damit fertig waren, fing der Kammerherr zu raisonnieren an:

„Na weißt Du — von unbegrenzten Möglichkeiten hab ich dort hinter uns" — er machte eine verächtliche Kopfbewegung gegen Westen hin — „auch nichts gemerkt. Die Bäume wachsen dort ebensowenig in den Himmel wie anderswo!"

„Aber die Bäume versuchen's wenigstens," erwiderte Onkel Ernst Raimund. — „Das ist doch etwas!"

„Es ist sogar sehr viel," murmelte Olde.

„Die ganzen oberen Schichten, die sich so mausig machen mit ihrer Vornehmheit, sind, einige Ausnahmen vorbehalten, wenigstens um zehn Pferdelängen hinter uns zurück!" rief der Kammerherr.

„Und die unteren Schichten sind um zwanzig Pferdelängen vor den unsern voraus!" erklärte ich.

Tante Emmy sah nachdenklich vor sich hin.

„Amerika ist hundert Jahre in der Kultur gegen Europa zurück," behauptete der Kammerherr.

„Tausend Jahre!" erklärte meine Cousine Dada.

„Es ist nicht um tausend Jahre zurück — es ist einfach um tausend Jahre jünger als Europa," berichtigte ich, worauf Onkel Raimund sofort:

„Sie hat recht, sie hat recht," versicherte — „Es hat noch tausend Jahre Zukunft vor sich!"

Dann gingen wir auf Deck. Dort wurde Kaffee serviert, Zigaretten wurden herumgereicht, Visitenkarten mit Adressen wurden ausgetauscht, die Reisebekanntschaftsadressen, die man manchesmal erst um Jahre später aus einer Seitenwand seines Reise-necessaires herauszieht, ohne sich im geringsten klar darüber werden zu können, welches Gesicht zu dem Namen gemeint ist. —

Dann spielte die Musik zum Tanz auf. — Und diesmal keinen Kakewalk mehr, sondern einen vergnügt wehmütigen Walzer von Strauß, und mein Vetter Mutz tanzte ihn, nachdem er erst höflichkeits-halber mich, dann Dada aufgefordert hatte, mit seiner hübschen Amerikanerin. — Die merkwürdigsten Men-schen tanzen — und alle sind lustig — und wie ich schließlich die Lustigkeit nicht mehr aushalten kann, schleiche ich hinunter in meine Kabine und streife meine Kleider ab — ohne die Stewardeß — und

strecke mich aus und träume ein letztes Mal von Amerika. —

Draußen schluchzte das Meer — schwermütig.

The Swaney River mischte sich in sein Lied. Ich fing an zu träumen, aus den Träumen schlich der Schlaf — da weckte mich plötzlich ein leises Knistern. — Ich rieb mir die Augen und blickte nach dem großen weißen Strauß, der noch immer aus dem Kupferkessel, in dem die Stewardeß das Wasser täglich erneuert hatte, ragte.

Mir war's, als strebe der Duft der Rosen besonders süß zu mir herüber. — Plötzlich öffneten sie ihre Kelche sehnsüchtig weit — weit — dann mit einem leisen, traurigen Erschauern, das ich nie vergessen werde, glitten die weißen Blütenblätter herab auf den Boden. — Mein Herzschlag stockte, — deutlich hatte ich das Gefühl, daß mir in dem Augenblick etwas gestorben sei. —

Ja — es ist vorbei . . . ganz vorbei. —

Heute bin ich zum Lunch herunter wie jeden Tag — hab' sogar einen guten Appetit entwickelt. —

Gegen Abend waren wir alle auf Deck, um nach Cuxhaven auszuspähen.

Die Sonne stand schon tief und hatte die Wolken angezündet. Gegen den feuerfarbigen Hintergrund zeichneten sich unheimlich schwarz die mageren traurigen Linien eines Wracks. — Das war das erste, was ich von Deutschland sah. —

Dann kam der grüne Schimmer ferner Wiesen — er wurde deutlicher — deutlicher — ganz deutlich.

— Die Wiesen streckten sich an den Ufern hin. Aus den Wiesen ragte ein schöner, alter Buchenwald, dann die Silhouette einer Kirche mit einem goldenen Kreuz auf ihrem Turm — zu Füßen des Waldes duftete das frisch gemähte Gras. —

Eine seltsam weiche, flimmernde Atmosphäre breitete sich über die Welt. Mir war's mit einem Male, als ob ich die Welt durch Tränen und dahinschwindende Regenbogen sähe. Der ganze todtraurige, tausend Enttäuschungen hinter sich herschleppende Idealismus — die aus tiefen Schmerzen zusammengewobene Poesie — die aus vielen krankhaft überfeinerten, hinter einander abgestorbenen Kulturen gewonnene Schönheit — der wundervolle Schmerz und der ganz unentrinnbare, knechtende Zauber Europas umfing mich. —

Olde stand neben mir, bleich und still und blickte mich an, als wollte sie sehen, wie ich Europa ertragen würde. Ich drückte ihr stumm die Hand. —

Das Schiff hielt. — Der Kutter mit dem Piloten kam in Sicht. Er war dicht besetzt mit Menschen. Die Operngläser gingen von Hand zu Hand, Mutz und Onkel Raimund erkannten Tante, Tante Emmy ihre zwei in Europa zurückgebliebenen Schwestern. —

Wer konnte, war herbeigeeilt, um die Rückkehrenden zu begrüßen. Das ganze Schiff war bald voll von verwandtschaftlichen Küssen und Umarmungen. — Olde und ich standen ein wenig abseits und sahen zu. —

Vielleicht wunderten wir uns darüber, daß gar niemand für uns da war . . . ich weiß es nicht genau — ich glaube fast, daß ich mich wunderte . . . aber erleichtert fühlte ich mich auch.

Da in die verwandtschaftlichen Küsse und Rührungen mitten hinein schnarrte die Stimme des Postmannes, der die Namen aller derjenigen Personen ausrief, für die Briefe angelangt waren. — Ich horchte auf. —

Mein Name kam an die Reihe, offenbar hatten die Zeitungen die Anwesenheit meiner berühmten Person an Bord der Wehrland verraten. —

Ein ganzes Paket Briefe war an mich gelangt — Gratulationen zu meiner Rehabilitation natürlich — und dazwischen . . . Ich schlich mich in meine Kabine hinab. — Zwischen den vielen gleichgültigen Briefen war ein wichtiger — von Botho. Da ist er:

„Liebe Titi! Ich kann mich nicht mehr hineinverstehen in Sie, diesmal wirklich nicht. Denn wenn Sie auch eine verwöhnte, kapriziöse Frau sind, so sind Sie doch auch ein selten wackerer, verläßlicher Mensch — also woher diese Schwankung? Warum zeigen Sie erst einem armen Teufel das Paradies und machen ihm, sobald er sich nähert, die Tür vor der Nase zu? Nun, ich hab' mir's erklärt auf meine Weise. Etwas mußte Sie zurückhalten dort drüben, sagte ich mir. Mir war böse zu Mute, aber ich trachtete mich zu fügen und hoffte nur, daß das, was Sie fesselte, etwas Edles, Ihrer Würdiges sei. — Und nun melden die Zeitungen

doch Ihre Ankunft. Darf ich auf eine, diese Rätsel lösende Aussprache hoffen? — Wann und wo?

Immer Ihr treu ergebener

Botho."

Den Brief auf den Knien bin ich in meiner Kabine gesessen, als Olde eintrat, mir zu melden, daß wir heute nicht mehr in Cuxhaven einlaufen könnten. Wir hätten des vielen schlechten Wetters halber die Flut um zehn Minuten versäumt; sie teilte mir auch mit, meine Verwandtschaft hätte sich zu einem vergnügten Souper versammelt und man ließe mich fragen, ob ich nicht mittun wolle. —

Ich bat Olde, allein mit meinen Verwandten zu soupieren und mich zu entschuldigen.

Wie kann ich Botho erklären, was in mir vorgegangen ist? . . . Ich weiß nur ein Mittel — sobald ich nach Hamburg komm', pack ich alle meine Tagebuchblätter zusammen und schick' sie ihm. — Ich bin's ihm schuldig — ganz aufrichtig zu sein. — Wird er begreifen und verzeihen oder wird in diesem Sturm, der mein Leben durchbraust hat, das letzte, was noch Wert für mich behält, seine Freundschaft, untergehen? —

Helmopolis, 24. Juni.

Noch immer keine Antwort von Botho.

25. Juni.

Ich weiß wirklich nicht, was ich denken soll — ich war schon ganz verzweifelt, da fiel mir plötzlich

sein Zwinger für lahme Pferde ein . . . ich weiß nicht, warum mich die Erinnerung tröstete. —

27. Juni.

Heute endlich kam sie, die Antwort Bothos auf meine Sendung — nur ein paar Worte:

„Liebe Titi! Ich habe jede Zeile gelesen und danke Ihnen für Ihr Vertrauen! — Ihr Freund mehr als je . . . später . . . was Sie wollen!"

Druck: Berliner Buch- und Kunstdruckerei G. m. b. H., Berlin—Zossen.







